KARL MAY

Das Geheimnis des Marabut

The University of Michigan

Max Kade German House

Karl May's Geſammelte Werke

Band 57

Das Geheimnis des Marabut

Karl-May-Verlag
Radebeul bei Dresden

Das Geheimnis des Marabut

Roman

von

Karl May

Herausgegeben von

Dr. E. A. Schmid und Franz Kandolf

1. bis 30. Tausend

Karl-May-Verlag
Radebeul bei Dresden

GRAD
838
M465
191-
v.57

Inhalt

		Seite
1.	Die Stimme des Herzens	5
2.	Das ‚Auge der Franzosen'	55
3.	Panthergebrüll	85
4.	Im Duar der Beni Aïssa	108
5.	Der sterbende Marabut	132
6.	Der Erbe	158
7.	Ein Wiedersehn in der Sahara	173
8.	Der Günstling des Kaisers	190
9.	Teuflische Ränke	200
10.	Der Wolf im Schafspelz	223
11.	Verbrecher unter sich	238
12.	Ein Blitz aus heiterm Himmel	261
13.	Die Tochter des Schäfers	282
14.	Auf der Suche nach der Kriegskasse	292
15.	Ein deutscher Kundschafter	310
16.	Ein Schiffbruch auf der Mosel	332
17.	Der neue Hauslehrer	351
18.	Seltsame Wege	383
19.	Das Turmgespenst	406
20.	Abu Hassan, der Zauberer	431

Das Recht der Übersetzung
in fremde Sprachen bleibt vorbehalten

Copyright 1930 by Karl-May-Verlag
Radebeul bei Dresden

Der vorliegende Roman ist der zweite Teil der von Karl May im Jahr 1883 veröffentlichten Erzählung „Die Liebe des Ulanen". Über die Entstehungsgeschichte, den Werdegang und die Geschicke dieses Werks findet man Näheres in Bd. 34 „Ich" und im 9. Karl-May-Jahrbuch (1926). Im Sinn unsrer dort niedergelegten Ausführungen wurde der Roman sorgfältig durchgefeilt und tunlichst von Fremdkörpern, Weitschweifigkeiten und Unstimmigkeiten befreit. Bei dieser mehrjährigen und mühevollen Tätigkeit haben uns Frau Lisa Barthel-Winkler (Berlin) sowie die Herren Otto Gottstein (Leipzig), Ad. Stütz (Erfurt) und Max Weiß (Bamberg) in dankenswerter Weise unterstützt.

Radebeul, Weihnachten 1929. Die Herausgeber

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

grad
gift
6-22-04

1. Die Stimme des Herzens

Bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts war es nur wenigen Europäern gelungen, Timbuktu zu besuchen. Zahlreiche ernsthafte Forscher hatten ihr ganzes Können drangesetzt, um jene Grenzstadt zwischen Sahara und Sudan zu erreichen, aber nur wenigen glückte es. Bald einzeln, bald in großen, wohlausgerüsteten Forschungsfahrten versuchte man, sowohl von Norden als auch von Westen her sich der Stadt zu nähern. Im Norden war es die Wüste mit ihren Gefahren, mit den Räuberbanden am Südabhang des Atlasgebirgs und den verwegnen Tuareg im Innern, die Timbuktu vor der Neugier der Europäer beschützt hatte. Im Süden und Westen war es das Mißtrauen der mohammedanischen Negerbevölkerung gegen die Weißen und die Furcht, von diesen unterjocht zu werden, woran die meisten von dort ausgeführten Versuche scheiterten.

Da wurde 1848 von der „Berliner Gesellschaft für Erdkunde" ein Unternehmen ausgerüstet, das den Zweck hatte, das Innere der Sahara zu erforschen und, falls es die Verhältnisse gestatteten, Timbuktu zu erreichen. Man sah sich dabei nach einem jungen, mutigen und zugleich wissenschaftlich gebildeten Offizier um, der geeignet sei, den Zug zu begleiten. Die Wahl fiel auf den Oberleutnant Gebhard von Greifenklau, und er willigte mit größter Freude ein, obgleich es seine Eltern schwere Überwindung kostete, ihren Sohn solchen Gefahren entgegengehn zu lassen.

Gebhard war das einzige Kind des Rittmeisters Hugo von Greifenklau und seiner Gattin Margot. Die Geschichte dieser beiden ist dem Leser bekannt[1]). Bei seiner Taufe hatte der alte Feldmarschall Blücher Pate gestanden. Der Kleine, ein vielversprechendes Ebenbild seiner Eltern, war erst kurze Zeit dem Knabenalter entwachsen, da kam die Nachricht, daß die Baronin de Sainte-Marie gestorben sei und ihm den Meierhof Jeannette vermacht habe.

Das Geschick derer von Sainte-Marie hatte sich traurig gestaltet. Baron Romain war mit seiner Mutter wegen seiner Heirat mit Berta Marmont zerfallen und mit seiner Frau nach Berlin gezogen. Hugo von Greifenklau hatte sich bald nach seiner Hochzeit auf seine Güter begeben. Auf diese Weise war ihm entgangen, wie unglücklich der Baron mit Berta lebte. Später erhielt er einen Brief, worin Baron Romain ihm anzeigte, daß Berta mit dem frühern Kapitän Albin Richemonte geflüchtet sei, und daß er das Paar verfolge.

So war Richemonte doch in der Nähe gewesen, wohl um Rache zu nehmen. Nur das Zusammentreffen mit Berta hatte ihn davon abgehalten. Geraume Zeit später schrieb die Baronin de Sainte-Marie an Frau Richemonte, daß sie ihren Sohn nun auch seelisch verloren habe — sie hatte in Erfahrung gebracht, daß seine Frau in Marseille von ihm getötet worden sei.

Seit jener Zeit blieb Kapitän Richemonte, ebenso wie der Baron de Sainte-Marie, spurlos verschwunden. Richemonte war, weil er wegen Mordverdachts in Untersuchung gesessen hatte, aber auch aus verschiedenen andern Gründen gezwungen gewesen, das Heer zu verlassen.

Hugo und Margot von Greifenklau hatten mit der Vergangenheit völlig abgeschlossen. Ihre Gedanken gehörten

[1]) Siehe Karl Mays Gesammelte Werke Bd. 56 „Der Weg nach Waterloo".

der Gegenwart und der Zukunft. Es war Hugos Wunsch, daß sein Sohn Offizier werde, und er brachte ihn deshalb im Kadettenkorps unter. Gebhard zeichnete sich unter den Mitschülern bald aus; nur ein einziger, namens Kunz von Eschenrode, hielt mit ihm gleichen Schritt, und beide schlossen sich einander an.

Die Jugend träumt gern in die Ferne. Auch die beiden jungen Freunde träumten diesen Traum. Er sollte ihnen erfüllt werden. Sie hatten ihre Prüfung bestanden und die Offizierernennung in der Tasche. Nach verhältnismäßig kurzem Dienst wurde Eschenrode der Pariser Gesandtschaft zugeteilt.

Schon einige Jahre war Kunz von Eschenrode in Paris, als der Ruf der Gesellschaft für Erdkunde an Gebhard von Greifenklau gelangte, den Forschungszug nach Timbuktu zu begleiten. Er erbat sich Urlaub auf unbestimmte Zeit und widmete sich mit allem Eifer den Vorbereitungen für seine neue Aufgabe.

Es gab da vieles anzuschaffen: Karten, Geräte und manch andre Dinge, die damals in bester Güte nur in Paris zu haben waren. Daher wurde diese Stadt zum Sammelpunkt für die Mitglieder der Forschungsreise bestimmt.

Gebhard reiste ab. In Paris war es sein erstes, Kunz von Eschenrode durch einen Besuch zu überraschen.

„Du in Paris?“ fragte Kunz nach herzlicher Begrüßung. „Wohl eine Erholungsreise?“

„In die Sahara.“

„In die Sahara? — Du willst doch nicht sagen, daß du die Absicht hast, nach der Wüste zu gehn?“

„Nicht nur nach der Wüste, sondern quer hindurch.“

„Rede bitte nicht in Rätseln, Gebhard!“

„Meine Erklärung ist ganz einfach: ich habe das Glück, Mitglied einer Forscherfahrt nach Timbuktu zu sein.“

„Nach Timbuktu? Das klingt ja wie ein Märchen!"

„Es erscheint mir selber so."

„Aber sag doch, wie kommst du dazu? Wer sind die Mitglieder der Reisegesellschaft, und welche Zwecke soll sie in Timbuktu verfolgen?"

Nachdem ihm Gebhard Aufschluß gegeben hatte, drückte Kunz ihm freundschaftlich die Hand.

„Ich beglückwünsche dich, lieber Gebhard. Du glaubst nicht, wie froh ich bin, daß wenigstens dir unser Lieblingswunsch in Erfüllung geht: Du lernst die Sahara kennen."

„Ich danke!" antwortete Gebhard in scherzendem Spott. „Ich lerne die Sahara kennen, ich wate tief im Sand, während du in der Pariser Gesellschaft deine Studien machst. Du schwelgst auf Festen, während ich von der Sonne aus gebraten werde. Wenn ich dann später zurückkehre, bist du Major, ich aber — ein Mohr."

„Trotz alledem wollte ich doch, ich könnte mit dir tauschen. Welche Aussicht auf Abenteuer! Du wirst dich mit den wilden Berbern, Arabern und Tuareg herumschlagen, wirst Hyänen, Schakale und Löwen töten — Löwen, sacré, Löwen, da fällt mir Hedwig ein."

„Hedwig?" fragte Gebhard. „Hyänen, Schakale, Löwen und Hedwig? Soll das eine Steigerung der Wildheit bedeuten?"

„Hm! Beinah! Hedwig ist nicht sehr zahm."

„Ah!" lachte Greifenklau. „So ist diese Hedwig wohl eine ungezähmte Tigerin, die ihre Wohnung im zoologischen Garten hat?"

Kunz schüttelte geheimnisvoll den Kopf.

„Nein, Hedwig ist ein wunderschönes Geschöpf, das allerdings einen gewissen Grad von Unbezähmbarkeit besitzt, aber nicht in einem Tigerkäfig, sondern in einem der Paläste in der Rue de Grenelle wohnt."

„Jung und schön?"

„Schön zum Verrücktwerden."

„Reich?"

„Steinreiche Tante."

„Alle Teufel! Nimm du die Hedwig und laß mir die Tante!"

„Mit Vergnügen! Besser für dich aber wäre die Schwester. Dann teilten wir uns brüderlich in die Erbschaft!"

„Schau an! — Diese Hedwig hat eine Schwester? Darf ich um eine Beschreibung dieser Schwester bitten?"

„Gern."

„Danke. Also: Alter?"

„Siebzehn."

„Haar?"

„Mittelblond."

„Meine Lieblingsfarbe! Augen?"

„Hellgrau, mild leuchtend wie Sterne."

„Komet oder Planet?"

„So sanft und mild, wie du nur willst."

„Gestalt?"

„Schlank, aber trotz ihrer Jugend voll."

„Stimme?"

„Wie ein silbernes Glöckchen."

„Hm, klingt sehr nach Goldarbeiter! Hat sie auch schon einen Verehrer wie die Hedwig."

„Noch nicht."

„Höchst günstig! Der Name?"

„Ida."

„Klingt nicht ganz unschön. Eltern?"

„Keine."

„Ah! Also fertig zum Heiraten?"

„Leider nicht. Der alte Zerberus liegt vor der Tür!"

„Besteht dieser Zerberus etwa in der alten, reichen Tante,

so machen wir es wie Herkules: wir besiegen diesen Höllenhund mit dem Knüppel oder mit Liebenswürdigkeit, je nachdem."

„Da hilft weder Waffe noch Gesellschaftskunst. Leider." Kunz seufzte komisch.

„Man sieht es dir an", meinte Gebhard. „Vielleicht bin ich glücklicher."

„Wills dir von Herzen wünschen."

„So tu deine Pflicht: führ mich nach der Rue de Grenelle. In welche Unterabteilung des menschlichen Geschlechts gehört denn die alte, reiche Tante?"

„Sie ist die Gräfin de Rallion."

„Ist sie umgänglich?"

„Bösartige Deutschenhasserin. Sie liebt überhaupt keinen Menschen."

„Aber du liebst ihre Nichte Hedwig?"

„Mit Hindernissen!"

„Welche sind das? Die Alte?"

„Erstens diese, zweitens Hedwig selber, und drittens so ein verteufelter Vetter, der mir immer im Weg herumläuft, Graf Jules de Rallion."

„Bevorzugt ihn denn die Alte?"

„Nicht im geringsten. Die Alte hat überhaupt nicht die mindeste Lust, einen Menschen zu bevorzugen."

„Scherz beiseite: du machst mir wirklich Lust, die Familie kennenzulernen. Ich bitte dich, mich einzuführen."

„Wie lang bleibst du hier?"

„Etwa zwei Wochen."

„Gut, so bist du mir nicht sehr gefährlich. Ich werde dich einführen."

„Oho! Ich dir gefährlich?"

„Ich bin rasend eifersüchtig, mein Junge!"

„Und ich bin zahm wie ein Lamm. Von mir hast du

nichts zu befürchten. Übrigens bete ich ausgelassene Naturen, wie sie eine zu sein scheint, nicht sonderlich an."

„Weiß Gott, sie ist ausgelassen; Ida dagegen sanft. Ich bin überzeugt, daß sie dir gefallen würde, wenn du länger hierbleiben könntest."

„Zwei Wochen genügen", lachte Gebhard. „Aber sag einmal, hat denn die Tante nicht eine schwache Seite, irgendeine Eigenheit, bei der sie zu fassen wäre?"

„Eigenheit? Donner und Blitz: davon bin ich ganz abgekommen. Davon wollte ich ja sprechen, als ich vorhin sagte, daß mir Hedwig eingefallen sei. Freilich hat die Alte eine schwache Seite und Hedwig ebenso."

„Welche?"

„Hast du von Gérard gehört?"

„Gérard? Welcher Gérard? Der General?"

„Nein, der Löwentöter."

„Der berühmte Saharajäger? Natürlich!"

„Tante und Hedwig schwärmen für ihn."

„Das ist sonderbar, aber nicht grad unweiblich."

„Mir aber desto unangenehmer, sintemal ich leider kein Löwenjäger bin."

„Ah! Die Kleine will nur einen Löwenjäger heiraten? Aber so spricht sie vielleicht nur, um dich erst recht anzureizen, und in diesem Fall könntest du dir Glück wünschen. Aber wie kommt es, daß die Damen so begeistert für diesen Löwenjäger sind?"

„Das hat zwei Gründe. Die Tante hegt eine große Vorliebe für Reisebeschreibungen. Hedwig liest sehr gut und muß ihr also vorlesen. Daher kommt es, daß beide einen besonderen Hang für Abenteuer haben und für alle Personen, die solche bestehn. Gérard ist jetzt in aller Mund. Was Wunder also, wenn auch diese beiden für ihn schwärmen?"

„Das ist der eine Grund. Und der zweite?"

„Der liegt nur in der Tante. Sie hat nämlich Gérard gesehn. Sie hat ihn sogar einmal eingeladen und hat seinetwegen eine Abendgesellschaft gegeben, was bei ihrem Geiz ein fürchterliches Opfer gewesen ist. Dabei aber hat sie eine ganz besondre Ähnlichkeit herausgefunden zwischen Gérard und — hm, einem ihrer frühern Anbeter, den sie begünstigt haben muß."

„So, so! Das hat sie dir doch nicht gesagt? Woher weißt du es also?"

„Mein Sohn, ich bin Staatsmann! Als solcher aber lernt man Ränke schmieden, berechnen, auskundschaften und manches heraustüfteln, was andern verborgen bleibt."

„So hast du also den frühern, begünstigten Liebhaber der Alten auch herausgetüftelt?"

„Es war nicht besonders schwierig. Eine Mappe, die sie mir einst zeigte, enthielt Bilder von Anverwandten. Ein einziges war das Bildnis eines Nichtverwandten. Sie betrachtete es mit einem ganz besonderen Blick, sie konnte es fast nicht aus der Hand legen, und es war auch wirklich ein schöner Kopf."

„Ah, da begann nun dein berühmtes Tüfteln?"

„Natürlich! Ich erfuhr, das Urbild sei der Bankherr ihres Mannes gewesen. Ich wendete mich an die Nichte, nämlich an Ida."

„Ah, an die Sanfte, Freundliche."

„Ja, an die Unbefangene. Sie wußte den Namen und gab mir Auskunft. Es war ein Pariser, der sich einst sehr gut gestanden hatte, später aber durch die Verführung eines Barons de Reillac herunterkam, so daß er elend zugrunde ging."

„Reillac?" fragte Gebhard schnell. „Wie hieß der Bankherr?"

„Richemonte."

„Richemonte? Ah! —"

Kunz blickte den Freund betroffen an.

„Dieser Name überrascht dich? Weshalb?"

„Das ahnst du nicht? — Die Familie meiner Mutter . . ."

„Ja, da fällt mir ein, daß deine Mutter eine Französin ist, eine geborene Richemonte."

„Deren Vater Bankherr war — —"

„Der von jenem Reillac verführt und betrogen wurde — Wahrhaftig! Verzeihung, lieber Gebhard, daß ich nicht daran dachte. Ich hatte nicht die mindeste Ahnung vom Zusammenhang dieser Dinge."

„Das ist nicht verwunderlich. Ich selber habe ja den Großvater nicht gekannt. Also du meinst, er sei ein Anbeter dieser alten Gräfin de Rallion gewesen?"

„Jedenfalls, obgleich ich dich damit vielleicht kränke."

„Nicht im mindesten. Meine Großmutter war seine zweite Frau. Vielleicht ist das vorher gewesen."

„Übrigens hat die Gräfin noch heut den Teufel im Leib, wenn auch in andrer Weise, als es in jüngern Jahren der Fall zu sein pflegt. Ich glaube, daß sie einen Mann wohl zu verlocken verstand."

„Ich gestehe dir offen, daß ich mich immer lebhafter für die Familie erwärme."

„So muß ich dich wirklich einführen. Würde es dir heut abend passen?"

„Ich bin so halb und halb versagt, aber ich werde es doch ermöglichen. Wir treffen uns um sechs Uhr hier bei dir."

„Ich bitte dich darum und werde die Gräfin im Lauf des Nachmittags aufsuchen, um dich anzumelden."

„Wäre es nicht vielleicht geratner, das zu unterlassen? Sie könnte es abschlagen, während sie mich annehmen muß, wenn du mich am Abend unangemeldet mitbringst."

„Du kennst sie nicht. Nur ihr Wille gilt, gesellschaftliche Rücksichten sind ihr fremd. Bringe ich dich mit, ohne ihr vorher davon zu sagen, so muß ich gewärtig sein, daß sie uns beide nicht empfängt."

„So tu, was du für das beste hältst!"

Sie trennten sich, und Gebhard fand sich des Abends zur angegebenen Zeit im Gesellschaftsanzug bei Kunz von Eschenrode ein.

„Welch eine Pünktlichkeit! — Ida, die Sanfte, scheint Zugkraft zu besitzen."

„Der Drache vielleicht ebenso", lachte Gebhard. „Die allermeiste aber jedenfalls Hedwig, die Unbezähmbare, weil du bereits in ‚Gala' meiner warteſt."

„Soll ich dich etwa im Schlafrock begrüßen?"

„Warum nicht? Ich hätte es dir nicht übelgenommen. Aber da du bereitstehst, so scheint es, daß die Gräfin mich empfangen will?"

„Allerdings. Das hast du meiner ganz dringlichen Empfehlung zu danken."

„Verbindlichsten Dank!"

„Ich spreche im Ernst. Sie ist keine Freundin von zahlreichen Bekanntschaften. Als sie hörte, daß du ein Deutscher seist, runzelte sie die Stirn, und als sie gar hörte, daß du Offizier bist, da —"

„— da runzelte sie sogar das Kinn, die Ohren und die Nase", fiel Gebhard lachend ein.

„Fast war es so. Sie sagte, sie sei für dich nicht zu sprechen."

„Wie kam es, daß sie diesen Entschluß doch noch änderte?"

„Ich erklärte ihr, ich hätte dir mein Wort gegeben, sie werde dich empfangen. Ich muß doch nicht ganz übel bei ihr stehn, daß sie darauf Rücksicht nahm. Andernfalls wäre es ihr gleichgültig gewesen, ob ich gezwungen war, wort-

brüchig zu sein oder nicht. Übrigens bedeutete sie mir, daß sie dich nur dieses eine Mal empfangen werde."

„Alle Teufel, das klingt sehr bestimmt! Übrigens scheint es nicht, daß diese Dame wirklich so sehr für Reisen schwärmt, sonst würde sie mich, den angehenden Afrikareisenden, herzlicher bei sich empfangen."

„Sie weiß kein Wort davon."

„Hm! Vielleicht hast du recht daran getan, es vorerst zu verschweigen."

Sie nahmen einen Wagen und erreichten in kurzer Zeit die Rue de Grenelle und die Wohnung der Gräfin. Es war ein großes, massig gebautes Haus; dennoch stand kein Pförtner am Tor, und im hohen Flur brannte nur ein ärmliches Lämpchen. Ebenso waren Treppe und Gang nur spärlich erleuchtet. Doch oben fanden sie wenigstens einen Diener, an den sie sich wendeten.

„Ist Frau Gräfin zu sprechen?" fragte Kunz.

„Sie befindet sich im Salon; die gnädigen Komtessen sind bei ihr."

„Sonst niemand?"

„O doch!" erwiderte der Diener unter einem listigen Augenzwinkern.

Kunz griff in die Tasche, zog ein Frankstück hervor und gab es ihm.

„Wer?" forschte er.

Der Diener, dem beim Geiz der Gräfin nur selten ein Geschenk in die Hand fließen mochte, verbeugte sich tief:

„Graf Rallion, der Neffe. Danke sehr, Monsieur!"

„Bereits lange hier?"

„Nein, vor fünf Minuten erst gekommen."

„Melden Sie mich und Herrn Oberleutnant von Greifenklau!"

Der Salon war ein ziemlich großes Gemach mit Möbeln,

die früher sicher reich und kostbar gewesen waren, jetzt aber nur noch an eine glänzende Vergangenheit zu erinnern vermochten. Auf dem Tisch in der Mitte brannten zwei Kerzen an einem sechsarmigen Leuchter. Sie gaben nur wenig Licht, und deshalb hatten sich die Anwesenden ganz nahe um den Tisch gesetzt. Sie erhoben sich, als die beiden Deutschen eintraten.

Die Gräfin war eine nicht sehr große, aber, wie es schien, sehr bewegliche Dame im Anfang der sechziger Jahre, mit scharfem Gesicht und ebenso scharfen, dunkelglühenden Augen. Gebhard gab seinem Freund recht: sie mußte früher hübsch, wohl gar schön gewesen sein und besaß noch heut in Blick, Bewegung und Miene etwas Siegesbewußtes.

Neben ihr stand, in blauer Seide, Hedwig, die Unbezähmbare. Blitzende Augen, neckische Grübchen in Wangen und Kinn, ein spöttisches Lächeln um die Lippen, und der zurückgeworfene Kopf gaben ihr etwas Kampfbereites und zugleich Verführerisches.

Ihre Schwester Ida trug rosa Seide. Obgleich ein Jahr jünger, war sie doch mehr entwickelt als Hedwig. Sanfte, seelenvolle Augen, von langen Wimpern halb verhüllt, ein feines Kinn und volle, schön gebogene Lippen bildeten mit der elfenbeinernen Stirn und den lieblich geschweiften Brauen ein Ganzes, das auf Gebhard den Eindruck machte, als müsse er sogleich ihre Hände zwischen die seinen nehmen.

Die vierte Person war einige Schritte beiseite getreten, um unter dem Schutz des Halbdunkels Beobachtungen anzustellen, ohne selber genau betrachtet werden zu können. Graf Rallion, der „Neffe", zählte jedenfalls bereits gegen dreißig Jahre. Er war lang und hager gebaut. Auch sein Schädel war ungewöhnlich langgestreckt. Das schmale Gesicht glich dem Kopf eines Raubvogels. Die Augen waren

stechend, die Brauen buschig und an der Nasenwurzel zusammengewachsen, die Lippen dünn; und das Kinn machte über dem langen, faltigen, aus einer hohen Krawatte hervorschießenden Hals, wie es schien, eine Bewegung seitwärts, als erheische es der Stolz seines Besitzers, jegliche Annäherung fernzuhalten. Das war Graf Jules Rallion.

„Gnädigste Gräfin", sagte Kunz von Eschenrode, „ich stütze mich auf die mir heut gewordene Erlaubnis, Ihnen meinen Freund, Oberleutnant Gebhard von Greifenklau, vorzustellen!"

Die Gräfin musterte Gebhard mit kalten Augen.

„Ich heiße Sie willkommen, Oberleutnant von Eschenrode. Herr Oberleutnant von Greifenklau, Sie sehn hier zwei Komtessen von Rallion, meine Nichten, und da den Grafen Jules de Rallion, meinen Neffen."

Sie hatte also eigentlich nur Kunz willkommen geheißen, und Gebhard verbeugte sich entsprechend kühl.

„Ergebensten Dank, gnädige Frau! Ich kam erst heut in Paris an; dieser erste Tag mußte meinem Freund gewidmet sein, und da er den Abend Ihnen zugesagt hatte, so sah ich mich gezwungen, mich ihm anzuschließen, wenn ich nicht auf seine Gesellschaft verzichten wollte."

Das hieß mit andern Worten: Ich komme nicht euretsondern meines Freundes wegen. Gebhard hatte also der Unhöflichkeit der Gräfin eine zweite entgegengesetzt, die aber in ein besseres Gewand gekleidet war als die ihrige.

Die Gräfin warf einen erstaunten Blick auf den jungen Menschen, der dies wagte. Die Lider Idas hoben sich, um einen warnenden Blick zu senden. Hedwig legte das Köpfchen sofort noch etwas weiter nach hinten und schnippste leise mit den rosigen Fingern; Graf Rallion ließ ein halblautes unwilliges Hüsteln hören, und selbst Kunz von Eschen-

rode konnte nicht umhin, dem Freund einen mahnenden Blick zuzuwerfen.

„Nehmen Sie Platz!" sagte die Gräfin kurz und wandte sich an Kunz. „Also, Monsieur, Ihr Freund wollte heut abend Ihnen gehören?"

„Allerdings, aber nicht so ausschließlich, wie Sie es nach seinen Worten meinen könnten."

„So mag es gelten", erwiderte sie in einem spöttischen Ton. „Vielleicht ist er des Französischen nicht so mächtig, um sich treffender Ausdrücke zu bedienen."

Der Graf nahm augenblicklich diese Gelegenheit wahr, seinem Ärger Luft zu machen.

„Die Deutschen sprechen nie ein gutes Französisch. Und was haben sie für unbequeme Namen! Der Vorname des Oberleutnants ist Gepar — wie sinnlos! Wie schwer auszusprechen!"

„Sie irren, Graf," entgegnete Greifenklau, „nicht Gepar, sondern Gebhard ist mein Name. Und wenn unsre deutschen Worte Ihnen so schwerfallen, so beweist dies nur, daß Sie des Deutschen nicht so mächtig sind, wie wir des Französischen. Ich muß nämlich auch die Frau Gräfin dahin berichtigen, daß ich des Französischen so vollständig Herr bin wie ein geborner Franzose, und daß ich auch in dieser Sprache grade nur sage, was und wieviel ich will."

Es war, als sei ein Stück der Decke eingefallen. Die Rallions blickten einander mit großen Augen an. Kunz stieß den kühnen Sprecher mit dem Fuße an, und nur Ida ließ keinen Unwillen merken. Sie wußte, daß der Deutsche zuerst von ihrer Tante beleidigt worden war, und bewunderte die Kaltblütigkeit, mit der er diese gesellschaftliche Entgleisung abwehrte.

„Bah!" schnarrte der Graf zornig. „Gebhard ist doch ein schlechter Name. Blücher hieß so."

„Mich hat man so genannt, weil Feldmarschall von Blücher der Freund meines Vaters und mein Pate war," lächelte Greifenklau.

„Wie? Blücher war Ihr Pate?"

„Ja, Monsieur."

„Dann kann ich Ihnen nur raten, diesen Umstand zu verschweigen oder keine Pariser Gesellschaft zu besuchen. Denn Blücher war ein Ungeheuer; er hat das schöne Frankreich unendlich unglücklich gemacht."

„So meinen Sie wohl, daß Napoleon ein Engel war, der das böse Deutschland unendlich glücklich gemacht hat? Da Sie mir so freimütig einen Rat geben, darf ich ihn wohl ebenso freimütig erwidern. Meine Mutter ist eine geborne Pariserin; ich bin also Ihrem Volk, das ich achte, nicht fremd. Man hat mich bisher überall, wo ich eingeführt wurde, willkommen geheißen, nur hier bei Ihnen nicht, wo man sich im Gegenteil sogleich im ersten Augenblick über meinen Namen und mein Französisch, das doch dem Ihrigen durchaus ebenbürtig ist, aufhält. Ich reise von hier in die Sahara und bin überzeugt, daß der wilde Tebetu oder Targi[1]), in dessen Zelt ich trete, mir sein ‚Habaket ia Sihdi — sei willkommen, o Herr' zurufen wird. Soll ich diesen räuberischen Nomaden erzählen, daß in Paris, dem großen Mittelpunkt der Bildung, diese schöne Sitte der Höflichkeit noch nicht bekannt ist?"

Er schwieg. Lautlose Stille herrschte. Als niemand das Wort ergriff, erhob er sich. Da erklang eine volle, reine Altstimme:

„Wie, Herr Oberleutnant, Ihre Mutter ist eine geborne Pariserin?"

„Jawohl, mein Fräulein."

„Und Sie gehn von hier wirklich nach der Sahara?"

[1]) Targi ist die Einzahl von Tuareg (Beduinenstamm).

„Durch die Sahara hindurch bis nach Timbuktu und vielleicht noch weiter."

„Dann muß Ihre Mutter sehr mutig sein, wenn sie ihren Sohn solchen Gefahren entgegenziehn läßt. Ich wollte, ich könnte ihr sagen, daß ich ihr Gottvertrauen bewundre."

Ida war die Sprecherin. Mit weiblicher Schlauheit hatte sie aus Gebhards Rede jene beiden Punkte herausgegriffen, die geeignet waren, die Aufmerksamkeit der Tante zu erwecken. Ihre Stimme war wie ein versöhnender Engelsruf durch den Salon gedrungen.

Gebhard trat auf sie zu.

„Mademoiselle, ich danke Ihnen! Sie sprechen mit freundlicher Anteilnahme von meiner Mutter, obgleich Sie sie noch nicht gesehn haben. So sollen Sie meine Mutter wenigstens im Bild kennenlernen!"

Er nestelte eine Kapsel von seiner Uhrkette los, öffnete sie und reichte sie ihr hin. Sie trat damit näher ans Licht heran, um besser sehn zu können.

„Oh, mein Herr, welch schöne Dame, was für prächtige Augen! Ja, Ihre Mutter muß eine edle Frau sein. Liebe Tante, magst du dir nicht einmal diesen Kopf betrachten?"

Sie reichte die Kapsel der Gräfin hin, und diese, noch im Widerstreit, ob sie zornig losbrechen oder diesen Fremden lieber hinausweisen solle, hatte das kleine Elfenbeinbild in den Fingern, sie wußte nicht, wie. Dann blickte sie rasch zu Gebhard hinüber.

„Das ist das Bild Ihrer Mutter?"

„Ja, Madame."

„Sie stammt aus Paris? Wie lautete ihr Familienname?"

„Richemonte."

„Richemonte? Ah, ich habe eine Familie dieses Namens gekannt. Es war eine Tochter da, die ich öfters gesehn habe.

Sie würde jetzt ungefähr dieselben Züge besitzen, die ich hier sehe. Was war der Vater Ihrer Mutter?"

„Ursprünglich Bankherr, Madame."

Ihr Blick verlor die bisherige Schärfe, und unter einer raschen Bewegung ihrer Hände und mit sichtlicher Teilnahme fragte sie weiter:

„Wie war sein voller Name?"

„Jean Pierre Richemonte, eigentlich de Richemonte. Ein Vorfahre hat das ‚von' aus irgendeinem Grund abgelegt."

Das Gesicht der Gräfin begann sich zu beleben. Ihre Züge wurden sichtlich milder, und ihre Augen ruhten mit einer gewissen Wärme auf Gebhard.

„Mon dieu! Ich glaube, das ist ein Mann, dessen Familie ich gekannt habe. Können Sie mir sagen, wo er wohnte?"

„Er hat seine Geschäftsräume in der Rue de Vaugirard gehabt. Später, nach seinem Tod, zog Mutter nach der Rue d'Ange, wo mein Vater, der damals preußischer Offizier war, sie kennenlernte."

„Sie hat ihn geliebt?"

„Ja, gnädige Frau. Sie liebt ihn sogar noch!"

„Ist das recht von ihr als Französin?"

„Jedenfalls, Madame. Schon Christus will, daß alle Menschen, welcher Abstammung sie auch sein mögen, sich lieben sollen. Und der gute Gott hat uns ja ein Herz gegeben, dessen Sprache so mächtig wirkt, daß vor ihr die Stimme des Rassenhasses, der Rache, des Vorurteils verstummen muß. Dieses Herz hat wohl in jeder menschlichen Brust einmal gesprochen. Wohl dem, dem es erlaubt war, seinen beglückenden Einflüsterungen folgen zu können!"

Idas Augen ruhten mit zustimmendem Wohlgefallen auf ihm. Es lag in ihrem Blick eine Art von Bewunderung der beredten Art und Weise, in der er seine Sache zu führen verstand.

Auch auf ihre Tante schienen seine Worte nicht ohne Eindruck zu bleiben. Ihre vorher mißfällig zusammengekniffnen Augen erweiterten sich. Ihr Blick schien in der Ferne zu ruhen, wo sich ihm Erinnerungsbilder der Liebe boten, von der der junge Mann soeben gesprochen hatte.

„Sie mögen recht haben", sagte sie zögernd. „Ich will nicht richten, zumal ich keineswegs annehmen darf, dazu berufen zu sein. Aber noch weiß ich nicht, ob Ihre Familie wirklich die ist, an die ich denke. Hatte Ihre Mutter Geschwister?"

„Einen Bruder."

„Wie war sein Name?"

„Albin."

„A la bonne heure! Was war er? Auch Kaufmann oder Bankherr?"

„Nein, Madame. Er war Offizier, Kapitän bei der alten Kaisergarde."

„Das stimmt! Lebt er noch?"

„Vielleicht. Niemand weiß es."

„Niemand weiß es? Sie müssen doch über die Schicksale eines so nahen Verwandten irgendwelche Nachrichten haben!"

„In diesem Fall nicht, gnädige Frau."

„Ihre Eltern hatten keine Fühlung mit ihm?"

„Sie haben ihn gemieden. Und wenn er selber eine vorübergehende Annäherung herbeiführte, so ist die Folge stets ein Unglück für sie gewesen."

Sie nickte langsam.

„Ja", sagte sie; „er war ein Bube, der mitgeholfen hat, seinen Vater ins Unglück zu stürzen. Wissen Sie davon?"

„Es ist mir allerdings einiges bekannt."

„Kennen Sie auch seinen Verbündeten, mit dem er daran arbeitete, die Eltern und die Schwester ins Elend zu führen?"

„Sie meinen den Baron de Reillac? Der ist tot."

„Ah! So besitzt die Erde ein Raubtier weniger. Woran ist er gestorben?"

„Er wurde ermordet."

„Wann?"

„Schon längst, nämlich am Tag oder einige Tage vor der Schlacht bei Ligny."

„Wer war der Mörder?"

„Sein Freund, Kapitän Richemonte."

„Sein eigner Freund und Verbündeter? Welch eine Fügung! Sie werden mir davon erzählen müssen, auch von den Ihrigen. Zuvor aber" — und dabei nahm ihre Stimme wieder den frostigen, klanglosen Ausdruck an — „zuvor aber muß ich Ihnen sagen, daß die Art und Weise, in der Sie sich bei mir eingeführt haben, keineswegs sehr — empfehlend war."

Der Blick der Gräfin ruhte forschend und auffordernd auf Greifenklau, als ob sie eine Entschuldigung erwarte. Er hatte große Lust, das Wortgefecht weiterzuführen, aber er sah das Auge Idas mit stummer Bitte auf sich gerichtet; so nahm er denn einen heitern und leichtern Ton an.

„Sie haben recht, gnädige Frau. Eine Dame hat unter allen Umständen diejenigen Aufmerksamkeiten zu erwarten, die ihr von den gesellschaftlichen Gesetzen zugesprochen werden. Habe ich gegen diese Regeln gesündigt ..." Er vollendete den Satz nicht und schloß ihn mit einer vielsagenden Verbeugung.

Die Falten von ihrer Stirn verschwanden. Er bat sie um Verzeihung; sie hatte also, wenigstens scheinbar, einen Erfolg über ihn errungen. Das erlaubte ihr, nun Freundlichkeit und Milde walten zu lassen.

„Ich will keineswegs grausam sein, Herr von Greifenklau. Ich heiße Sie also nachträglich herzlich willkommen."

Sie streckte ihm die Hand entgegen, die er ergriff und

achtungsvoll küßte. Über Hedwigs hübsches Gesicht glitt ein Zug, der ganz deutlich sagte: ‚Er hat aber doch gesiegt, dieser Deutsche.‘ Idas Augen strahlten ihm warm entgegen; aber aus dem Halbdunkel, in das sich der Graf zurückgezogen hatte, erklang es scharf wie zurechtweisend:

„Liebe Tante, du vergißt, daß du dich nicht allein hier befindest.“

Sie wendete sich ihm mit einem Ausdruck des Erstaunens zu.

„Du willst damit sagen —?“

„— daß mehrere Personen vorhanden sind, die beleidigt wurden.

„Ah“, meinte sie, „das ahnte ich nicht! Jedenfalls aber nehme ich das Recht in Anspruch, für meine Person zu tun und zu lassen, was ich für recht halte.“

Da trat er aus dem Halbdunkel hervor.

„Natürlich“, sagte er spöttisch. „Aber dann bitte ich dich, zu den Stunden, in denen du ... unangenehme Personen empfängst, auf das Glück deiner Nähe verzichten zu dürfen.“

Sie legte den Kopf in den Nacken, grad so, wie es die hübsche Hedwig in der Gewohnheit hatte.

„Ich habe nichts dagegen, daß du selbst in den Stunden, in denen du dich wohl bei mir fühlen würdest, auf mich verzichtest. Ich verliere nichts dabei.“

„Fällt mir nicht ein“, erwiderte er. „Eines Fremden, eines Eindringlings wegen gebe ich dich ebensowenig auf, wie ich auf eine Person oder Sache verzichten würde, die mir lieb und angenehm ist. Ich habe keineswegs die Absicht, dich zu beleidigen, sondern ich will dich nur warnen, Bekanntschaften anzuknüpfen, die dir Enttäuschung bringen können. Ich hoffe, Ida ist gleicher Meinung mit mir?“

„Ich wohne bei der Tante und habe mich nach ihr zu richten“, sagte das Mädchen langsam und deutlich. „Auch

kann ich nicht sagen, daß Herr von Greifenklau mich beleidigt hat."

Der Graf hatte diese Antwort vielleicht nicht erwartet. Er verschmähte aber eine Gegenbemerkung und wendete sich an die andre Schwester.

„Und du, liebe Hedwig?"

Diese zuckte leichthin die Achsel und zog ein schnippisches Mäulchen.

„Vetter, ich muß gestehn, daß du überempfindlich bist. Ich stimme Ida vollständig zu."

„Na, meinetwegen!" stieß er böse zwischen den Zähnen hervor. „Aber es wird die Zeit kommen, in der ihr einsehen lernt, auf wessen Meinung ihr hättet Gewicht legen sollen!" Er wendete sich zu Gebhard, der unterdessen Platz genommen hatte und bisher ein scheinbar teilnahmloser Hörer gewesen war: „Sie sind Offizier, Herr von Greifenklau?"

„Ja, wie Sie gehört haben."

„Ich zweifle daran. Wer sich da eindrängt, wo er als lästig empfunden wird, ist kein Offizier und kein Ehrenmann."

„Erlauben Sie mir, Ihnen meine Antwort morgen zu geben."

„Ich brauche Ihre Antwort nicht!" sagte er verächtlich und setzte hochmütig hinzu: „Sie meinen doch nicht etwa eine Forderung?"

„Ah, Sie scheinen auch das nicht zu wissen, daß man in Gegenwart von Damen über gewisse Dinge nicht zu sprechen pflegt!"

„Was mich angeht, können diese Damen hören. Sie wollen sich mit mir schlagen, mein Herr?"

„Sie werden das anderweit erfahren."

„Nun, ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich mich auf keinen Fall mit Ihnen einlassen werde."

„Nun, da Sie diese heikle Sache vor den Ohren der Damen förmlich herbeigezerrt haben, so will ich Ihnen auch in deren Gegenwart meine Entscheidung sagen; ich werde nämlich auf Genugtuung bestehn, wäre es auch nur, um Ihre — Ungezogenheit zu strafen. Herr von Eschenrode wird die Güte haben, mir zur Seite zu stehn. Morgen früh punkt neun Uhr ist er bei Ihnen, um zu hören, welchen Herrn Sie zum Beistand wählen, und wie Sie mit diesem sich vereinbaren. Sollten Sie meine Forderung nicht annehmen, so erkläre ich Sie schon hier für einen Feigling und werde das auch öffentlich bekanntgeben."

Rallion lachte höhnisch auf.

„Ich weiß genau, wie Leute Ihres Schlags zu behandeln sind, und werde Ihnen das beweisen. Gute Nacht, meine Damen!"

Er drehte sich auf dem Absatz um und ging.

Die Gräfin suchte den häßlichen Eindruck des Vorgefallenen zu verwischen.

„Herr von Greifenklau", sagte sie gewandt, nachdem die Tür hinter Graf Rallion ins Schloß gefallen war, „Sie wollten uns vom Tod des Barons de Reillac erzählen."

„Ich bin gern bereit, mein Wort zu halten", antwortete Gebhard, „nur weiß ich nicht, ob die Ermordung eines Menschen ein passender Gesprächsgegenstand für Damen ist."

„Erzählen Sie immerhin, Herr Oberleutnant", fiel Hedwig schnell ein, indem sie sich behaglich in ihrem Sessel zurechtrückte. „Ein Mord ist allerdings fürchterlich; aber wenn Sie wüßten, wie gern ich mich gruſele, so würden Sie mich keinen Augenblick warten lassen."

„Nun, mein Fräulein," lächelte er „so muß ich es allerdings versuchen. Und ich hoffe, daß Ihnen der Genuß des Gruſelns nicht verlorengeht."

Er erzählte. Die Damen hörten in gespannter Aufmerksam-

keit zu, ihn nur zuweilen durch einen teilnahmvollen Ausruf unterbrechend. Das Erlebnis, von dem er berichtete, stand in so innigem Zusammenhang mit seinen Familienverhältnissen, daß dann später Frage auf Frage folgte.

So entspann sich eine sehr lebhafte Unterhaltung, denn er war ein guter Sprecher und angenehmer Gesellschafter. Auch die Gräfin fühlte sich angeregt und wurde mitteilsam und gesprächig. Schließlich lud sie die beiden jungen Männer ein, am Abendtisch teilzunehmen.

Am meisten schienen sich die beiden Nichten zu freuen. Es war selten, daß die Tante einem Herrn die Ehre gönnte, mit ihnen zu speisen, und so kam es, daß sie durch die Einladung der Gräfin in die beste Laune versetzt wurden.

Kurz vor der Tafel entfernte sich die Gräfin auf einige Minuten, und diesen günstigen Augenblick benutzte Kunz, um Hedwig zu folgen, die an den Flügel getreten war und sich mit den Noten zu beschäftigen begann. In diesen blätternd und scheinbar sich darüber unterhaltend, führten sie ein halblautes Gespräch, von dem die beiden andern nichts verstehn konnten, selbst wenn es ihre Absicht gewesen wäre, einige Worte zu erlauschen.

„War es Ihrem Freund mit der Forderung wirklich ernst?" flüsterte Hedwig.

„Ganz gewiß, Mademoiselle!"

„Der Zweikampf wird also stattfinden?"

„Ich bin davon überzeugt."

„Ist Ihr Freund ein guter Fechter und Schütze?"

„Er ist der beste, den ich kenne."

„So ist mein Vetter verloren, weil er kaum mit Waffen umzugehn versteht. Er hat eine angeborne Abneigung gegen alles, was Waffe heißt; daher ist er nicht Soldat geworden."

„Mein Freund wird auf Genugtuung beharren."

„Mein Gott, es wäre sehr schlimm, wenn Herr von Greifenklau verwundet würde."

Die Sorge, der sie jetzt Worte gab, war nicht geheuchelt; das sah man ihr an. Kunz fühlte das, und über seine Stirn zog sich ein Fältchen.

„Wäre Ihnen das so schmerzlich?"

„Sehr!"

„Ah, so beneide ich ihn."

Sie verstand ihn sofort.

„Weshalb?"

„Weil Sie für ihn fürchten. Wer weiß, ob Sie die geringste Sorge hätten, wenn ich vor einem Zweikampf stände."

„Sorge?" lachte sie. „Ihretwegen, Monsieur? Oh, nicht die mindeste!"

Das Fältchen auf seiner Stirn wurde tiefer, ohne daß sie darauf zu achten schien.

„Ist das wahr, mein Fräulein?"

„Gewiß!"

„Leben Sie wohl!"

Er wollte sich rasch abwenden, doch gelang ihm dies nicht, denn noch rascher hatte sie ihn beim Arm gefaßt, so daß er bleiben mußte, wenn er die beiden andern nicht aufmerksam machen wollte.

„Wohin, Herr von Eschenrode?"

„Von Ihnen fort!"

„Warum?" Da er schwieg, setzte sie hinzu: „Wohl weil ich keine Sorge um Sie haben würde?"

Er antwortete auch jetzt nicht.

„Sie sind ein Bär, ein großer Bär! Sagen Sie mir doch einmal, was mich verpflichten soll, mich grad um Sie zu sorgen?"

„Sie haben recht, Komtesse! Was geht Sie der deutsche

Bär an! Er bangt seit langer, langer Zeit nach einem freundlichen Wort, nach einem Blick von Ihnen. Mag er sich sehnen, mag er hoffen und harren! Käme er einmal in Gefahr, Sie hätten nicht die geringste Sorge um ihn."

Er hatte das in tiefer Erbitterung gesprochen; dennoch entgegnete sie:

„Sie sind wirklich ein Bär! Wenn der Bär geht, um mit dem Wolf oder Fuchs zu kämpfen, wer wird da Sorge um ihn haben? Er wird auf alle Fälle siegen."

Er schüttelte den Kopf.

„Nie werden Sie den Scherz lassen können", klagte er.

„Oh, mein Herr, ich kann auch ernsthaft sein, nämlich dann, wenn es gilt."

„Wenn dem so ist, erfüllen Sie mir eine einzige Bitte: Seien Sie auch jetzt einmal ernst, Mademoiselle Hedwig! Warum sagten Sie vorhin, daß Sie um mich keine Sorge haben würden?"

„Nun gut, ich will ernst sein," erwiderte sie, „und dennoch muß ich Sie abermals einen Bären nennen. Wissen Sie, um wen man Sorge hat?"

„Nun?"

„Um Kinder —"

„Ah!"

„Ja, um Kinder, um unsichere und unzuverlässige Personen. Aber um Personen, denen man volles Vertrauen schenkt, kann man sich nicht sorgen."

„Aber das Weib eines Kriegers, der im Feld ist?"

„Ist das Sorge, was sie fühlt? Ist es nicht vielmehr Angst?"

„Mag sein. Also Sie sorgen sich nie um jemand, den Sie achten und dem Sie vertrauen?"

„Das habe ich gesagt."

„Auch nicht um jemand, den Sie lieben?"

„Sie fragen zu viel, Monsieur."

Er haschte nach ihrer Hand, hielt sie fest und fuhr fort:

„So sagen Sie wenigstens, ob Sie bereits jemand kennen, um den Sie sich nicht sorgen, weil Sie ihn ... lieben."

Da glitt ihr gewöhnliches, schalkhaftes Lächeln wieder über ihr Gesicht.

„Ja", antwortete sie fest.

Er schien fast zu erschrecken und fragte leise und stockend:

„Wer ist das? Darf ich das erfahren?"

„Ja, mein Herr; es ist ja kein Geheimnis."

„Nun, wer ist es?"

„Ida, meine Schwester."

„Donnerw— —" fast hätte er dieses Wort ausgestoßen. „Mein Gott, Komtesse, wollen Sie mich denn wirklich zur Verzweiflung bringen? Ich versichere Ihnen, daß ich Ihre Schwester nicht gemeint habe."

Da endlich schien sie ihn zu verstehn; sie machte ein ernsthaftes Gesicht und sagte:

„Ah, jetzt erst weiß ich, woran Sie dachten!"

Ihre Miene gab ihm Veranlassung, neue Hoffnung zu schöpfen, darum flüsterte er, zu ihr hinübergeneigt:

„Gott sei Dank! Also gibt es eine solche Person?"

„Ja, Herr Oberleutnant", antwortete sie leise und ihm freundlich zunickend.

„Wer ist es?"

„Meine Tante."

Das war ihm zu toll. Er öffnete bereits den Mund, um ein derbes Wort zu sagen, besann sich aber und hielt es zurück. Rasch wendete er sich, um sich zu entfernen. Sie wollte ihn abermals festhalten, dies gelang ihr indes nicht, und so tat sie, was in diesem Fall am geratensten war: sie folgte ihm, um an seiner Seite zu den beiden andern zurück-

zukehren. Doch während der wenigen langsamen Schritte, die sie bis dahin taten, sagte sie:

„Sie zürnen mir?"

„Ja!"

„Habe ich das verdient? Womit?"

„Ich glaubte, einen Stern in Ihnen zu finden, aber Sie sind der reine Irrwisch."

Nur der Ärger hatte vermocht, ihm dieses Wort zu entreißen.

„Mein Herr, Sie sind nun wieder und wieder ein Bär. Vielleicht ist ein Irrwisch grad für einen Bären ein Stern."

„Aber nicht für mich!"

„Für wen sonst?"

„Für andre, für viele . . ."

Sie waren stehngeblieben.

„Weshalb glauben Sie das?"

„Weil es so die Natur des Irrlichts ist."

„Vielleicht ist es aber doch für Sie ein Stern, und Sie wissen, daß ein jeder Stern treu und unverdrossen um einen andern kreist. Haben Sie denn nie Vertrauen?"

„Mein Gott, wer kann Vertrauen haben, wenn man nie ein Wort hört, das so ernst ist, daß man darauf bauen könnte?"

Da ergriff sie seine Hand und sagte:

„Ist Hedwig ein Wort?" Und als er sie stumm und forschend ansah, fuhr sie fort: „Bauen Sie auf dieses Wort! Ein besseres und festeres kann ich Ihnen nicht sagen."

Dann trat sie ans Fenster, wo Ida und Gebhard standen, und zwar so vertieft in ihre Unterhaltung, daß sie für Hedwig und Kunz keine Aufmerksamkeit gehabt hatten.

„Herr Oberleutnant", hatte Ida gesagt, „erst in diesem Augenblick fällt es mir ein, daß ich beinah einen Raub an Ihnen begangen hätte!"

Er wußte, was sie meinte. Nachdem die Gräfin das Bild

seiner Mutter betrachtet hatte, gab sie es an Ida zurück. Das Mädchen hatte es spielend in der Hand behalten; spielend hatte sie es im Lauf der Unterhaltung an ihre Uhrkette genestelt und später nicht wieder daran gedacht. Erst jetzt war es ihr wieder eingefallen.

„Hätte Tante Sie beide nicht zum Essen eingeladen, so wären Sie gegangen, und ich hätte das Kleinod zurückbehalten."

„Ich wäre wiedergekommen. — Aber, Fräulein, ich muß Ihnen die Hand drücken, daß Sie mir zu Hilfe kamen!"

Sie ließ ihm ihre Rechte.

„Sie haben einen vollständigen Sieg errungen, Herr von Greifenklau."

„Oh, nur durch Ihr geschicktes Eingreifen!"

„Ich tat, was mir mein Herz gebot. Tante hatte ein großes Unrecht gegen Sie begangen. Sie haßt leider die Deutschen, und vor allem deren Offiziere."

„Warum?"

„Sie ist leidenschaftliche Französin."

„Und da, meinen Sie, müsse sie die Deutschen hassen?"

„Nicht meine Meinung ist es, sondern die ihrige."

„Sie würden also keinen hassen aus dem einzigen Grund, weil er ein Deutscher ist?"

„Nein, nie! Sie haben mir vielmehr ganz aus der Seele gesprochen, als Sie das schöne Gebot des Erlösers erwähnten und die Stimme des Herzens, die —"

Sie stockte. Dachte sie, zu viel gesagt oder überhaupt ein Gebiet berührt zu haben, das zu betreten sie für zu bedenklich hielt?

„Die Stimme des Herzens, die —? Oh, bitte, fahren Sie fort!"

„Nein, nein, ich weiß es nicht mehr", flüsterte sie verlegen und brachte rasch die Rede auf einen andern Gegenstand.

„Sie erzählten von jener bösen Hiebwunde, die Ihr Vater empfangen hat. Leidet er noch jetzt daran?"

„Sie verursacht ihm zuweilen Schmerzen."

„Wie leid mir das tut! Ihr Vater muß ein außergewöhnlicher Mann sein."

„Ich bin allerdings überzeugt, daß er sich einen großen Namen gemacht hätte, wäre jene Verwundung nicht dazwischen gekommen."

„Glauben Sie, daß ich Ihre Eltern persönlich kenne?"

„Wie? In Wirklichkeit persönlich?" fragte er, im höchsten Grad überrascht.

Ein leises Lächeln glitt über ihre Züge.

„Ich bitte, es nicht so ganz wörtlich zu nehmen", sagte sie. „Sie sind ein sehr guter Erzähler. Sie schildern so anschaulich, daß man die Personen, von denen Sie sprechen, gewissermaßen vor sich sieht und sie liebgewinnt. Das ist es, was ich sagen wollte, und so habe ich es gemeint. Ihr Vater ist ein sehr mutiger, sogar verwegener Mann gewesen. Ich bin überzeugt, daß Sie sein Ebenbild sind."

„Woher vermuten Sie das?"

„Es ist keine Vermutung, sondern Überzeugung. Wer in die Sahara geht, der hat ein mutiges Herz. Und daß Sie ein solches besitzen, haben Sie ja auch heut bewiesen. Glauben Sie mir, daß ich für Sie gezittert habe?"

„Dieses Zweikampfs wegen?"

„O nein, Herr Oberleutnant, sondern der Tante wegen."

„Ist sie so schlimm?" fragte er in einem scherzhaften Ton.

„Schlimm nicht, aber sehr eigen. Fast glaubte ich, sie würde das Zimmer verlassen und damit auch Sie zwingen, sich zu verabschieden. Wegen des Ehrenhandels aber befürchte ich nicht das geringste."

„Aber, Mademoiselle, ein Zweikampf ist eine böse Sache!"

„Wie sehr haben Sie recht! Deshalb habe ich es auch nie

begreifen und verstehn können, daß gewisse Gesellschaftsklassen gezwungen sein sollen, ihre Zerwürfnisse auf eine so rohe, meist auch ungerechte Weise beizulegen, während andre Kreise die Wohltat einer geordneten Gesetzgebung genießen."

„Es mag sein, daß die Menschen der obern Schichten vielfach von Herkommen und Vorurteil fortgerissen werden. Aber ich bitte Sie, mir zu sagen, wie anders ich Ihrem Vetter hätte antworten dürfen?"

„Sie mußten ihn allerdings fordern, um nicht als Feigling zu gelten. Das ist, wie ich gehört habe, in Offizierskreisen Gepflogenheit."

„Es war sogar das wenigste, was ich tun konnte."

„Noch mehr also?"

„Ja. Wäre er mir anderswo und nicht in Ihrer Gegenwart in dieser Weise entgegengetreten, so hätte ich ihn an Ort und Stelle persönlich gezüchtigt."

„Mon dieu!" rief sie erschrocken.

„Ich begreife die Rücksicht, mit der Frau Gräfin diese unangenehme Angelegenheit durch Schweigen übergangen hat; aber aufrichtig muß ich Ihnen gestehn, daß ich diese Ruhe deshalb bewundere, weil es sich dabei doch um einen so nahen Verwandten handelt."

„Daran ist nichts zu bewundern", lächelte sie. „Sie weiß eben, daß der Zweikampf gar nicht stattfinden wird."

„Ich habe eine andre Überzeugung."

„Ich spreche aus Erfahrung. Mein Vetter schlägt sich ja überhaupt nie. Er wurde schon öfters gefordert, hat aber nicht angenommen."

„Ah! Feig...!?"

Sie schwieg ein Weilchen und antwortete dann:

„Sie haben recht. Er ist ein großer Feigling. Tante verachtet ihn, und wir — —"

„Und Sie — —?“ fragte er, als sie fortzufahren zögerte.

„Wir können ihn weder achten noch lieben.“

„Ich werde ihn zwingen, sich mit mir zu schlagen.“

„Das wird Ihnen auf keinen Fall gelingen.“

„So bin ich gezwungen, ihn öffentlich zu demütigen.“

„Muß das denn geschehn?“

„Ja. Wenn ich mich ohne weiteres abweisen ließe, würde der Vorwurf der Feigheit auf mich fallen.“

Sie schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Ich mache Ihnen keine Vorwürfe“, sagte sie; „aber ich beklage Sie und alle Ihre Standesgenossen, die von derartigen Anschauungen abhängig sind. Doch ich sehe ein, daß Sie den Vorwurf der Feigheit auf keinen Fall auf sich laden dürfen. Darf ich wissen, auf welche Weise Sie in diesem Fall den Grafen demütigen würden?“

„Das weiß ich allerdings selber noch nicht.“

Sie schwieg und blickte sinnend zum Fenster hinaus. Noch immer hielt er ihre Hand in der seinigen. Da drehte sie sich rasch herum, gab ihm auch die Linke und sagte, indem sie den Kopf näher zu ihm neigte:

„Werden Sie mir eine Bitte erfüllen und sie auch nicht anders deuten, als sie gemeint ist?“

Es war ein unangenehmes Gefühl, das ihn beschlich.

„Ich glaube, diese Bitte erraten zu können“, entgegnete er. „Aber leider wird es mir unmöglich sein, sie zu erfüllen.“

„Nein, Sie erraten sie nicht, und bei nur einigem guten Willen wird es Ihnen nicht schwer werden, mir diese Liebe zu erweisen.“

Liebe — dieses Wort hatte sie ausgesprochen. Es wurde ihm warm im Herzen.

„Sie wollen für Ihren Vetter um Schonung bitten?“

„Nein, o nein! Wie könnte ich einen Wunsch aussprechen, mit dessen Erfüllung Ihre Ehre verletzt würde?“

„So reden Sie, Mademoiselle!“

„Ja, ich will es sagen. Bitte, handeln Sie in dieser Angelegenheit so, daß das Bild, das Sie Ihrer Mutter von sich zurückgelassen haben, nicht getrübt wird! Das ist meine Bitte.“

„Jetzt verstehe ich Sie vollkommen“, antwortete er, und aus seinem halblauten Ton klang es wie Glück und Jubel heraus. „Mademoiselle, Sie sind aufrichtig zu mir gewesen; darf ich ebenso aufrichtig gegen Sie sein?“

„Ich bitte darum.“

„Sie haben das Bild meiner Mutter gesehn“, begann er. „Sie ist ein Engel an Schönheit gewesen, aber auch jederzeit ein Engel an Herzensgüte.“

„Ich bin davon überzeugt, Herr von Greifenklau.“

„Mein Vater war ein tüchtiger Offizier, offen, bescheiden, klug und schneidig bis zur Verwegenheit. Als diese beiden sich zum erstenmal sahn, fühlten sie sofort, daß sie sich fürs Leben angehörten. Glauben Sie, daß die Liebe so stark und — so schnell sein kann?“

Sie senkte errötend den Kopf.

„Vielleicht!“

„Werden Sie auch glauben, daß mein Vater dann beim ersten Beisammensein der Mutter von seiner Liebe gesprochen hat?“

„Sie sagen es, und so muß es ja wahr sein.“

„Da war aber vorausgesetzt, daß die geliebte Person auch gleich in der ersten Stunde einen Eindruck empfangen hat, der es ihr möglich machte, über ein so großes Glück oder ein so schweres Weh zu entscheiden.“

„Ist dies nicht stets der Fall, Monsieur?“ fragte sie.

„Ich glaube, es ist dies meist der Fall. Und nun will ich Ihnen sagen, daß auch ich die Stimme des Herzens gehört habe, von der Sie vorhin zu sprechen begannen. Es gibt

eine Sage, daß Gott immer zwei Seelen zur Erde sende, die zueinander gehören. Sie nehmen Wohnung in menschlichen Körpern, die näher oder entfernter voneinander weilen; aber wenn sich diese beiden Menschenkinder begegnen, so erkennen sich die Seelen und bleiben von nun an beieinander für das ganze Erdenleben."

„Welch eine schöne Sage!" flüsterte sie.

„Sie fiel mir ein, als ich heut Ihnen begegnete. Ich sah da zwei Augen auf mich gerichtet, und ich fühlte, daß ich hier meine Seele gefunden habe, die mir ihr Willkommen entgegenstrahlte. Habe ich mich geirrt, Mademoiselle?"

Er hatte langsam und mit Innigkeit gesprochen. Noch immer hielt er ihre Hände gefaßt, die sie ihm nicht entzogen hatte; aber es war ihm, als ob er sie leise beben fühle, da sie kaum hörbar zur Antwort gab:

„Kann denn ich das wissen?"

„Ja, Sie können es wissen, denn Sie sind es ja, aus deren Augen mir dieser Gruß entgegenflutete, und nun ist jeder Schlag meines Herzens eine Frage an Sie, ob es wahr ist, daß Sie mein Licht und meine Seele sind."

„O Gott!" flüsterte sie. „Darf ich denn antworten? Das kommt so schnell und bringt mir Angst und Furcht."

Er sah zwei große Tropfen in ihren Augen stehn. Er zweifelte nicht an seinem Glück; aber er begriff die Aufregung, die seine Worte in dieser bisher so ruhigen Mädchenseele hervorbringen mußten. Es wurde ihm so wunderbar zumut. Er hielt immer noch ihre Hände.

„Ich spreche aus der tiefsten Tiefe meines Herzens zu Ihnen, doch ich habe die Kraft, die Pforte dieses Herzens augenblicklich zu schließen, wenn Sie meine Worte nicht hören wollen. Können Sie mich lieben, so bin ich selig und beglückt; aber ich werde nichts weiter von Ihnen verlangen, als nur dies eine Wort, das zwischen uns entscheidet. Ich werde

meinem Beruf folgen und in die Fremde gehn, und dann, wenn ich zurückkehre und Sie die Überzeugung gewonnen haben, daß ich Ihrer würdig bin, dann erst werde ich mir eine Gabe von Ihnen erbitten!"

„Und das wäre?"

„Der erste Kuß!"

Jäh entzog sie ihm die Hände. Schon glaubte er, sie beleidigt zu haben; aber er sah den warmen Blick, mit dem sie ihre Augen groß auf sein Antlitz richtete.

„Nach so langer Zeit?" fragte sie ernsthaft.

„Ja."

„Und jetzt genügt Ihnen das Wort, daß ich — die Ihrige bin?"

„Oh! — Dank, Dank! — Das Wort, daß Sie mir gehören wollen, wiegt ja alle Schätze der Erde auf."

Stürmisch schlang sie die Arme um seinen Nacken und barg den Kopf an seiner Brust.

„Hier hast du diese Schätze, und hier hast du auch den Kuß, nicht nach Jahren, sondern schon heut!"

Und bevor er es sich versah, fühlte er ihren warmen Mund auf seinen Lippen.

Dann standen sie eng beieinander, stumm, im Überschwang ihrer Gefühle.

Plötzlich hörten sie Hedwig und Kunz hinter sich und wandten sich um.

„Ah, Vorstudien!" sagte Kunz munter.

„Wieso?" fragte Gebhard, indem er sich zwang, nichts merken zu lassen.

„Du stehst mit deiner Dame am Fenster und zählst die Sterne. Das soll in der Wüste noch viel leichter und reizvoller sein. Ist nicht der Sirius dort dreimal so groß wie hier bei uns der Mond?"

„Das glaube ich kaum; aber in meinem ersten Brief, den du erhältst, werde ich dir eine genaue Auskunft erteilen."

„Ich hoffe es. Jetzt hätten wir auch gar keine Zeit zu so himmlischen Betrachtungen, denn da kommt die gnädige Frau zurück."

Die Gräfin trat wieder ein, und fast gleichzeitig wurde gemeldet, daß angerichtet sei. Nun, während der Tafel erst, brachte die Dame des Hauses das Gespräch auf ihren Lieblingsstoff, auf das Reisen und die Erforschung fremder Erdteile und Länder. Sie war auf diesem Gebiet sehr belesen und hatte sich erdkundliche Kenntnisse angeeignet, die man nicht bei einer Frau zu finden gewöhnt war.

Gebhard blieb ihr keine Antwort schuldig, was sie in ein wahres Entzücken versetzte. Und als er nun gar sich innig vertraut mit den Erlebnissen von Gérard, dem Löwenjäger, zeigte, da hatte er sich ihre vollständige Zuneigung erobert.

„Sonst sind die Deutschen große erdkundliche Nichtswisser", meinte sie. „Wie kommt es, daß Sie eine so rühmliche Ausnahme machen?"

Gebhard hütete sich zu verraten, daß er ihrer Behauptung nicht beipflichte, sondern andrer Meinung sei.

„Ich erwärmte mich schon als Knabe für dieses Fach und habe mir Mühe gegeben, mir einige Kenntnisse anzueignen."

„Einige? Sie sind ausgezeichnet bewandert, und ich glaube, daß selbst ich nicht viel vor Ihnen voraus habe. Ihre Sprachkenntnisse besitze ich allerdings nicht. Sagen Sie, ob Sie auch Arabisch verstehn! Sie brauchen es doch bei Ihrer Reise durch die Wüste."

„Ich hatte mich bislang noch nicht mit dieser Sprache beschäftigt; aber ich bin dabei, sie zu erlernen. Wir werden übrigens gute Dolmetscher haben."

„Besuchen Sie mich täglich! Ich werde Professor Gre-

naux einladen; er iſt Lehrer der arabiſchen Sprache und wird Ihnen nützlich ſein können."

Das bedeutete bei der Gräfin außerordentlich viel. Kunz ſprach ſich verwundert darüber aus, als ſie auf dem Heimweg waren.

„Glückskind!" ſagte er. „Wer hätte das gedacht?"

„Ich ſelber nicht."

„Zuerſt hielt ich dich für etwas verrückt."

„Als ich der Gräfin meine Meinung ſagte?"

„Ja. Das war mehr als verwegen."

„Hat aber gewaltigen Eindruck gemacht!" lachte Greifenklau vor ſich hin.

„Und dann dieſer Graf Rallion! Ich glaube, daß er ſich nicht wieder bei der Tante ſehn läßt, ſobald wir bei ihr ſind."

„Ich hoffe, daß du mir morgen den kleinen Dienſt tuſt."

„Gewiß. Ich werde bei ihm vorſprechen. — Wie gefällt dir die Gräfin?"

„Sehr gut."

„Ah, weil du Hans im Glück bei ihr geweſen biſt! Sieh zu, daß du es auch ferner bleibſt! Und was ſagſt du zu den Nichten?"

„Hm. Junge Mädchen."

„Was?" fragte Kunz erſtaunt. „Junge Mädchen? Weiter nichts? Erlaube mir, dich nicht zu begreifen. Erſt branntеſt du vor Begier, die Familie kennenzulernen, und nun ich dich eingeführt habe, biſt du die verkörperte Gleichgültigkeit."

„Hm, ich bin befriedigt", antwortete Gebhard zweideutig.

„Soſo! Wirſt du wieder hingehn?"

„Das verſteht ſich. Die Gräfin nimmt mich ſehr für ſich ein."

„Aber die Nichten weniger? Mensch, du hast wirklich Fischblut in den Adern. Sag mir übrigens, welchen von den beiden Mädchen du den Vorzug geben würdest!"

„Ida. Du ziehst natürlich die Unbezähmbare vor."

„Allerdings."

„Ihr wart heut verteufelt musikalisch."

„Bitte, nicht zu sticheln. Wir beschäftigten uns mit Opern und Liedern."

„Gab es da vielleicht eine gewisse Oper ‚Der Widerspenstigen Zähmung'?"

„Du, ist das nicht vielmehr ein Lustspiel?"

„Mir gleich, wenn dir nur die Zähmung gut gelungen ist."

„Vielleicht. Weißt du, lieber Freund, ich glaube, daß ich Hedwig bisher doch falsch behandelt habe. Sie ist munter, übersprudelnd, voller Schnacken und Schnurren, ich aber bin stets würdevoll und ernst gewesen. Ich werde mich ein wenig ändern müssen!" —

Am nächsten Abend begaben sich beide wieder zur Gräfin, bei der sie Professor Grenaux fanden. Beide nahmen Greifenklau so in Beschlag, daß es ihm unmöglich war, mit Ida ein vertrauliches Wort zu sprechen. Erst als nach der Tafel Hedwig sich an den Flügel setzte, um ein längres Tonstück vorzutragen, nahm er neben der Geliebten Platz und flüsterte heimlich mit ihr.

Die erste Frage Idas galt ihrem Vetter, dem Grafen.

„War dein Freund bei ihm?" erkundigte sie sich.

„Ja."

„Abgewiesen, nicht wahr?"

„Nein; aber er hat ihn gar nicht getroffen. Er hat sich uns durch eine Reise entzogen."

„Wohin?"

„Nach Genf und dann weiter."

„Was beabsichtigst du nun?"

„Jetzt nichts. Es wurde gesagt, daß er erst nach Monaten heimkommen werde; dann bin ich längst nicht mehr hier. Ich werde mit dieser Angelegenheit also warten müssen, bis auch ich von meiner Reise zurückkehre."

„Und dann?"

„Dann sollst du meine Ratgeberin sein, meine Seele! Wir besitzen seit gestern nur ein Leben und ein Wollen, also hast du in dieser Angelegenheit ebenso zu entscheiden wie ich."

Sie drückte ihm dankbar die Hand.

Täglich fand er sich nun bei der Gräfin ein, und obgleich er nicht darauf ausging, ihr Wohlwollen zu befestigen, schien dieses doch immer mehr zu wachsen. Solang er sich in Paris befand, schrieb er täglich an die Eltern und erhielt auch ebenso häufig Antwort. Diese Briefe überließ er der Gräfin zur Durchsicht, wodurch sie immer mehr Einblick in die Verhältnisse seiner Familie bekam und immer größere Teilnahme an den Seinigen gewann.

Endlich war die Abreise für übernächste Woche bestimmt. Er saß des Abends wieder bei der Gräfin, mit ihr über Jagd- und Reiseabenteuer sprechend, während Kunz mit den beiden jungen Damen zuhörte. Da unterbrach ihn die Dame plötzlich.

„Ah, was ich vorhin vergaß. Ist keine Nachricht von Ihren Eltern angekommen?"

„Ja, Madame; die letzte, die ich in Paris zu erwarten habe. — Darf ich Ihnen den Brief zur Verfügung stellen?"

„Ich bitte darum."

Er gab ihr das Schreiben. Sie setzte die Brille auf, zog die Astrallampe näher und begann zu lesen. Unterdessen unterhielten sich die jungen Leute halblaut miteinander, wobei jedoch Gebhard die Gräfin verstohlen beobachtete.

Da plötzlich, bei einer Stelle, blickte sie über das Papier scharf zu ihm herüber. Sie nahm ihn eine ganze Weile fest

ins Auge, ohne daß er es zu merken schien. Ihr Gesicht hatte dabei nach langer Zeit wieder einmal den alten, harten Ausdruck angenommen. Dann sah sie wieder in den Brief zurück, um ihn zu Ende zu lesen.

Als sie fertig war, gab sie ihn zurück, ohne jedoch, wie gewöhnlich, eine Bemerkung daranzuknüpfen. Aber nach der Tafel machte sie ihm die Mitteilung, daß heut einige geographische Werke angekommen seien. Wenn er Einsicht darein nehmen wolle, möge er in ihr Zimmer mitkommen.

Durch mehrere Räume führte sie ihn in ihr Damenzimmer. Er kannte dieses aus der Beschreibung, die ihm Kunz davon gegeben hatte. Dort bot sie ihm einen Sessel an, während sie selbst hin und her schritt, wie es ihre Angewohnheit war, wenn sie von irgendeinem Gedanken mehr als gewöhnlich beschäftigt wurde.

„Mein Herr, Sie erwarten, geographische Werke zu sehn", begann sie; „aber ich gestehe Ihnen, daß ich keine bekommen habe."

Er hatte das geahnt, machte indes doch ein verwundertes Gesicht, als ob er sich die Ursache ihres Verhaltens nicht denken könne.

„Es war dies nur ein Behelf, mit Ihnen unter vier Augen sprechen zu können. Es betrifft einen wichtigen Gegenstand. Werden Sie aufrichtig mit sich reden lassen?"

„Ich hoffe, gnädige Frau, daß Sie mich kennen —"

„Schon gut. Sie selbst aber sind bis jetzt keineswegs aufrichtig mit mir gewesen."

Er tat, als ob er sie nicht recht verstehe; darum fuhr sie fort:

„Darf ich mir den Brief Ihrer Mutter nochmals erbitten?"

„Gern. Hier ist er."

Sie nahm ihn, faltete ihn auseinander und sagte:

„Ich werde Ihnen einige Zeilen, die ich hier fand, vorlesen, obgleich Sie diese bereits noch besser kennen als ich. Hören Sie:

Was nun die hochwichtige Mitteilung in Deinem letzten Schreiben betrifft, so ist mein Mutterherz voller Freude, daß Du grad in Paris, meiner Vaterstadt, ein Wesen gefunden hast, das Deiner Liebe so sehr wert zu sein scheint. Unsrer Zustimmung bedarfst Du nicht. Wir kennen Dich und wissen, daß Deine Wahl gut sein wird. Nimm daher unsern Segen und sei mit dem lieben Kind ebenso glücklich, wie Deine Eltern es miteinander wurden!"

Sie gab ihm das Papier zurück, schritt einigemal nachdenklich auf und ab und begann dann in einem sehr ernsten Ton:

„Geben Sie zu, nicht aufrichtig mit mir gewesen zu sein?"

„Ah, Madame, Sie meinen, weil ich Ihnen nicht dieselbe Mitteilung gemacht habe wie meinen Eltern?"

„Ja. Ich habe zwar kein förmliches Recht, eine solche Aufrichtigkeit zu verlangen; aber es hätte mich doch sehr gefreut, sie zu finden."

„So habe ich Sie allerdings um Verzeihung zu bitten."

„Ich verzeihe Ihnen. Aber seien Sie jetzt aufrichtig! Ich glaubte, daß Sie aus Ihrer Heimat gingen, ohne Ihr Herz dort zurückzulassen?"

„So war es auch, wenigstens in dem Sinn, den Sie meinen."

„Jetzt aber lieben Sie eine Pariserin?"

„Ja."

„Ich will nicht weiter in Sie dringen, als unbedingt nötig ist. Ist es ein Mädchen aus anständiger Familie und Ihnen ebenbürtig?"

„Durchaus."

„Sie erwidert Ihre Liebe?“

„Herzlich.“

„Es ist also keine Vernunftheirat, die Sie beabsichtigen?“

„Nein, sondern eine Herzensverbindung.“

„Ich beneide Sie.“

Sie blickte zum offnen Fenster hinaus. Der Schein des Lichts erhellte ihre Züge, und Gebhard meinte, sie noch nie so weich gesehn zu haben. Welche Gedanken mochten durch ihre Seele ziehn?

Da trat sie zurück, öffnete ein Pult und zog eine Mappe hervor, der sie ein Bild in Wasserfarben entnahm.

„Kennen Sie diesen Mann?“

Gebhard ahnte, wer es sei, doch antwortete er wahrheitsgemäß:

„Ich habe ihn nie gesehn.“

„Das weiß ich, und dennoch steht er Ihnen nah.“

Sie kreuzte die Arme über der Brust, wie es willenskräftige Frauen gern zu tun pflegen, und fuhr fort:

„Auch ich war einmal jung; auch ich liebte — diesen da. Mein Vater war Baron, der seinige jedoch ein einfacher Bürgersmann, dessen Vorfahren auf ihr ‚von‘ verzichtet hatten. Man trennte uns. Es war ein Herzeleid. Ich wurde Gräfin Rallion, und er vermählte sich auch. Wir sahen uns nicht, aber wir vergaßen uns auch nicht. Er war Bankier und wurde der geschäftliche Ratgeber meines Mannes. Nun trafen wir uns öfters. Die alte Liebe erwachte, aber wir mußten uns fremd bleiben. Eins nur habe ich gerettet außer der Erinnerung — dieses Bild. Es ist mir mehr wert als manches Kleinod, das ich besitze. Er starb. Auch mein Mann starb, und ich wurde Witwe. Ich war reich gewesen, aber nicht glücklich; ich blieb reich, aber auch unglücklich. Da begegnete mir ein Nachkomme dieses Mannes, und sofort erwachte das alte Gemüt und das alte Herz, das ich tot

und verknöchert wähnte. Erraten Sie, wer der Nachkomme ist?"

Gebhard sah sich gezwungen, eine kleine Unwahrheit zu sagen.

„Ich habe keine Ahnung!"

„Sie sind es, Sie selbst!"

„Ich?" fragte er im Ton des höchsten Erstaunens.

„Ja, Sie! Sie sehn hier das Bild Ihres Großvaters, des Bankiers Richemonte, des Vaters Ihrer Mutter."

„Ah! Das wäre er?" rief er aus.

Er hatte bisher das Bild nur oberflächlich beachtet, da seine Hauptaufmerksamkeit auf die Gräfin gerichtet war. Jetzt trat er damit näher zum Licht.

„Ja, betrachten Sie ihn", sagte sie. „Er war ein schöner Mann und ist elend zugrunde gegangen, wie Sie ja wissen. Ich lernte Sie kennen; ich prüfte Sie und war mit Ihnen zufrieden. Wir hatten die gleichen Liebhabereien und Neigungen. Sie waren es wert, und so beschloß ich, Ihr Glück zu machen."

„Mein Glück?"

„Ja. Oder meinen Sie, daß ich nichts für Sie tun könnte?"

„Gnädige Frau, Sie haben bereits genug an mir getan."

„Ich hatte noch viel mehr und Besseres vor. Sie haben es mir aber unmöglich gemacht."

„Wieso?"

„Durch — ja, durch Ihre so unerwartete Liebe."

„Durch meine Liebe?"

„Ja. Ich will aufrichtig sein. Ich wollte Sie verheiraten."

Das hatte er nicht erwartet.

„Sie staunen?" fragte sie. „Es ist dennoch wahr. Sie wissen, daß ich für weitgereiste Leute etwas übrig habe.

Sie gehn in die Wüste; Sie besitzen Mut und Kenntnisse; Sie werden ein berühmter Mann werden. Das ist es, was mich im stillen entzückte. Sobald Sie als Berühmtheit wiederkehrten, wollte ich Ihnen das Kostbarste geben, was ich besitze."

„Was, Madame?" fragte er, noch immer wie auf Wolken schreitend.

„Ich sagte bereits, das Kostbarste, was ich habe, nämlich meine Nichte."

„Sie haben deren zwei."

„Ich meine Ida, die ich zärtlich liebe, ohne daß ich es bisher besonders merken ließ."

Er beherrschte sich.

„Komtesse Ida, sagen Sie? Wären Sie ihrer denn auch sicher gewesen? Wußte Mademoiselle von Ihrem Plan?"

„Kein Wort. Ich hoffte, Ihre Herzen sollten sich gegenseitig finden."

„Leider kann dies nicht mehr eintreten", sagte er im Ton des tiefsten Bedauerns.

„Ja, Sie haben Ihr Herz verschenkt."

„Ida das ihrige auch!"

Die Gräfin machte eine Bewegung des Erschreckens.

„Wie? Was sagen Sie? Ida — Ida liebt? Und wen?"

„Einen Offizier, einen Deutschen!"

„Mon dieu! Sie meinen doch nicht etwa Herrn von Eschenrode?"

„Madame, Sie wissen, daß Eschenrode mein Freund ist. Ich werde niemals das Geheimnis eines Freundes verraten."

„Ah, er ists, er ists! Er ist ja noch da! Kommen Sie, Herr von Greifenklau, kommen Sie! Ich werde — —"

Er wollte sie zurückhalten, ihr Aufklärung geben — aber ein Schall schloß ihm die Lippen.

Sie eilte so schnell fort, daß er ihr kaum zu folgen vermochte.

Die beiden Schwestern saßen mit Eschenrode am Tisch, als die Gräfin die Tür aufriß und hereingestürmt kam. Bei ihrem Anblick erhoben sich alle drei. Sie erkannten sofort, daß sie sich im Zustand größter Aufregung befand.

„Herr von Eschenrode, ich habe mit Ihnen zu sprechen!“ rief sie.

„Ich stehe zur Verfügung.“

„Ich verlange von Ihnen, daß Sie mir die volle Wahrheit sagen!“

„Gewiß!“

Er hatte nicht die mindeste Ahnung, worüber er ihr die reine Wahrheit sagen solle. Sie stellte sich mit zornig funkelnden Augen vor ihn hin.

„Sie sind ein Verführer!“

„Ich? Madame, ich bitte Sie!“

„Ja, ein Verführer sind Sie! Ich habe die Beweise in den Händen!“

„Welche Beweise?“

„Wollen Sie leugnen, daß Sie lieben?“

Er fuhr erstaunt zurück.

„Wen denn, gnädige Frau?“

„Meine Nichte!“

Der also Überrumpelte wußte im ersten Augenblick nicht, wie er dieser Anklage zu begegnen habe; er blickte verwundert auf die Dame, die wie eine Richterin vor ihm stand.

Da ging ihm ein Licht auf. Die Gräfin war mit Gebhard allein gewesen. Sie hatten miteinander gesprochen, und jetzt kam sie zurück, von Zorn erfüllt.

„Ah, du hast es verraten?“ fragte er den Freund.

„Verraten hat es niemand“, antwortete die Gräfin; „aber erraten hat es jemand. Ihr Freund ist verschwiegen; er

hat mir Ihren Namen nicht genannt; ich aber habe es dennoch erfahren. Wollen Sie noch leugnen?"

„Madame, die Stimme des Herzens ist oft übermächtig; es ist ganz — —"

„Schweigen Sie von der Stimme des Herzens! Sprechen Sie lieber von der Stimme der Vernunft und Pflicht! Es wäre Ihre Pflicht gewesen, zuvor mit mir zu sprechen. Von einem Ehrenmann mußte ich das erwarten!"

„Ich war ja der Einwilligung von Mademoiselle noch gar nicht sicher!"

„Ich werde mich überzeugen!"

Sie trat erregt auf Ida zu.

„Wenn er noch leugnet, so hoffe ich wenigstens von dir, daß du die Wahrheit sagst. Ich habe das an dir verdient. Liebst du ihn?"

Diese Frage brachte Ida um alle Fassung. Sie unterschied in diesem Augenblick nicht, wer mit dem „Er" gemeint sei, und antwortete voller Angst:

„Ja, beste Tante!"

„Und er dich? Ihr habt miteinander darüber gesprochen?"

„Ja!"

„Wann?"

„Am Schluß voriger Woche."

„Er hat dir also seine Liebe in aller Form gestanden?"

„Ja!"

Die Gräfin wollte soeben ihrem Zorn erneut Ausdruck geben, als sie hinter sich ein lautes Schluchzen hörte. Sie drehte sich um und sah, daß es Hedwig war, die das Taschentuch an die Augen hielt.

„Warum weinst du?" fragte sie noch gereizter.

„Oh, der Lügner!" schluchzte Hedwig.

„Wer?"

„Leutnant von Eschenrode!"

„Warum nennſt du ihn einen Lügner?"

„Weil er auch zu mir von Liebe geſprochen hat."

„Ah! Wirklich?" rief die Gräfin, jetzt beinah außer ſich. „Und was haſt du geantwortet?"

„Ich — ich — ich —"

„Heraus damit! Ich will die Wahrheit hören, die volle Wahrheit!"

Kunz hatte ganz verdutzt dageſtanden. Jetzt endlich gelang es ihm, ſich zu faſſen und zu Wort zu kommen.

„Gnädige Frau, das muß ein Irrtum ſein! Ich begreife nicht, wie —!"

„Schweigen Sie!" unterbrach ſie ihn. „Ida hat mir ſicher die Wahrheit geſagt. Sie hat mich noch nie belogen."

„Und doch iſt ſie diesmal der Wahrheit nicht treu geblieben."

„Ja, Tante!" ſchluckte Ida tiefbedrückt. „Ich habe mich geirrt!"

Da ſchlug die Gräfin die Hände zuſammen und rief:

„Geirrt haſt du dich? Herr von Eſchenrode hat dir nicht geſagt, daß er dich liebt? Das haſt du ja vorhin geſtanden!"

„Ah, ich dachte — mein Gott, ich — dachte —"

„Was dachteſt du? Ich will die volle Wahrheit hören!"

„Ich dachte, du meinteſt — einen andern!" ſtieß Ida endlich hervor.

Frau von Rallion war faſſungslos.

„Einen andern? Einen andern, der dich liebt?"

„Ja, liebe Tante."

„Und den du wiederliebſt?"

„Ja, beſte Tante."

„Ah, iſt es möglich, daß ſo etwas hinter meinem Rücken vorgeht? Verehrter Herr von Greifenklau, entſchuldigen Sie! Sie ſehn, daß es ſich hier um ſehr zarte Angelegenheiten handelt. Sie geſtatten wohl, Sie morgen vormittag zu empfangen."

Gebhard machte eine verbindliche Verbeugung.

„Gewiß, gnädige Frau! Wenn Sie wünschen, muß ich gehorchen, obwohl ich glaube, daß grad meine Gegenwart hier am notwendigsten ist."

„Die Ihrige? Wieso?"

„Weil ich imstand bin, Ihnen die nötige Aufklärung zu geben. Ich bin nämlich dieser andre, von dem Mademoiselle Ida sprach."

„Was? Der sie liebt und sie ihn wieder?"

„Gott sei Dank, ja!"

Er trat bei diesen Worten zu Ida heran, legte den Arm um sie, strich ihr mit der andern Hand beruhigend über das Haar und sagte:

„Sei nicht ängstlich, meine Seele! Tante wird dir das Mißverständnis gern verzeihn."

Erstaunen, Ärger, Freude und Zorn stritten im Gesicht der Gräfin um die Herrschaft.

„Ihr beide also liebt euch?" fragte sie.

„Ja, und dort die beiden auch", lachte Greifenklau, indem er auf Hedwig und Kunz deutete.

„Mit diesen beiden werde ich nachher sprechen. Jetzt habe ich es mit Ihnen zu tun. Sie sagten doch, daß Sie eine andre liebten."

„O nein, Madame. Ich habe keinen Namen genannt."

„Dann sagten Sie, daß Herr von Eschenrode Ida liebe."

„Auch das nicht. Sie selbst haben ja vorhin erst bestätigt, daß ich ihn gar nicht genannt habe."

„Mein Gott, da werde ich an mir selber ganz irr! Was haben Sie denn überhaupt gesagt?"

„Daß ich von ganzem Herzen ein Mädchen liebe. Und sodann habe ich gesagt, daß Ida auch liebt, und zwar einen deutschen Offizier."

„Aber warum haben Sie mir denn nicht sofort erklärt, daß Ihre Geliebte und Ida ein und dieselbe Person sind?"

„Darf ich Ihnen die volle Wahrheit mitteilen, gnädige Frau?"

„Ich bitte entschieden darum!"

„Ich bemerkte die Zuneigung, die mein Freund Kunz für Mademoiselle Hedwig hegte, und sah, daß diese erwidert wurde —"

„Sie haben das wirklich bemerkt? Ich nicht!"

„Ich wußte das. Ebenso sah ich, daß sie sich liebten, ohne zur Klarheit zu kommen. Hier war ein Gewaltstreich nötig, doch der Gedanke und der Plan, ihn auszuführen, kamen mir erst, als ich vorhin Ihr Mißverständnis bemerkte, Frau Gräfin. Und ich hab's gewagt, ihn auszuführen. Jetzt hat Herr von Eschenrode gestanden, daß er Fräulein Hedwig liebt, und sie hat das Geheimnis ihres Herzens verraten. Mein Zweck ist erfüllt. Ich bitte um gnädige Strafe!"

Die andern blickten einander verblüfft an.

„Wie abscheulich!" rief endlich Hedwig, die sich darüber ärgerte, daß sie über Eschenrodes vermeintliche Untreue geweint hatte.

„Aber Gebhard!" flüsterte Ida ihm zu, obgleich es ihr gar nicht wohl zumute war. Sie kannte ja den Inhalt des Gesprächs nicht, das Greifenklau mit der Gräfin geführt hatte.

Diese wußte nicht, ob sie zürnen oder über die vorgekommenen Verwechslungen lachen sollte. Sie fühlte sich glücklich, daß ihr ursprünglicher Plan sich noch erfüllt hatte, und war doch ungehalten, daß auch Eschenrode eine Nichte für sich in Anspruch nahm.

„Geheimniskrämer!" sagte Kunz dazwischen. „Warum hast du mir das verschwiegen?"

„Unglückliche Liebe klagt, glückliche aber schweigt", antwortete Greifenklau.

„Seit wann ſeid ihr denn einig?"

„Gleich ſeit dem erſten Tag."

„Unſinn!"

Da fragte auch die Gräfin:

„Wirklich ſeit dem erſten Tag?"

„Jawohl, gnädige Frau."

„Ah, wie habt ihr denn das eigentlich angefangen?"

„Das wird Ihnen Ida unter vier Augen erzählen müſſen. Wir waren eben füreinander beſtimmt."

„Und ſagtet euch das hinter meinem Rücken!"

Sie wollte wieder zornig werden; er aber drohte ihr ſcherzend mit dem Zeigefinger.

„Die Vorherbeſtimmung war auch hinter unſerm Rücken geſchehn."

Nun brach ſie in ein herzliches Lachen aus.

„Dieſe Jugend iſt doch unverbeſſerlich! Niemand lernt ſie durchſchauen. Und glaubt man, einmal einen Aufrichtigen gefunden zu haben, ſo entpuppt er ſich ganz unverſehens als ein Ränkeſchmied, wie er im Buch ſteht. Na, ich werde euch eure Strafe noch auferlegen!"

Da ergriff Gebhard ihre Hand und zog ſie an ſeine Lippen.

„Verzeihung, beſte Gräfin!" bat er. „Ich hatte Ida geſagt, daß ich ſie über mein Leben lieb habe; aber ich hatte auch hinzugefügt, daß ich von dieſer Liebe erſt nach meiner Rückkehr von der Reiſe ſprechen werde. Darum ſchwiegen wir. Ich wollte mir erſt ihre Achtung verdienen. Habe ich daran unrecht getan, ſo hoffe ich dennoch Gnade zu finden."

Da trat in ihr Auge ein feuchter Glanz, wie ihn ſelbſt die Nichten noch nicht darin bemerkt hatten, und mit bewegter Stimme antwortete ſie:

„Ich verzeihe euch beiden. Es mag bei dem, was ihr beſprochen habt, bleiben. Eure Liebe mag ſich bewähren.

Tut sie das, so soll sie ihren Lohn finden. Nun aber zu den beiden andern! Also, Herr von Eschenrode, Sie behaupten, meine Nichte Hedwig zu lieben?"

„Von ganzem Herzen!"

„Und du, Hedwig?"

„Ich? Oh, ich mag gar nichts mehr von ihm wissen", versetzte sie schmollend.

„Warum nicht?"

„Er hat mich einen Irrwisch genannt."

„Der bist du auch!" bestätigte die Tante.

„Sie aber hat mir versprochen," fügte Kunz bei, „daß aus diesem Irrlicht ein Stern werden solle, auf dessen sichern Glanz ich mich verlassen könne."

„Ist das wahr, Hedwig?"

Sie blickte verlegen zur Seite.

„Ja, liebe Tante, das habe ich ihm versprochen."

„So sagen Sie mir zunächst, Herr Oberleutnant, was Sie meiner Nichte zu bieten haben!"

„Für jetzt ein Herz voll Liebe und den festen Willen, mir eine Zukunft zu gründen, die ihrer würdig ist. Nun, da das Irrlicht verlischt und mein Stern mir aufgegangen ist, hoffe ich, daß mir auch in meinem Beruf Sterne aufgehn werden, deren Leitung ich mich anvertrauen kann." — —

2. Das ‚Auge der Franzoſen‘

Nach dem eben Erzählten waren vier Jahre verfloſſen. Der geplanten Sahara-Expedition hatten ſich verſchiedene Schwierigkeiten in den Weg geſtellt, und erſt 1850 konnte man daran denken, ſie zur Ausführung zu bringen.

Inzwiſchen hatten Kunz von Eſchenrode und Gebhard von Greifenklau die beiden Schweſtern Hedwig und Ida de Rallion heimgeführt, und Hugo und Marion von Greifenklaus Freude war groß, als nach einem Jahr ein Enkel ſeinen Einzug hielt.

Jetzt ſchrieb man ſchon das Jahr 1852.

In einem Kaffeehaus zu Biskra ſaßen einige franzöſiſche Offiziere rauchend, trinkend und plaudernd beiſammen.

Biskara oder Biskra, wie der Araber das Wort ausſpricht, iſt ein Städtchen der Provinz Conſtantine in Algerien, wichtig als an der großen Karawanenſtraße gelegner Handelspunkt und damals zur Zeit ſeiner Märkte ſehr beſucht von den Berbern und Beduinen der Umgegend, die herbeikamen, um zu tauſchen oder Einkäufe zu machen.

Das Kaffeehaus zeigte ein orientaliſches Ausſehn, doch hatte man einige Fenſteröffnungen durch die vordere Mauer gebrochen und über dem Eingang ein mit einem franzöſiſchen Namen verſehnes Schild angebracht.

Während der Mohammedaner in ſeinen Kaffeehäuſern ſich mit untergeſchlagnen Beinen auf den Teppich niederläßt, der auf dem bloßen Fußboden ausgebreitet wird, gab es hier einige roh gezimmerte Tiſche und Stühle.

Die Herren tranken schweren portugiesischen Wein und schienen ziemlich angeheitert.

Der Wirt trug die Tracht eines Zuaven, war aber kein Eingeborner, sondern ein Franzose, denn er sprach die Mundart der Gegend von Tours. Eben jetzt schüttelte er den Kopf und sagte:

„Wie kann ich wissen, ob dieser Mann bereits einmal in Biskra gewesen ist, Messieurs? Ich könnte günstigenfalls nur wissen, ob er mein Kaffeehaus einmal besucht hat."

„Und das tat er wohl nicht?"

„Nein, obgleich ich die Möglichkeit zugebe, daß es einmal geschehn sein kann. Ich kenne ihn ja nicht!"

„Er ist also wirklich eine so rätselhafte Persönlichkeit?"

„Ja. Niemand weiß von ihm. Er sitzt vielleicht unter uns, ohne daß wir es wissen. General Cavaignac ist wohl der einzige, der ihn kennt."

„Verkehrt er nur mit diesem?"

„Wer weiß!"

„Und wie heißt er?"

„Auch das weiß niemand. Er ist weder uns noch unsern Feinden, den Beduinen, bekannt. Sie geben ihm nach ihrer Weise einen Namen, der genau sagt, wofür sie ihn halten."

„Wie heißt dieser Name?"

„Ain el fransawi, das heißt ‚Auge der Franzosen' oder noch deutlicher: Spion oder Kundschafter der Franzosen. Man will ihn hier und da gesehn haben; man beschreibt ihn bald als alt und bald als jung, aber man weiß nichts Genaues über ihn. Fragen Sie Cavaignac, den Generalstatthalter. Er kann und wird Ihnen Auskunft geben — wenn er will."

Im hintersten Winkel des Kaffeehauses saß in ärmlicher, beduinischer Tracht ein Mann, der gegen dreißig Jahre zählen mochte. Er hatte auf seinem Stuhl in einer Weise Platz

genommen, daß man leicht merken konnte, er sei eher auf Kissen und Matten als auf Stühlen zu sitzen gewohnt. Sein Bart war dünn. Er starrte mit jener Gleichgültigkeit, die den fatalistischen Moslemin eigen zu sein pflegt, grade vor sich hin. Er hatte ein Täßchen Kaffee vor sich stehn und hielt einen Tschibuk in der Hand, aus dem er dann und wann einen Zug tat, um den Rauch zu verschlucken und darauf durch die Nase wieder von sich zu geben. Der Araber nennt diese Art des Rauchens „Tabak trinken".

„Wer ist dieser Kerl?" fragte einer der Offiziere den Wirt.

„Ich kenne ihn nicht."

„Ein Beduine?"

„Jedenfalls, denn er verlangte Pfeife und Kaffee in arabischer Sprache."

„Vielleicht versteht er uns. Es ist unangenehm, fremde Lauscher in der Nähe zu haben."

„Versuchen Sie, ob er Französisch spricht."

Der Offizier wandte sich an den Fremden und fragte französisch:

„Wer bist du?"

„Tugger — ein Kaufmann", antwortete der Gefragte, indem er nur dieses einzige arabische Wort aussprach.

„Womit handelst du?"

„Fewakih — mit Früchten."

„Woher bist du?"

„Wadi Dscheddi."

Wadi heißt im Arabischen sowohl Fluß als auch das Tal eines Flusses. Der Mann war also aus dem Tal des Flusses Dscheddi, der seine wenigen Wasser im Süden von Biskra in den Schott Melrir laufen läßt.

„Verstehst du Französisch? Ja, wie es scheint."

„Kalil — wenig."

„Wo hast du es gelernt?"

„Algier."

„Ah, du warst in Algier?"

„Na'm — ja."

„Lange Zeit?"

„La — nein."

Der Mann hatte seine Antworten mehr durch Gebärden als durch die kurzen Worte gegeben, die er aussprach. Dennoch fragte der Franzose weiter:

„Hast du von dem Mann gehört, den ihr Ain el fransawi nennt?"

„Lissa ma — noch nicht."

„Bist du reich?"

„Ma li scheh — ich habe nichts."

„Armer Teufel! Hier, trink ein Glas Wein!"

Dieses Bedauern war nur scheinbar. Der Offizier wußte recht gut, daß der Beduine als Muselman keinen Wein trinken durfte. Dieser machte auch sofort eine zurückweisende Handbewegung.

„Kullu muskürün haram — alles, was trunken macht, ist verboten."

Es war dies die wörtliche Anführung des Verbots Mohammeds.

„So laß es bleiben und geh nicht an Orte, wo man Wein trinkt! Weißt du nicht, daß deine Weigerung eine Beleidigung für mich ist?"

„La — nein."

„So packe dich zum Teufel oder trinke mit! Wir brauchen keinen Maulaffen, der nur zuhört, aber nicht mittut."

Es wäre wohl zu einem unangenehmen Auftritt gekommen, wenn nicht die Aufmerksamkeit der Franzosen von dem Beduinen abgelenkt worden wäre: der Gehilfe des Kaffeewirts trat ein und legte auf den Tisch die neuesten Zeitungen, die soeben angekommen waren. Hier auf den Höhen des

Atlasgebirgs waren die Neuigkeiten aus Paris wichtiger als das Anrempeln eines unbedeutenden Arabers, der dagegen nichts andres tun konnte, als sich schweigend entfernen.

Die Zeitungen waren im Nu auseinandergenommen und verteilt, so daß ein jeder mehrere Blätter in den Händen hielt. Man wartete nicht, bis jeder einzelne seine Seiten durchgelesen hatte, sondern sobald etwas Wichtiges entdeckt wurde, gelangte es zur sofortigen Verlesung; einer der Herrn meinte:

„Ich habe jedenfalls das Spannendste erwischt. Da sind nämlich die Nachrichten über Algerien."

„Und was schreibt man?" fragte ein andrer.

„Mehr als wir selber darüber wissen. — Ah, da ist auch wieder etwas Neues über den Marabut Hadschi Omanah!"

Ein Marabut ist ein moslemitischer Einsiedler, der von der Bevölkerung für heilig gehalten wird. Hadschi aber wird ein jeder Moslem genannt, der eine Pilgerreise nach Mekka oder Medina mitgemacht hat.

„Und was schreibt man über ihn?"

„Hier steht:

‚Die Haltung des berühmten Marabut Hadschi Omanah ist noch immer unklar. Er übt einen ungeheuren Einfluß auf die am Atlasgebirge wohnenden Stämme aus, weshalb es von großem Vorteil wäre, zu wissen, ob man ihn gegebenenfalls als Feind zu betrachten hat. Man spricht davon, daß das Statthalteramt bedacht gewesen ist, durch Abgesandte seine Stimmung erforschen zu lassen; aber er hat sich stets als unnahbar gezeigt. Auch seine Abstammung liegt im dunklen. Er trägt den grünen Turban, ein Recht, das nur den unmittelbaren Abkömmlingen Mohammeds zusteht. Seine Verehrer sagen, er sei aus den heiligen Gegenden Arabiens nach dem Atlasgebirge gekommen. Dabei ist zu verwundern, daß seine Gesichts-

züge auf das Abendland hindeuten, wie ja auch die Sage geht, daß ein französischer Reisender, der ihn einst in der Nähe zu sehn bekam, in ihm einen Bekannten aus der Gegend von Metz oder Sedan wiedergefunden zu haben meint. Eine gewisse Ähnlichkeit wird wohl der Grund dieser Behauptung sein, die sicherlich auf einer Täuschung beruht.'"

„Da sind wir grad so klug wie vorher", meinte einer der Zuhörer. „Was da gesagt wird, wußten wir bereits längst. Hat man nicht bisher gemeint, daß die Marabuts unverheiratet seien und in tiefster Einsamkeit leben?"

„Allerdings."

„Nun, so ist es jedenfalls auffallend, daß dieser Marabut verheiratet gewesen sein muß."

„Das ist kein Verstoß. Er kann ja trotzdem einsam leben."

„Das tut er aber nicht."

„Wieso?"

„Er hat einen Sohn bei sich. Ist das Einsamkeit?"

„Nicht ganz. Aber wenn in unsern Klöstern Mönche in tiefer Abgeschlossenheit beieinander leben, ist das keine Einsamkeit?"

„Eine vollständige jedenfalls nicht. Übrigens soll der Sohn beinah in demselben Geruch der Heiligkeit stehn wie der Vater. Was gibts weiter über Algerien?"

„Hier steht ferner unter ‚Timbuktu':

‚Das Unternehmen, das vor zwei Jahren von der deutschen wissenschaftlichen Gesellschaft ausgerüstet und abgeschickt wurde, um den Sudan zu erforschen, scheint bessere Erfolge zu verzeichnen zu haben als verschiedene vorhergehende. Es verlautet, daß das militärische Mitglied der Expedition, Oberleutnant von Greifenklau, sich von Timbuktu aus bereits auf dem Heimweg befindet. Er soll außer den rein wissenschaftlichen Errungenschaften auch bedeutende Kost-

barkeiten mit sich führen und seinen Weg über In Salah, el Golea und Tuggurt nehmen.'"

„Donnerwetter!" rief einer der Franzosen. „So wird dieser Deutsche auch hierher nach Biskra kommen. Man kennt diese unangenehmen Menschen, die sich seit den Jahren vierzehn und fünfzehn einbilden, auf uns herabsehn zu dürfen. Greifenklau? Ist Ihnen dieser Name nicht bekannt, Messieurs?"

„Nein!" antwortete es im Kreise.

„Mir scheint, daß ich ihn schon einmal gehört habe."

Er legte die Hand an die Stirn und nickte dann.

„Ah, ich habe es! Greifenklau hieß ja jener Liebling des alten Grobians Blücher, der mit dem Gardekapitän Richemonte verschiedene Zusammenstöße hatte. Sie haben doch jedenfalls von Richemonte gehört?"

„Der nach der Schlacht bei Waterloo aus dem Heer gestoßen wurde?"

„Ja, derselbe. Ich erinnere mich, verschiedne Niederträchtigkeiten über ihn gehört zu haben. Mein Oheim hatte mit ihm gedient und kannte ihn genau."

„Man hat niemals wieder etwas über ihn vernommen. Er scheint untergegangen zu sein."

„Dies könnte ein Irrtum sein. Richemonte war zwar gezwungen, Frankreich zu verlassen, aber verschollen ist er doch noch nicht. Sie wissen, welch eine Begebenheit der Grund war, daß Frankreich im Jahre 1827 Algier blockierte?"

„Ja. Der Bei von Algier hatte den französischen Konsul Deval mit dem Fliegenwedel ins Gesicht geschlagen."

„Nun, Deval behauptete später, Richemonte in der unmittelbaren Umgebung des Beis gesehn zu haben."

„Hat er ihn denn gekannt?"

„Ja. Deval hatte mit ihm in Paris verkehrt, und zwar so oft, daß an ein Verkennen nicht zu denken ist."

„Trug Richemonte in Algier mauriſche Kleidung?"

„Ja."

„Mit einem Turban?"

„Ja, wie Deval berichtete."

„So iſt es ſicher, daß er Mohammedaner geworden iſt."

„Dieſem Menſchen iſt das recht gut zuzutrauen. — Gibt es noch etwas über Algerien?"

„Ja, und das Wichtigſte: der Statthalter befindet ſich auf einer Beſichtigungsreiſe durch die Kolonie. Das iſt es, was uns am meiſten angeht."

„Cavaignac wird uns ſicher überraſchen. Man erwartet ihn binnen einer Woche hier, aber ich wette, daß er früher —"

Er wurde unterbrochen. Die Tür ward aufgeriſſen, und ein jüngerer Offizier trat ein. Man ſah ihm an, daß er gelaufen war.

„Was gibts? Was bringen Sie?" tönte es ihm entgegen.

Er holte tief Atem und ergriff eins der vollen, auf dem Tiſch ſtehenden Gläſer. Erſt nachdem er es hinuntergeſtürzt hatte, antwortete er:

„Eine Neuigkeit, Meſſieurs!"

„Gut oder ſchlimm?"

„Wie mans nimmt. Cavaignac, der Statthalter, wird ſogleich ankommen."

„Alle Teufel!"

„Jawohl. Soeben traf einer ſeiner Adjutanten ein. Der General befindet ſich noch auf der Straße von Bu Saada her, wird aber in einer halben Stunde hier ſein!"

„Dann bleibt uns Zeit genug, die Geiſter des Weins im Waſſer zu erſäufen."

Die Offiziere leerten ihre Gläſer und ſtürmten dann zum Haus hinaus.

Außer dem Wirt befand ſich nur noch der Beduine im Zimmer. Er hatte die Worte des Geſprächs ſcheinbar nicht

beachtet, aber doch alles deutlich verstanden. Jetzt erhob er sich von seinem Stuhl, legte die Pfeife hin und griff in die Tasche. Nachdem er ein kleines Silberstück neben die Tasse gelegt hatte, verließ er das Kaffeehaus und trat hinaus auf den freien Platz.

Im Schatten der Häuser hielten die Verkäufer ihre Waren feil. Er schritt auf einen Mann zu, der hinter einem Haufen getrockneter Datteln saß.

Der Dattelverkäufer war lang und hager und trug die Tracht der Eingeborenen. Er schien nicht wohlhabend zu sein, denn sein Turban war aus einem alten, zerfetzten Schal gewickelt, und sein schmutziger Burnus wurde von einem Strick aus Kamelhaaren zusammengehalten.

„Sie sind fort", sagte er leise zu dem Kommenden. „Ich sah sie gehn. Hast du etwas erlauscht?"

„Ja."

„Von wem sprachen sie?"

„Von dir."

„Von mir? Alle Teufel! Wie kommen sie auf mich?"

„Sie kamen auf dich, weil sie vorher von einem Oberleutnant von Greifenklau redeten."

Der Sitzende schien an die sechzig Jahre zu zählen. Sein Haupthaar wurde vom Turban vollständig verdeckt. Sein Gesicht zeichnete sich durch einen großen, fast weißen Schnurrbart aus. Als er den Namen Greifenklau hörte, zog sich seine Oberlippe in die Höhe, so daß man zwei Reihen großer, gelber Zähne sehn konnte. Es war, als ob ein Raubtier gegen einen Angreifer die Zähne fletsche.

„Greifenklau?" fragte er. „Ein Deutscher?"

„Ja."

Die Augen des Alten glühten unheimlich auf, doch nach kurzem Nachdenken ließ er den erhobnen Kopf sinken.

„Er ist es nicht. Es muß ein andrer sein."

„Warum?"

„Der, den ich meine, kann jetzt längst nicht mehr Oberleutnant sein. Es sind über dreißig Jahre vergangen. Was ist der Greifenklau, von dem sie sprachen?"

„Er ist Mitglied einer afrikanischen Expedition, die von Deutschland ausgerüstet wurde."

„Woher stammt er?"

„Ich weiß es nicht."

„Wo befindet er sich?"

„Auf dem Heimweg von Timbuktu."

„Ah! Das ist wichtig!"

„Höchst wichtig, Vetter. Er führt nämlich große Schätze bei sich."

„Alle Teufel! Weißt du das genau?"

„Es steht in der Zeitung."

Die Augen des Alten glänzten und funkelten wie die eines Raubtiers.

„Ah! Welchen Weg schlägt er ein?"

„Er kommt über In Salah und el Golea nach Tuggurt."

Beinah wäre der Alte vor Freude von seinem Sitz aufgefahren.

„Nach Tuggurt?" sagte er. „So ist er jedenfalls der Europäer, den dir unsre Späher angemeldet haben."

Der andre nickte. Er zeigte jetzt nicht mehr das gleichgültige Gesicht von vorhin, sondern es hatte einen sehr verschlagenen Ausdruck angenommen.

„Ich zweifle nicht daran."

„Welche Begleitung hat er?"

„Außer den Kameltreibern dreißig Krieger vom Stamm der Uled Idenan."

„Die werden zu überwältigen sein. Also die Offiziere sprachen von mir? Was?"

„Daß du nach der Schlacht bei Waterloo aus dem Heer gestoßen worden seist."

„Der Teufel soll sie holen! Was noch?"

„Daß Deval dich seinerzeit in der Umgebung des Beis erkannt hat."

„Ich wollte, dieser Konsul wäre blind gewesen!"

„Sie sprachen ferner von dir, ohne zu wissen, daß du es bist."

„Wie soll ich das verstehn?"

„Ich meine, daß sie von Ain el fransawi redeten."

„Was sagten sie da?"

„Daß dieser Mann ihnen ein Rätsel sei."

„Hoffentlich werde ich es auch bleiben."

„Ferner erwähnten sie den Marabut Hadschi Omanah."

„Jedenfalls war auch dieser ihnen ein Rätsel?"

„Ja."

„Daran sind sie selber schuld. Sie mögen nur gescheite Kerle zu ihm schicken, die es verstehn, ihn auszuhorchen. Aber warum liefen sie so schnell davon?"

„Weil sie die Nachricht erhielten, daß Cavaignac komme."

„Ah! Ich dachte es. Wann trifft er ein?"

„In einer halben Stunde, und diese Zeit ist fast vorüber."

„So spute dich! Eile ihm entgegen, damit er erfährt, daß ich hier bin."

Der andre entfernte sich augenblicklich, ohne ein weitres Wort zu sagen. Er schritt dem Ort zu, wo sich draußen vor dem Städtchen die französischen Truppen versammelten, um den Statthalter zu empfangen.

Dort standen auch viele Einheimische, die gehört hatten, daß Cavaignac komme, der sich durch seine Siege berühmt gemacht hatte, aber grad deshalb bei ihnen nichts weniger als beliebt war.

Als der Maure dort anlangte, sah man bereits den Reiter-

zug von Westen heransprengen, geführt von einigen Turkos und begleitet von einer Schar Chasseurs d'Afrique.

Als General Cavaignac in der Nähe der Truppenaufstellung angekommen war, zogen die Führer sich zurück, so daß der General nun an der Spitze ritt. Die Trommeln wirbelten, die Musik fiel ein, und die Soldaten machten ihre Ehrenbezeugung. Der General grüßte, ritt die Front ab und wandte sich dem Eingang des Orts zu, nachdem der Befehlshaber ihm eine kurze Meldung gemacht hatte.

Er winkte diesen an seine Seite.

„Sind Sie mit der Bevölkerung zufrieden?"

„Bis jetzt kann ich nicht klagen, mein General."

„Sie werden auch in Zukunft nicht zu klagen haben, so lange Sie meine Grundsätze befolgen. Der Beduine hält jede Milde für Schwachheit. Man muß ihn streng und gerecht behandeln, das macht Eindruck auf ihn. Wie steht es mit den Stämmen im Gebirg?"

„Sie halten sich von der Stadt fern."

„Haben ihre Scheiks die Burnusse angenommen?"

Frankreich schenkte nämlich jedem Scheik einen kostbaren Burnus. Die Beduinen sollten das für einen von Frankreich geleisteten Tribut nehmen, doch wußten sie wohl, daß sie sich durch die Annahme dieses Geschenks in Abhängigkeit zu Frankreich brachten.

„Nein."

„Das ist ein schlimmes Zeichen. Haben Sie ihnen die Burnusse nicht angeboten?"

„O doch."

„Also man hat die Annahme verweigert?"

„Nein, dazu sind die Leute zu schlau."

„Was sonst?"

„Wenn meine Boten an die Orte kamen, wo die Lager gestanden hatten, waren diese abgebrochen."

„Das ist noch schlimmer, das ist ähnlich, wie wenn eine Kugel in weiche, nachgiebige Erde fährt. Ein solcher Schuß ist nutzlos, während eine Kugel den festesten Stein zerbricht und zermalmt. Ich möchte Ihnen raten —"

Er hielt inne. Sein Auge war auf den Mauren gefallen, der grad an dem Weg stand, wo sie vorüberkamen. Der General hielt sein Pferd an, und sein sonst so strenges Gesicht zeigte den Ausdruck der Zufriedenheit.

„Ah! Da bist du!" sagte er.

Der Maure kreuzte die Arme über der Brust und verbeugte sich tief.

„Allah jikum ma'ak — Gott sei mit dir!"

„Bist du allein?"

„La — nein."

„Dein Verwandter ist mit da?"

„Na'm — ja."

„Wo ist er?"

„Hunik, fil suk — dort auf dem Markt."

„Er handelt mit Früchten?"

„Ja."

„Sind sie gut?"

Diese Frage mußte irgendeine Nebenbedeutung haben, denn der Maure lächelte verständnisvoll.

„S'lon daiman — wie immer."

„So mag er mir welche bringen. Er wird erfahren, wo ich meine Wohnung nehme."

Er nickte dem Mann wohlwollend zu und ritt weiter.

Der Ortskommandant wunderte sich nicht wenig, daß der General einen Mann kannte, der hier in Biskra war.

„Sie kennen diesen Menschen, mein General?"

„Ja", versetzte Cavaignac kurz.

„Ich habe ihn noch nie gesehn."

„Ich sehr oft. Er ist ein Fruchthändler, den ich in Blidah kennenlernte. Wo werde ich wohnen?"

„Ich gebe mir die Ehre, Ihnen meine Räume anzubieten."

„Ich nehme an. Wenn der Verwandte dieses Mannes kommt, mag er sofort zu mir gelassen werden. Ich möchte ihn sprechen."

„Woran wird man ihn kennen?"

„An seinem großen, grauen Schnurrbart und an seinem Namen. Es ist der Fakihadschi Malek Omar."

Fakihadschi heißt Fruchthändler.

Während der General nach seinem Quartier ritt, begab der Maure sich nach dem Markt zurück, wo der Alte auf ihn wartete.

„Nun?" fragte dieser.

„Ich habe mit ihm gesprochen. Er fragte mich, ob du anwesend seist."

„Das konnte er sich denken. Weiter!"

„Du sollst zu ihm kommen."

„Wo wohnt er?"

„Das weiß ich nicht. Wir werden es erfahren."

„So geh und erkundige dich!"

Der andre entfernte sich, während der Alte bei den Früchten zurückblieb.

Sein Gehilfe, den er „Vetter" nannte, kehrte nach einer Weile zurück und bezeichnete ihm das Haus, in dem der General abgestiegen war. Nun füllte Richemonte ein aus Dattelfasern geflochtenes Körbchen mit Früchten und begab sich mit den würdevollen Schritten eines freien Arabers nach dem angegebnen Ort, an dessen Eingang zwei Posten standen.

„Wohin?" fragte der eine.

„Fil seri asker."

„Was heißt das? Rede französisch, Bursche!"

„Ge—ne—ral!" buchstabierte der andre, scheinbar mit großer Mühe.

„Zu General Cavaignac?"

Der Gefragte nickte.

„Wer bist du?"

„Fakihadschi Malek Omar."

„Das ist wieder Arabisch; aber ich denke, so klang der Name, der uns genannt wurde. Du kannst eintreten!"

Der Fruchthändler schritt durch den dunklen, engen Hausgang und gelangte nach einem Hof, der rundum von einer Säulenhalle umgeben war. Dort stand ein Befehlsträger, der die Fragen wiederholte und ihn dann nach einem großen Gemach geleitete, worin der General vom langen Ritt ausruhte. Als er den Eintretenden erkannte, erhob er sich aus seiner bequemen Stellung.

„Pünktlich wie immer! Sie wußten, daß ich nach Biskra komme?"

„Ja, mein General."

„So hat mein Bote Sie getroffen?"

„Vor vier Tagen. Ich befand mich im Wadi Igharghar und bin sofort hierhergeritten, um Ihre Befehle entgegenzunehmen."

Er sprach jetzt ein fließendes Französisch.

„Haben Sie mir Ungewöhnliches zu melden?"

„Nicht viel. Der Stamm der Beni Aïssa rüstet sich zum Widerstand."

„Ah! Wo wohnt der Stamm?"

„Im Süden von Biskra."

„Wieviel Krieger zählt er?"

„Wenn alle Unterabteilungen sich einstellen, so können einige Tausend zusammenkommen."

„Ah! Das ist gefährlich. Wer hetzt sie auf?"

„Der Marabut Hadschi Omanah, wie ich glaube."

„So ist der Marabut uns jetzt feindlich gesinnt?"

„Wie es scheint. Doch ich denke nicht, daß eine Macht, wie die angegebne, zusammenkommt, da sich einige Unterabteilungen weit nach Süden und einige andre auf tunesisches Gebiet hinübergezogen haben."

„Das beruhigt mich einigermaßen. Wir haben jetzt im Norden und Westen des Landes so viel zu tun, daß es uns unmöglich ist, größere Truppenmassen nach Süden zu werfen. Sind Ihre Berichterstatter treu?"

Richemonte zuckte die Achseln.

„So lang ich gut bezahle, ja", antwortete er.

Der General lächelte.

„Sie wollen sagen, daß Sie sich ausgegeben haben?"

„Nichts andres, mein General."

„Nun, ich werde Ihre Kasse wieder füllen, da ich den Wert eines guten Kundschafters zu schätzen weiß. Übrigens bin ich in der Lage, Sie in den Stand zu setzen, sich eine beträchtliche Sonderbelohnung zu verdienen."

„Ich stelle mich zur Verfügung."

„Es handelt sich um den Marabut."

„Ich ahnte es."

„Es gilt, endlich einmal zu erfahren, was man von ihm zu halten hat."

„Sie wußten das bis jetzt noch nicht?" fragte der Spion lächelnd.

„Leider nein. Ich hatte meine Aufträge unfähigen Leuten übergeben, wie es scheint, und werde mich nun an Sie wenden. Getrauen Sie sich, den Mann aufzusuchen und auszuhorchen?"

Der Gefragte machte ein bedenkliches Gesicht.

„Das ist schwer!" sagte er.

„Ich weiß es."

„Und gefährlich für mich."

„Gefährlich? Ah, Sie wollen Ihr Verdienst steigern, damit ich die Entlohnung entsprechend vergrößere! Sie sind ein Schlaukopf!"

„Ich spreche nur die Wahrheit", meinte Richemonte im Ton der Kränkung.

„Wie könnte ein Besuch beim Marabut grad Ihnen gefährlich sein? Sie gelten für einen guten Moslem, und Tausende von Muselmännern besuchen den Heiligen, ohne daß ihnen dabei eine Gefahr droht."

„Das mag sein. Aber bedenken Sie, mein General, daß ich ‚das Auge der Franzosen' genannt werde. Gradeso, wie ich darauf brenne, den Marabut zu durchschauen, glüht er darauf, das ‚Auge der Franzosen' in seine Hand zu bekommen. Der kleinste Umstand genügt, um mich zu verraten, und dann bin ich verloren."

„So haben Sie nichts zu tun, als vorsichtig zu sein."

„Das sieht leichter aus, als es ist."

„Das heißt, Sie wollen diesen Auftrag nicht übernehmen."

„O doch, wenn ich mit der Belohnung zufrieden bin."

„Ah, da haben wirs! Wieviel verlangen Sie für eine sichre Nachricht über die Stimmung und Haltung des Marabut uns gegenüber?"

„Außer den gewöhnlichen Spesen fünftausend Frank."

Cavaignac erhob sich und schritt einigemal im Raum hin und her. Endlich blieb er vor dem Spion stehn.

„Das ist viel, aber ich bin dennoch bereit, Ihnen diese Summe zu zahlen, falls Sie Ihre Aufgabe gründlich lösen. Sie kennen den Aufenthalt des Marabut?"

„Ja."

„Sie waren bereits einmal dort?"

„Nein."

„So haben Sie ihn noch nicht gesehn?"

„Nein. Sie wissen, daß ich seit langen Jahren im westlichen Algerien und in Marokko beschäftigt war."

„Allerdings. Sie haben uns da sehr gute Dienste geleistet, so daß ich hoffe, Sie werden auch Ihre jetzige Aufgabe lösen. Sind Sie vollständig ausgerüstet dazu?"

„Ich habe alles; nur das Metall fehlt."

„Ich erwartete Sie und habe bereits das Nötige zu mir gesteckt. Hier haben Sie! Die Belohnung werden Sie sich jedoch erst verdienen müssen."

Er zog eine umfangreiche Börse aus der Tasche und hielt sie ihm entgegen. Als er sie schüttelte, gab ihr Inhalt einen hellen Klang.

„Wann werden Sie Ihre Reise antreten?"

„Bereits heut, mein General."

„Gut! Und wann kann ich nach Constantine Nachricht erhalten?"

„Das ist unbestimmt, doch hoffe ich, in nicht viel über zwei Wochen dort eintreffen zu können."

„Das ist sehr spät. Ich glaube nicht, Sie so lang entbehren zu können."

„So haben Sie noch weitre Aufträge für mich?"

„Allerdings. Sie sprachen ja davon, daß die Beni Aïssa im Begriff stehn, sich gegen uns zu erheben. Haben Sie sichre Anzeichen beobachtet?"

„Ja. Ich habe einige Scheiks darüber gesprochen."

„Sie sind freund mit ihnen?"

„Noch mehr als das; ich bin Gast bei ihnen."

„Als was kennt man Sie dort?"

„Ich bin aus einer östlichen Oase und durchsuche die westliche Sahara nach einem Mann, gegen den ich eine Blutrache habe. Anders konnte ich meine unstete Lebensweise bei diesen Leuten nicht erklären."

„Und man glaubt es Ihnen?"

„Ja. Nichts empfiehlt bei dieſen Leuten mehr als eine Blutrache."

„Das iſt gut. Deshalb wäre es mir eigentlich lieb, wenn Sie jetzt bei dieſem gefährlichen Stamm bleiben könnten. Ich wäre dann ſicher, durch Ihre Beobachtungen immer auf dem laufenden zu bleiben."

„Keine Sorge, mein General! Zur Erhebung eines Stamms gehört Zeit. Die Vorbereitungen, die Verhandlungen und Beratungen nehmen da Monate in Anſpruch. Ich bin überzeugt, daß ich vom Marabut zurück ſein werde, bevor ein feſter Entſchluß gefaßt worden iſt."

„Das beruhigt mich. So treten Sie denn Ihre Reiſe an und laſſen Sie ſich möglichſt bald in Conſtantine ſehn! Haben Sie mir ſonſt noch etwas zu ſagen?"

„Nein."

„Nun, ſo bin ich es, der noch einen Punkt mit Ihnen beſprechen möchte."

„Ich bin bereit."

Der General ſah ihn ſcharf und forſchend an und fragte im Ton des Nachdrucks:

„Zu jeder Auskunft?"

Die Miene des Spions wurde weniger zuverſichtlich.

„Zu jeder, die ſich mit meinen Verhältniſſen verträgt, natürlich."

„So machen Sie alſo doch eine Bedingung! Welche Verhältniſſe meinen Sie?"

„Meine perſönlichen."

„Und auf dieſe bezog ich mich ebenfalls. Seit wann haben Sie Frankreich hier in Algerien gedient?"

„Seit dem Jahr 1830."

„Stets in Ihrer gegenwärtigen Eigenſchaft?"

„Meiſt."

„Hat keiner Ihrer Vorgesetzten oder Auftraggeber gewußt, wer Sie eigentlich sind?"

„Keiner."

„Warum beobachten Sie eine so strenge Verschwiegenheit?"

„Weil es teils in meinem Wesen, teils auch in meinem Vorteil liegt."

„Würden Sie sich nicht entschließen, Vertrauen zu mir zu haben?"

„Ich vertraue Ihnen, mein General, sonst würde ich Ihnen nicht dienen; aber in diesem Punkt zwingt mich eine Pflicht, die ich unmöglich verletzen darf, zur Verschwiegenheit."

„So werde ich diese Pflicht gelten lassen müssen, obgleich es mir lieb und erwünscht sein muß, nur mit Männern zu tun zu haben, deren Verhältnisse offen vor mir liegen. Doch wenigstens fragen darf ich wohl, ob Sie ein geborner Franzose sind?"

„Das bin ich allerdings."

„Welches war Ihr früherer Stand?"

„Ich bitte um die Erlaubnis, diese Frage nicht zu beantworten."

Die Miene des Generals verfinsterte sich.

„Ich glaube, daß Sie mit Ihrer Schweigsamkeit zu weit gehn. Es scheint, Sie waren gezwungen, Frankreich zu verlassen?"

„Nein. Ich ging freiwillig."

„Ich will Ihnen glauben. Gern möchte ich, daß ich etwas für Sie tun könnte. Haben Sie Verwandte in der Heimat?"

„Nein, wenigstens keine nähern."

„Und soll es auch fernerhin verborgen bleiben, daß der Fruchthändler Malek Omar derjenige ist, den man das ‚Auge der Franzosen' nennt?"

„Ja. Es liegt ganz in Ihrem eignen Vorteil. Erführe

man die Wahrheit, so könnte ich unmöglich weiter für Sie tätig sein."

„Nun gut! Sie hüllen sich in ein undurchdringliches Geheimnis und zwingen mich, es zu achten. Deshalb dürfen Sie aber nicht erwarten, daß ich mich Ihnen unbedingt anvertraue. Sie spielen gegen die Beduinen gradeso den geheimnisvollen Freund wie gegen mich und uns überhaupt. Gegen wen sind Sie nun wahr und ehrlich?"

„Natürlich gegen Sie und meine Landsleute, General!"

Diese Worte waren im Ton der aufrichtigsten Beteuerung gesprochen; aber die Spur von Mißtrauen, die in den Worten des Generals lag, machte doch, daß sich der graue Schnurrbart in die Höhe zog, so daß die Zähne sich fletschend sehn ließen. Cavaignac bemerkte dies und sagte:

„Ich hoffe das um Ihretwillen. Das Gegenteil würde ja nur zu Ihrem eignen Verderben führen. Nehmen Sie sich das zu Herzen!"

Die sonnenverbrannten Wangen des frühern Gardekapitäns röteten sich. Aus seinen Augen schoß ein Blitz auf Cavaignac.

„Wie kommen Sie zu diesem plötzlichen Mißtrauen, mein General? Haben Sie mich vielleicht einmal unzuverlässig gefunden?"

„Oh, dazu sind Sie zu vorsichtig. Aber ich will gegen Sie aufrichtiger sein, als Sie gegen mich sind, und Ihnen sagen, daß es mir bisweilen geschienen hat, als wenn Sie nur unter einer gewissen Zurückhaltung Frankreich Ihre Dienste zur Verfügung stellten. Auch der klügste, der geriebenste Mensch stellt sich einmal bloß, wenn er es nicht durch und durch ehrlich meint. Es will mir scheinen, als ob Sie dem Herrn dienen, von dem Sie den größten Lohn erwarten. Frankreich ist reicher als so ein Beduinenscheik. Wäre es umgekehrt, was würden Sie tun?"

„Ich würde dennoch Frankreich dienen!“ antwortete Richemonte mit erneuter Betonung.

„Ah! Wirklich?“

„Ich bin sogar bereit, für Frankreich zu sterben!“

„Nun, warten Sie damit noch einige Zeit! Es ist zwar sehr rühmlich, für sein Vaterland zu sterben, vorteilhafter aber ist es doch, für sein Vaterland zu leben. Ich will hoffen, daß ich mich in jeder Beziehung auf Sie verlassen kann! Aber noch eins: Wie nennt sich Ihr Gefährte?“

„Mahmud Ben Ali.“

„Also der Sohn Alis. Er ist demnach nicht Ihr Sohn?“

„Nein.“

„Ein Verwandter von Ihnen?“

„Ein Vetter von mir.“

„Also auch ein Franzose?“

„Ja.“

„Hat er über seine Verhältnisse dasselbe Stillschweigen zu beobachten wie Sie?“

„Ganz dasselbe.“

„Eigentümlich! Nun, ich will nicht in Sie dringen. Dienen Sie mir gut, so finden Sie Ihren Vorteil dabei. Ertappe ich Sie aber bei einer Untreue, so hoffe ich, daß Ihnen meine Strenge und Gerechtigkeit bekannt ist. Ich erwarte Sie baldigst in Constantine. Adieu!“

Richemonte machte eine unterwürfige Verbeugung und ging. Cavaignac blickte ihm nach, bis er hinter der Tür verschwunden war. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen und murmelte:

„Und dennoch habe ich dieses Gesicht gesehn! Es sind keine ehrlichen, vertrauenerweckenden Züge. Als ich noch als Knabe in Paris lebte, wohnte den Eltern gegenüber in der Rue d'Ange ein Offizier, an dem ich dasselbe Zähnefletschen bemerkte, wenn er zuweilen aus dem Fenster sah.

Er bewohnte die Hälfte des ersten Stockwerks, während seine Mutter mit der Schwester die andre Hälfte innehatte. Leider kann ich mich nicht mehr auf den Namen besinnen. Ich weiß nur noch, daß einst ein preußischer Husarenleutnant diesen Stock vor der Plünderung bewahrte. Ich traue diesem Spion nicht ganz und werde vorsichtig sein."

Seine Erinnerung hatte ihn richtig geleitet.

Richemonte verließ das Haus in keineswegs guter Stimmung. Er suchte sein Gesicht zu beherrschen; aber als er zu seinem Gefährten zurückkehrte und hinter den Datteln neben ihm Platz nahm, machte er seinem Unmut Luft.

„Dein Gesicht glänzt nicht wie Sonnenschein", sagte der Vetter, der sich Mahmud Ben Ali nannte. „Und was seh ich — welche Unvorsichtigkeit!"

„Was?"

„Daß der General diese Datteln nicht behalten hat."

„Oh, wir hatten keine Zeit, an die Früchte zu denken!"

„Gab es soviel Wichtiges?"

„Gewiß. Vor allen Dingen aber sage ich dir, daß ich diesen Statthalter von heut an hasse, weil er mich tödlich beleidigt hat."

Er ließ seine gelben Zähne auf eine wirklich drohende Weise sehn.

„Wieso?" fragte Mahmud neugierig.

„Er traut mir nicht. Er sagt, daß er denke, ich werde dem Herrn dienen, der mir das meiste bietet."

Der Vetter ließ ein leises Kichern hören.

„Hat er da unrecht?" fragte er.

„Nein! Aber denken soll er es nicht und sagen noch weniger."

„Nun, dieser General scheint kein dummer Kerl zu sein. Willst du dich darüber ereifern und wohl gar auf unsern Vorteil verzichten?"

„Das fällt mir nicht ein!“ brummte der Alte.

Er stützte den Kopf in die Hände und blickte einige Zeit sinnend vor sich nieder.

„Ich habe Unglück gehabt, solang ich lebe. Ich erwartete Ruhm und Auszeichnung. Da kam jener verfluchte Greifenklau. Es lag Reichtum vor mir, wahrhaftig Millionen — abermals kam dieser Mann. Meine Ehre war hin, und ich mußte das Land verlassen. Jetzt gab es nur einen Gedanken. Reich wollte ich werden, reich wollte ich zurückkehren; denn Reichtum bringt Ehre. Ich diente dem Bei; ich diente den Engländern, den Franzosen, den Beduinen. Was habe ich erworben? Nichts, gar nichts! Ich ließ dich aus der Heimat kommen, um Unterstützung meiner Pläne zu finden. Ich fand sie, aber dennoch blieb der Erfolg aus. Nichts will mir mehr glücken. Jetzt sind mir lumpige fünftausend Frank geboten. Was helfen sie mir, Henri?“

„Fünftausend Frank? Wofür?“

„Ich soll den Marabut Hadschi Omanah ausforschen.“

„Wirst du es tun?“

„Was bleibt mir andres übrig? Kann ich diese Summe etwa bei den Beduinen verdienen?“

„Warum nicht?“ fragte Mahmud langsam und mit Nachdruck.

Richemonte blickte ihn zweifelnd an.

„Was fällt dir ein? Woher nimmt der Kabyle soviel bares Geld? Und welchen Dienst könnte ich ihm leisten, um es zu bekommen?“

„Oh, das scheint mir sehr naheliegend.“

„Willst du klüger sein als ich?“

„Du fragst, woher ein Beduine Geld nehmen soll? Nun, so verschaffe es ihm doch; dann wird er dir deinen Teil gern auszahlen.“

„Ich glaube, du sprichst am hellen Tag im Traum.“

„Ich werde dir beweisen, daß ich sehr wach bin. Sprachst du nicht soeben von diesem Greifenklau, von dem du mir bereits erzählt hast?"

„Du hörtest es ja deutlich genug."

„Wird es in Deutschland viele geben, die diesen Namen tragen?"

„Ich glaube nicht."

„Nun, so sind er und derjenige, der jetzt mit so großen Schätzen aus Timbuktu kommt, jedenfalls Verwandte."

„Möglich. Ah, jetzt errate ich! Du meinst, ich soll mich an dem einen Greifenklau rächen, indem ich dem andern seinen Reichtum abnehme?"

„Natürlich!"

„Der Gedanke ist gut. Er tut meinem Herzen wohl und würde mich zum reichen Mann machen, wenn er ausführbar wäre."

„Weshalb soll er nicht ausführbar sein?"

„Dieser Greifenklau hat dreißig Krieger der Uled Idenan bei sich; wir aber sind nur zwei Personen."

Da legte der Junge dem Alten die Hand auf die Schulter und sagte:

„Vetter, du verleugnest dich ganz! Wir waren so lange Zeit bei den Beni Aïssa, und du hast doch gehört, daß sie in Blutfehde mit den Uled Idenan leben."

Richemonte sprang von seinem Sitz auf.

„Henri!" rief er. „Daran dachte ich nicht! Jetzt merke ich, daß du bei mir in einer ausgezeichneten Schule gewesen bist. Laß uns keinen Augenblick verlieren! Wir brechen sofort auf."

„Wohin?"

„Zu unsern Gastfreunden, den Beni Aïssa."

„Ich denke, du mußt zum Marabut?"

„Das hat Zeit."

„Aber unsre Datteln hier?“

„Die verkaufen wir im ganzen. Dort unter jenem alten Dach haust ein Tagir[1]), der mir alles abnehmen wird, wenn ich einen billigen Preis fordere. Wir haben die Früchte ja nur zum Schein. Ich werde ihn holen.“

Er schritt mit einer Eile über den Platz hinüber, die sich mit dem muselmännischen Ernst nicht in Einklang bringen ließ, und kehrte bereits nach einigen Minuten mit dem Händler zurück, der nach kurzem Feilschen die Datteln kaufte und bezahlte.

Jetzt wollte Richemonte sofort aufbrechen, aber der Vetter fragte:

„Hast du vom General Geld erhalten?“

„Ja.“

„Wieviel?“

„Ich habe es noch nicht gezählt.“

„So zähle es gleich!“

„Warum?“

„Weil ich meinen Anteil brauche. Ich will mir verschiedenes hier kaufen.“

„Kaufen? Hast du nicht alles, was du brauchst?“

„Ja, das habe ich; aber ich habe keine Kassabe[2]), keine Bawaby[3]), keine Halkar[4]) und keinen Semsije[5]).

„Bist du des Teufels? Wozu willst du alles?“

„Da fragst du noch? Die Pfeife will ich für Scheik Menalek, und die Ringe, Pantoffel und den Sonnenschirm soll seine Tochter Liama erhalten.“

„Also bist du immer noch in dieses Mädchen vernarrt?“

„Es muß mein werden.“

Er sagte dies in einem Ton, der jede Gegenrede abschnitt. Richemonte zog den Beutel heraus und zählte das Geld.

---

[1]) Händler — [2]) Pfeife — [3]) Pantoffel — [4]) Ringe — [5]) Sonnenschirm

„Hier", sagte er. „Zwei Drittel für mich und ein Drittel für dich."

„Gut. Gehst du mit?"

„Ja. Ich müßte sonst zu lang warten."

Sie gingen in einige Basars, und bald waren die erwähnten Gegenstände gekauft, eine prächtige Pfeife für den Scheik der Beni Aïssa und für seine Tochter silberne Arm- und Knöchelringe, ein Paar Pantoffel aus blauem Samt, mit Stickerei verziert, und ein seidner Sonnenschirm.

Mit diesen Sachen wanderten die beiden zur Stadt hinaus. Am rechten Ufer des Wadi Biskra zog sich ein Terebinthengebüsch hin, in das sie eindrangen, bis ihnen das Schnauben von Pferden entgegentönte. Sie gelangten an eine Stelle, wo zwei Reittiere versteckt waren.

„Da sind sie noch", sagte Mahmud.

„Wer sollte sie uns genommen haben?" fragte Richemonte.

„Diebische Beduinen."

„Die ahnen nicht, daß sich hier Pferde befinden."

„Oder Raubtiere."

„Löwen und Panther gibt es hier nicht, und wenn es welche gäbe, so gehn diese Tiere erst des Nachts auf Raub aus. Ziehn wir uns rasch um!"

An jeden der beiden Lehnsättel war ein Bündel gehängt. Sie wurden geöffnet, und da zeigte es sich, daß sie alles enthielten, was zu einer reichen Kleidung gehört. Die Kleider wurden gewechselt, und bald hatten die Zwei das Aussehn von wohlhabenden Beduinen.

Die alten Sachen wurden in Bündel geschnürt und hinter den Sätteln befestigt. Dann führten die beiden die Pferde ins Freie, stiegen auf und ritten nicht das Wadi entlang, sondern nach Süden auf dem Weg nach Uinasch davon. Das war allerdings nicht die Richtung zum Marabut.

Während des Ritts hatten sie Zeit, die vorhin unterbrochne Unterhaltung wieder aufzunehmen.

„Glaubst du, daß wir die Beni Aïssa dazu bringen werden, den Deutschen zu überfallen?“ fragte Mahmud Ben Ali.

„Ganz gewiß“, antwortete der Alte. „Wir müssen nur sagen, daß er ein Franzose sei; sie sind ja den Franzosen feindlich gesinnt. Und übrigens wird er von den Leuten des Stammes Uled Idenan begleitet, mit denen sie sich in Blutfehde befinden. Es bedarf also nur eines Worts.“

„Aber werden sie uns die Schätze lassen?“

„Ich hoffe es. Es kommt darauf an, es klug anzufangen. Gehn sie nicht darauf ein, so zwingen wir sie.“

„Zwingen? Wie wäre das möglich?“

„Sieh, jetzt bin ich dir überlegen“, lachte Richemonte. „Ich würde sie einfach durch die Franzosen zwingen.“

„Wieso?“

„Ich hole Truppen und überfalle den Stamm. Die Schätze fordere ich dann als mein Eigentum.“

„Werden die Franzosen auf diesen Überfall eingehn?“

„Unbedingt. Ich habe bereits heut dem General die Mitteilung gemacht, daß die Beni Aïssa im Begriff stehn, sich aufzulehnen.“

„Das ist gut. Aber was wird dann aus Liama?“

„Mensch, ich begreife dich nicht. Dieses Weib hat dich wirklich um deinen ganzen Verstand gebracht!“

„Ist es ein Wunder? Sie ist schön wie ein Engel.“

„Eine einfältige Araberin, nichts weiter; aber in Frankreich kommt zu der Schönheit noch die Bildung.“

„Welche schöne und gebildete Französin würde einen Spion heiraten?“

„Du gebrauchst da ein nicht sehr schönes Wort. Weiß übrigens die Französin, daß du hier Spion warst?“

„Sie kann es erfahren.“

„Wir bringen Reichtümer mit. Das gleicht alles aus."

„Dieses Mädchen ist mir lieber als aller Reichtum."

Richemonte zog den Schnurrbart in die Höhe.

„Du bist unverbesserlich! Liebt sie dich denn wieder?"

„Ich weiß es nicht."

„Du hast noch nicht mit ihr gesprochen?"

„Nein."

„Ah, du bist ein guter Rechner. Du rechnest mit Seifenblasen."

„Warum sollte eine Araberin nicht einen Franzosen lieben?"

„Richtig!" lachte der Alte. „Du brauchst ja nur zu kommen und die Hand auszustrecken. Und der Scheik? Was wird er dazu sagen?"

„Er wird ja sagen, sobald er sieht, daß sie mich liebt."

„Aber ein Fremder erhält die Tochter eines Scheiks nie anders, als daß er Mitglied des Stammes wird."

„Gut, so werde ich Beduine."

„Henri, ich fange wirklich an zu glauben, daß diese sogenannte Liebe auch einen sonst verständigen Kerl von Sinnen bringen kann."

„So hast du nie geliebt?"

„Oh, doch!"

„Du? — Du sprachst ja nie davon."

„Das war auch nicht notwendig. Ich habe geliebt und liebe noch."

„Wen?"

„Mich! Jetzt weißt du es. Dies ist die einzige und vernünftigste Liebe, die ich kenne. Übrigens würde ich dir deine Überspanntheit strengstens untersagen, wenn ich nicht dächte, auch meine Rechnung dabei zu finden."

„Das glaube ich dir. Ein Mann, wie du, tut nichts, wobei er nicht irgendeinen Vorteil im Auge hat. Welche Rechnung meinst du?"

„Du weißt, daß ich bei den Beni Aïssa für deinen Vater gelte. Wenn mein Sohn der Eidam des Scheiks wird, gewinne ich bedeutend an Einfluß. Der Stamm stellt, sofern er alle Abteilungen zusammenzieht, über dreitausend Männer ins Feld. Du siehst ein, daß man damit einen starken Druck ausüben kann."

„Ich gebe dir recht. Übrigens denke ich dabei auch an diesen Greifenklau."

„Inwiefern?"

„Wenn der Scheik mein Schwiegervater ist, so wird er nichts dagegen haben, daß wir die Schätze, die dieser Deutsche mit sich führt, unter uns zweien teilen."

„Teilen? Hm?" brummte der Alte. „Unserm bisherigen Abkommen gemäß erhalte ich stets zwei Drittel."

„Das ist hier eine andre Sache. Es war bisher nur von dem die Rede, was wir uns durch unsre Kundschafterei verdienten."

„Und du denkst, daß du hier die Hälfte erhältst?"

„Ich denke es nicht bloß, sondern ich verlange es!"

„Gut! So ist aber die Kriegskasse da drüben in den Ardennen auch eine andre Sache. Ich werde sie selber heben, ohne dich zu brauchen."

„Du weißt doch nicht, wo sie liegt!"

„Ich werde den Ort finden."

„Du wirst wohl kaum wieder nach Frankreich kommen!"

„Weshalb nicht? Sobald ich als wohlhabender Mann auftreten kann, gehe ich hinüber." — — —

3. Panthergebrüll

Zwiſchen den zwei Karawanenwegen, die weſtlich von Uinaſch nach El Baadſch und öſtlich von Tahir Raſſa nach Umm et Thiur gehn, erſtreckt ſich eine Ebene lang von Norden nach Süden. Ihr nördlicher Teil wird vom Wadi Dſcheddi und ihr ſüdlicher vom Wadi Itel durchzogen, ein ſichrer Beweis, daß es dieſem Teil der Wüſte nicht ganz an Waſſer und Feuchtigkeit fehlt.

Umm et Thiur heißt zu deutſch Mutter der Vögel; wo es aber Vögel gibt, da muß es auch Bäume und Sträucher geben, und in der Tat iſt dieſe Gegend mehr Weideland als Wüſte.

Hier hatte ſich der Teil der Beni Aſſa, der unter dem Scheik Menalek ſtand, für einige Zeit niedergelaſſen, um ſeine Herden zu weiden.

Die Ebene war zwar nicht mit reichem, aber doch mit zulänglichem Grün bedeckt, von dem die weißen Zelte der Beduinen angenehm abſtachen. Pferde ſprangen frei umher; Rinder graſten gemächlich und Kamele und Schafe lagen wiederkäuend an der Erde.

In der Nähe der Zelte brachten Beduinen ihren jungen Pferden die berühmte arabiſche Schule bei. Andre lagen, ihre Pfeife rauchend, in, vor und zwiſchen den Zelten, um dem geſchäftigen Treiben ihrer Frauen und Töchter zuzuſehn, die unverſchleiert ab und zu gingen. Der Beduine zwingt das weibliche Geſchlecht nicht, wie der Städte-

bewohner, das Geſicht unter der neidiſchen Hülle zu verbergen. —

Im Weſten, vom Wadi Fahama her, das ſich bei El Baadſch mit dem Wadi Itel vereinigt, kam ein Mann geritten.

Sein Pferd mußte einen weiten Weg zurückgelegt haben, denn es zeigte ſich ſo ermüdet, daß es ſchwer hielt, ihm einen kurzen Trab abzugewinnen. Der Reiter war ein noch junger Mann von wenig über zwanzig Jahren, und nur ein kurzer, weicher Flaum bedeckte ſeine Oberlippe. Er trug den weißen Burnus der Beduinen, und ſein Kopf war gegen die Strahlen der Sonne durch ein buntes Tuch geſchützt, das er maleriſch umgeſchlungen hatte. Auch das Sattel- und Riemenzeug war arabiſch, aber ſeine Waffen ſchienen nicht die hier gebräuchlichen zu ſein.

Er hatte nämlich eine doppelläufige Büchſe quer vor ſich liegen, und aus den Satteltaſchen ſchauten die Kolben von zwei Piſtolen hervor. Dennoch war dieſer junge Mann kein Europäer, ſondern ein Beduine; das ſah man ſchon den freudeglänzenden Augen an, die er auf dem ſich vor ihm entfaltenden Landſchaftsbild ruhen ließ. Es war der Blick eines Menſchen, der endlich nach langer Zeit zu den Stätten ſeiner Kindheit heimkehrt.

Die Hirten hatten ihn ſchon von weitem beobachtet. Jetzt zwang er ſein Pferd, die letzten Kräfte an einen Galopp zu ſetzen; dann hielt er es vor jenem Hirten an, der am entfernteſten von dem Duar, dem Zeltdorf, ſtand.

„Muharak — dein Tag ſei geſegnet!“ ſagte er.

„Neharak ſaaide — dein Tag ſei beglückt!“ antwortete der Hirt.

Aber als er das Geſicht des Ankömmlings genauer betrachtete, rief er aus:

„Allah il Allah! Du biſt Saadi, und faſt hätte ich dich nicht erkannt!“

„Hat die Zeit mein Angesicht so sehr verändert?"

„Nein; aber meine Augen waren mit Blindheit geschlagen!"

„Wie geht es den Söhnen der Beni Aïssa?"

„Sie dienen Allah."

„Den Herden?"

„Allah macht sie fruchtbar, daß sie wachsen von Tag zu Tag."

„Ist Menalek, der Scheik des Stamms, im Duar?"

„Er sitzt vor seinem Zelt und freut sich seiner Weisheit."

„Ist Abu Hassan, der Bruder meines Herzens, gesund?"

„Allah verkündete ihm langes Leben und Freude an seinem Sohn."

„So will ich sehn, ob er sich auch über mich, seinen Bruder, freut."

Er zwang sein Pferd zu einem abermaligen Galopp, der ihn durch die Herden hindurch bis an das Zelt des Scheiks brachte. Dieser saß, wie der Hirt gesagt hatte, rauchend davor. Er hatte den Reiter kommen sehn. Als dieser jetzt vom Pferd stieg, um ihn, den Obersten des Stammes, ehrfurchtsvoll zu grüßen, zog sich seine Stirn in Falten.

„Allah jikun ma'ak — Gott sei mit dir!" sagte Saadi.

„Ruh lil dschehennem — geh zum Teufel!" lautete die Antwort.

Der Angekommene hob den Kopf.

„Ma fehimtu — ich habe dich nicht verstanden", sagte er.

„Geh zum Teufel!" wiederholte der Scheik.

Da blitzten die Augen des andern auf.

„Dein Alter ist höher als das meinige; ich verzeihe dir!"

„Ich brauche deine Verzeihung nicht!"

Schon hatte der junge Mann eine scharfe Entgegnung auf den Lippen, da öffnete sich der Vorhang des Zelts, und es war ein Bild zu sehn, so lieblich, daß er seine Worte vergaß.

Ohne daß der Vater es merkte, war hinter ihm die Tochter erschienen. Sie konnte etwa fünfzehn Jahre zählen und konnte somit als erwachsen gelten, da die Bewohner des heißen Südens schneller heranreifen als die Leute des kühlen Nordens.

Ihre Züge waren jene weichen, melancholischen, wie man sie oft bei Orientalinnen beobachtet. Ihr großes Auge zeigte einen Ernst, der ihrer Jugend eine ergreifende Weihe gab. Das schwarze Haar hing in schweren, dicken Flechten herab und war mit goldnen Fäden verziert. Stirn und Hals schmückten Reihen großer Gold- und Silberstücke. Die Beine steckten in rotseidnen Hosen und die nackten Füße in Pantöffelchen von gleicher Farbe. Der Oberleib war mit einem blauen, goldgestickten und ärmellosen Jäckchen bekleidet, das, vorn offenstehend, ein weißes Hemd umschloß, dessen weite Ärmel, aus der Jacke hervorquellend, zwei schöne volle Arme nur halb bedeckten. An den Fußknöcheln und Handgelenken trug sie Ringe von Silber und Spangen von schwerem Gold.

Als Liama den Jüngling erblickte, röteten sich ihre Wangen. Sie legte den Finger bittend an den Mund und verschwand augenblicklich wieder hinter dem Vorhang, der den Eingang des Zelts verschloß.

Ihr Vater hatte ihr Erscheinen nicht bemerkt. Saadi aber hatte verstanden, was ihm der an den Mund gehaltne Finger sagen sollte. Darum drängte er die bittre Antwort zurück und sagte einfach:

„Vergib mir! Du hast recht! Die Jugend darf nicht wagen, dem Alter zu verzeihn!“

Er ergriff sein Pferd am Zügel und führte es an den Zelten hin, bis es vor einem der kleinsten und ärmlichsten halten blieb. Bei dem Geräusch, das die Tritte des Tieres verursachten, öffnete sich das Zelt, und es trat ein Beduine

heraus, in dem man sofort den ältern Bruder des Ankömmlings erkennen mußte. Beide sahen sich sehr ähnlich, doch waren die Züge des Älteren ernster und herber.

„Abu Hassan!"

„Saadi!"

Nur diese beiden Rufe erschallten, dann lagen sich die Brüder in den Armen. Da öffnete sich das Zelt abermals, und es kam eine Frau zum Vorschein, die Kleider trug, deren Ärmlichkeit aber ihre Schönheit nicht zu verdunkeln vermochte. Sie wartete, bis die Männer ihre Umarmung gelöst hatten, schritt dann auf Saadi zu, streckte ihm mit strahlender Miene die Hand entgegen und sagte:

„Ta'al, marhaba — komm und sei willkommen!"

„Allah sei Dank! — Endlich höre ich ein Willkommen."

„Wer hat dir dieses Wort versagt?" fragte sein Bruder, schnell ernst werdend.

„Der Scheik."

„Du mußt ihm verzeihn, denn er ist sehr erzürnt auf dich."

„Warum?"

„Weil du zu den Giaurs gegangen bist."

„Hat Allah dies verboten?"

„Nein; aber Menalek haßt die Franzosen."

„Ich habe euch nicht der Franzosen wegen verlassen."

„War der Inglis, mit dem du gingst, nicht auch ein Giaur?"

„Ja. Aber war er nicht vorher der Gast des Scheiks?"

„Du hast recht, doch er haßt dich auch deshalb, weil Liama, seine Tochter, dich nicht vergessen will."

„Allah allein ist Herr des Herzens, aber nicht der Mensch. Darf ich in dein Zelt treten, mein Bruder?"

„Tritt ein! Was mein ist, das ist dein; ich bin du, und du bist ich."

Die beiden verschwanden im Zelt. Die Frau des ältern

Bruders nahm dem Pferd den Sattel und gab ihm dann einen Schlag, um ihm zu sagen, daß es frei sei und weiden könne. Dann trat auch sie hinein, um ihren Gast zu bedienen. —

Einige Zeit später schritt Liama hinaus zu den Herden. Zuweilen blieb sie stehn, um sich umzublicken. In der Tiefe einer Schlucht verschwand sie endlich.

Bald darauf gingen Abu Hassan und Saadi von Zelt zu Zelt und von Mann zu Mann. Saadi mußte sich begrüßen lassen. Als dies vorüber war, trennte er sich von dem Bruder und schritt der Schlucht zu.

Ihr mußte er vor allen Dingen seinen Besuch machen; denn dort war es vor zwei Jahren gewesen, als der Stamm ebenso wie jetzt hier lagerte, daß ihm Liama gestanden hatte, er sei ihr lieber als alle Männer der Beni Aïssa zusammengenommen.

Er hatte keine Ahnung, daß die Geliebte vor ihm denselben Weg gegangen war. Langsam stieg er in die mit Büschen besetzte Schlucht hinab, um zu der Stelle zu gelangen, wo er damals mit Liama gesessen hatte.

Als er dort anlangte und die Sträucher auseinanderschob, stieß er einen Ruf des Entzückens aus.

„Liama!“ sagte er, halb flüsternd und halb frohlockend.

„Saadi!“ hauchte sie.

Er ergriff ihre beiden Hände.

„Warum gingst du hierher an diesen Ort?“ fragte er.

„Ich bin alle Tage hier“, antwortete sie. „Aber warum ist dein erster Gang zu dieser Stelle?“

„Weil ich dich damals hier gefunden habe.“

„Ich dachte, du hättest diesen Ort vergessen.“

„Nie, nie werde ich ihn vergessen, solange Allah mir das Leben schenkt! Und auch du bist hierhergegangen? Täglich?“

„Täglich!“

„So hast du an mich gedacht?“ fragte er hochbeglückt. „An mich, den armen Mann? Du, die Tochter des reichen Scheiks?“

„Allah macht alle Menschen reich.“

„Ja, du hast recht! Auch ich bin reich, reich an Liebe für dich, du schönste Tochter aller Zelte in der Wüste. Weißt du, was wir uns versprachen, ehe wir uns trennten?“

Sie sagte nichts, aber sie nickte.

„Wir versprachen, einander treu zu bleiben fürs ganze Leben. Ich halte diesen Schwur. Und du, meine Liama?“

„Ich auch!“

„Ich danke dir, du Wonne meines Lebens!“

Er drückte sie an sich und küßte ihre Lippen.

„Aber dein Vater?“ fragte er dann.

„Allah wird seinen Willen lenken.“

„Ja, Allah ist allmächtig und allgütig. Verdammst auch du mich, daß ich mit dem Inglis gegangen bin?“

„Nein, mein Saadi!“

„Ich danke dir! Soll ich mit deinem Vater sprechen und ihm sagen, daß du mein sein willst?“

„Sag es ihm!“

„Ich war zwei Jahre nicht hier. Ist keiner gekommen, der seine Hand nach dir ausstrecken wollte?“

„Es waren mehrere hier.“

„Was sagte der Scheik?“

„Sie waren ihm zu arm.“

„Oh, ich bin ja noch viel ärmer als sie. Wohl habe ich von dem Inglis ein Geldgeschenk erhalten; aber zurzeit besitze ich nicht einmal ein Lamm, um es zu schlachten, wenn mich ein Gast besucht. Wer waren die Männer, die kamen, dich mir zu rauben?“

„Der Sohn eines Scheiks der Merasig, ein alter Emir

der Uled Sliman, und dann ein Scheik der Uled Dschema'a. Auch kamen zwei fremde Araber aus dem Osten, Vater und Sohn, einer Blutrache wegen. Der Sohn folgte meinen Schritten, und ich mußte ihn immer fliehn."

„Wo sind sie jetzt?"

„Ich weiß es nicht, sie werden sehr bald wiederkehren."

„Dies sagte dir der Sohn?"

„Ja."

„Wie hieß er?"

„Mahmud Ben Ali."

„Und sein Vater?"

„Malek Omar."

„Wie kann dieser Ben Ali, der Sohn Alis, heißen, wenn sein Vater Malek Omar heißt? War er jung?"

„Er war älter als du."

„Schön?"

„Er war nicht häßlich."

„Tapfer?"

„Ich habe nichts gesehn."

„Reich?"

„Die beiden Männer hatten stets viele Goldstücke bei sich."

„Malek Omar! Ich habe einen Mann gesehn, der Malek Omar hieß und ein Fakihadschi war. Er handelt mit Früchten und ging im Haus des Generals aus und ein. Aber das ist wohl ein andrer Mann. Hat sein Sohn dir gesagt, daß er dich lieb hat?"

„Nein. Aber seine Augen redeten, was seine Lippen verschwiegen."

„Es ist gut! Es soll keiner um dich werben. Ich werde morgen mit deinem Vater sprechen, und er wird mich anhören."

„Nicht morgen, sondern heut!"

Diese Worte erschollen im zornigsten Ton neben ihnen.

Sie fuhren überraſcht herum und erblickten den Scheik, der vor ihnen ſtand. Sein Geſicht war vom Zorn gerötet, und ſeine Augen funkelten.

„Giaur!“

Nur dieſes eine Wort warf er Saadi entgegen; aber es gibt keine größre Beleidigung, als dieſes eine Wort einem gläubigen Moſlem zuzurufen. Es enthält alles Schlimme, was man kaum mit tauſend andern Ausdrücken ſagen könnte.

Saadi trat einen Schritt zurück und fuhr mit der Hand ans Meſſer.

„Giaur! Ungläubiger!“ wiederholte der Scheik.

Saadi zog ſein Meſſer aus der Scheide; aber Liama fiel ihm um den Hals.

„Wakkif — halt! Stecke dein Meſſer ein! Er iſt mein Vater!“ rief ſie.

Das war genug, um ihm ſeine Selbſtbeherrſchung zurückzugeben.

„Ich will dir gehorchen, Liama“, ſagte er. „Aber verlaß dieſen Ort! Du darfſt nicht hören, was geſprochen wird. Was nur meine Ohren hören, das kann ich verzeihn; was andre hörten, das müßte ich rächen.“

„Nein, bleib!“ gebot ihr der Scheik. „Du ſollſt ſehn, wie ich dieſen Freund der Franzoſen zur Erde treten werde.“

Sie wußte nicht, ob ſie gehn oder bleiben ſolle. Vom Standpunkt der Ehre aus hatte Saadi recht; aber was konnte alles geſchehn, wenn ſie ſich entfernte und alſo nicht zu vermitteln vermochte! Der Geliebte erriet ihr Bedenken.

„Geh, Liama!“ bat er. „Ich liebe dich; ich werde nichts tun, was dich betrüben könnte.“

Sie blickte ihm forſchend in die Augen und ſagte dann: „Ich vertraue dir; ich gehe!“

„Nein, du bleibſt!“ befahl der Scheik.

Er ſtreckte ſeine Hand aus, um ſie zu halten; aber ſie entſchlüpfte ihm und verſchwand hinter den Büſchen.

„Maſchallah! Dir gehorcht ſie mehr als mir!“ rief der Scheik. „Bei Allah, ich werde ein ſtrenges Gericht über euch halten. Zuvor aber werde ich dich hier zu meinen Füßen niederſchlagen!“

Er erhob die Fauſt. Saadi reckte ſich hoch auf.

„Scheik Menalek, biſt du ein Kind oder ein Mann? Lehrt nicht der Prophet: ‚Weiber und Kinder ſind Sklaven des Zorns; aber ein Mann beherrſcht ihn‘? Ich ſage dir, daß ich Liama mein Wort gegeben habe, nichts zu tun, was ſie kränken könne; aber ſobald du mich berührſt, biſt du ein Sohn des Todes!“

Menalek ließ doch die Hand ſinken; er kannte Saadi und wußte, daß dieſer ſeine Worte wahr machen werde.

„Ah, du drohſt mir?“ fragte er.

„Nein. Du ſelbſt drohſt dir, indem du mich zwingſt, es zu tun. Jetzt rede, was du zu reden haſt! Ich werde dich ruhig anhören und dir dann Antwort geben.“

Der Scheik warf einen haßerfüllten Blick auf ihn.

„Du erhebſt das Auge zu meiner Tochter!“

„Ich liebe ſie.“

„Und ſie?“

„Sie liebt mich wieder.“

„Remallah — das verhüte Gott! Wer biſt du, und was biſt du?“

„Ein freier Krieger der Beni Aïſſa. Biſt du mehr?“

„Ich bin der Scheik des Stammes.“

„Wer hat dich dazu gemacht? Etwa du ſelbſt? Du wurdeſt gewählt und kannſt wieder abgeſetzt werden!“

„Allah akbar — Gott iſt groß! Zähle meine Herden! Was aber haſt du?“

„Ich habe Allah und mich; das iſt genug.“

„Läſtre nicht! Du haſt Allah verloren, denn du biſt zu den Giaurs gegangen. Du biſt die Schande der Beni Aïſſa!“

„Mein Meſſer hätte längſt dein Herz gefunden, wenn ich nicht des Worts gedächte, das ich Liama gegeben habe.“

„Dein Meſſer? Allah kerihm — Gott iſt gnädig! Du getrauſt dir nicht, dich zu rächen; du biſt ein Feigling!“

Saadis Wangen wurden bleich. Er mußte die ganze Macht ſeiner Liebe zu Hilfe nehmen, um ruhig zu bleiben.

„Was habe ich dir getan, daß du ſolche Worte ſagſt?“ fragte er.

„Du gingſt in den Dienſt eines Ungläubigen! Tfu alehk — Schande über dich!“

„Ich war nicht ſein Diener, ſondern ſein Beſchützer. Ich zeigte ihm die Wege der Wüſte und der Steppe und machte ihn bekannt mit den Stämmen unſrer Freunde. Iſt dies eine Schande?“

„Ja, denn er gab dir Lohn dafür.“

„Er gab mir keinen Lohn. Ich verlangte nichts von ihm; ich ging nur deshalb mit ihm, weil ich ein Geſchenk von ihm erwartete und andre Gegenden kennenlernen wollte. Iſt es eine Schande, ein Geſchenk anzunehmen?“

Darauf konnte oder mochte der Scheik nicht antworten. Er fragte höhniſch:

„Iſt ſein Geſchenk reich ausgefallen?“

„Ich bin zufrieden“, ſagte Saadi zurückhaltend.

„Was hat er dir gegeben?“

„Er hat mir Gold gegeben. Dieſer Inglis war ſehr reich, und er hatte mich lieb. Ich kann mir ein Zelt erbauen.“

„So erbaue es und führe als Frau hinein, die du willſt, nur meine Tochter nicht! Wenn ich dich noch einmal bei ihr ſehe, ſo werde ich dich durchpeitſchen laſſen, geradeſo, wie die Beherrſcher von Algier ihre Sklaven ſchlagen ließen.“

„Ich wiederhole, daß ich dich töten würde, sobald du es wagtest, Hand an mich zu legen.“

„Oh, du tust es nicht; du bist ja ein Feigling!“

„Deine Worte sind nicht die eines weisen Mannes. Lerne von mir, dem Jüngeren, wie es sich schickt, seine Leidenschaften zu beherrschen! Allah ist gnädig und allgütig; aber auch seine Geduld kann ein Ende haben, warum also nicht diejenige eines Sterblichen? Deshalb gehe ich und lasse dich stehn; denn ich denke an Liama, die deine Tochter ist.“

Er wandte sich um und schritt davon.

„Feigling!“ rief ihm Menalek laut nach.

Saadi war im tiefsten Herzen empört. Sein Inneres wallte und kochte. Er mußte dieses Mädchen sehr liebhaben, da er die Kraft gefunden hatte, ihretwegen so schwere Beleidigungen ungeahndet über sich ergehn zu lassen.

Wie hatte sich seine Seele nach der Heimat gesehnt! Und nun er sich bei den Zelten seines Duars befand, erntete er Haß anstatt Liebe und grimmige Verachtung anstatt Wohlwollen. Das Gebüsch, durch das er schritt, bestand aus wilden, dornigen Akazien und stachligen Mimosen. Er bemerkte gar nicht, daß diese Dornen und Stacheln ihn verwundeten. Er strich durch die Sträucher hin, nur daran denkend, seine Seele zu beruhigen.

Die Schlucht wurde breiter und höher, da sich ihre Sohle immer tiefer senkte. Der bisher sandige Boden wurde steinig, und hier und da lagen Steintrümmer, von Felsen herrührend, die von den Wänden herabgestürzt waren.

An einem solchen Stein blieb das Auge Saadis plötzlich haften.

Dieser zeigte Eindrücke, als ob man mit einer scharfen, mehrzinkigen Harke darüber hinweggefahren sei. Saadi bückte sich nieder und blickte, da es in der Tiefe der Schlucht bereits zu dunkeln begann, genauer hin.

„Allah il Allah!“ murmelte er. „Der Vater der Tücke ist nah.“ Dann untersuchte er die Eindrücke auf dem Stein. „Sie sind neu. Der Panther ist bereits des Morgens hier gewesen. Er hat Hunger, denn er hat seine Krallen an diesem Stein geschärft. Er wird heut nacht nach dem Duar kommen, um sich Fleisch zu holen.“

Er betrachtete den Boden genau und fand die Fährte des Tieres, der er eine Zeitlang folgte. Sie führte hin und her. Die Bestie war ungewiß gewesen, wohin sie sich wenden sollte.

„Er hat noch kein bestimmtes Lager gehabt, sondern es sich gesucht“, dachte Saadi. „Er ist also erst am Morgen hier angekommen, und zwar allein, um eine neue Wohnung zu finden. Sein Weib und seine Kinder hat er zurückgelassen, wird sie aber nachholen, sobald er merkt, daß es hier gute Beute gibt.“

Diese Beobachtung zeigte, daß Saadi nicht unerfahren war. Der Engländer, dem er sich angeschlossen hatte, war jedenfalls kein sogenannter Sonntagsjäger gewesen.

„Ich habe mein Gewehr nicht bei mir, und es wird die Nacht gleich hereinbrechen. Der Vater der Tücke versteckt sich am Tag, aber des Nachts kommt er heraus. Wenn er mich fände, würde er mich töten und fressen. Ich muß zurückkehren, um die Männer des Dorfs vor ihm zu warnen, damit sie auf ihrer Hut sind, wenn er naht, um die Herden zu besuchen.“

Er stieg an der Seite der Schlucht empor. Das Dorf lag in weiter Ferne, er konnte es kaum erkennen; denn die in jenen Gegenden so kurze Dämmerung war hereingebrochen und ging schnell in das Dunkel des Abends über.

Noch bevor er das Duar erreichte, sah er die kleinen Feuer des Lagers glimmen, an denen die Frauen das Abendessen bereiteten. Er schritt gleich auf das Zelt des Scheiks zu; er hielt es für seine Pflicht, grad dem Oberhaupt seine

Meldung zu machen, denn er selber hatte nicht das Recht, die Versammlung zusammenzurufen.

Auch vor diesem Zelt brannte ein Feuer. Menalek saß bei ihm und sah zu, wie sein Weib und seine Tochter das Kuskussu bereiteten. Als er den Nahenden erblickte, griff er nach seinem Messer.

„Was willst du?" fragte er drohend. „Pack dich fort von hier!"

Mutter und Tochter fühlten die größte Angst vor dem, was jetzt kommen werde.

„Du darfst mich nicht fortweisen", sagte Saadi ruhig. „Du bist der Scheik, und ich habe mit dir zu sprechen."

„Hast du mit Menalek oder mit dem Scheik zu sprechen?"

„Ich komme zum Scheik."

„So rede, wenn die Frauen es hören dürfen!"

„Sie dürfen. Laß die Männer zusammenkommen und sage ihnen, daß heut nacht der Vater der Tücke kommen wird, um unsern Herden einen Besuch abzustatten."

„Du bist toll!" lachte der Scheik.

„Ich habe seine Spur entdeckt."

„Deine Augen sind vor Liebe blind. Geh nach dem Zelt deines Bruders, um dich auszuschlafen! Morgen wirst du bei Sinnen sein."

„Dein Haß ist groß; aber er darf dich nicht veranlassen, deine Pflicht zu vernachlässigen. Wenn dem Scheik die Nähe des Pan.hers gemeldet wird, hat er sofort die Männer des Lagers zu versammeln."

„Willst du mir drohn?"

„Nein. Aber wenn du es nicht tust, so werde ich selber ins Horn stoßen."

Er zeigte auf ein großes Büffelhorn, das am Eingang des Zelts hing. Es hatte den Zweck, durch seinen Ton die Versammlung herbeizurufen.

„Wage es!“ sagte der Scheik. „Es fällt mir nicht ein, die Männer mit deinen Lügen zu belästigen.“

„Du bist ein freier Mann und hast deinen Willen, ich aber habe den meinigen auch. Weigerst du dich, deine Pflicht zu erfüllen, so weiß ich, was ich zu tun gezwungen bin. Merke auf!“

Er legte zwei Finger an den Mund und stieß einen schrillen Pfiff aus. Dies war das Alarmzeichen der Beni Aïssa.

„Was tust du?“ fragte Menalek erschrocken.

„Ich werde die Dschemma zusammenrufen, um sie vor dem Panther zu warnen und sie zugleich zu fragen, was der Scheik verdient, der es verschmäht, über die Seinigen zu wachen.“

Die Dschemma ist die Versammlung der Ältesten. Sie hat über alle Angelegenheiten zu beraten und besitzt sogar die Macht, einen Scheik abzusetzen.

„Du zwingst mich?“ sagte der Scheik zornig. „Gut! Aber bedenke, daß es in meiner Macht steht, mich zu rächen!“

„Ich fürchte mich nicht vor dir, sobald es sich um meine Pflicht handelt.“

Als Saadi den Pfiff erschallen ließ, waren alle Männer von ihren Feuern aufgesprungen oder aus ihren Zelten getreten. Sie horchten nun auf das zweite Zeichen, um zu wissen, nach welcher Richtung sie sich zu wenden hätten. Jetzt setzte Menalek gezwungnerweise das Horn an den Mund und blies hinein. Kaum war der Ton verklungen, so kamen die Männer herbeigeeilt. Die Frauen und Mädchen blieben zurück. Sie wußten, daß sie nicht die Erlaubnis hatten, an einer Beratung teilzunehmen. Selbst Liama und ihre Mutter mußten sich entfernen.

Es wurde ein großer Kreis gebildet, in dessen Mitte der Scheik trat.

„Hört, ihr Männer des Duars, was ich euch zu sagen

habe", begann er. Und auf Saadi zeigend, fuhr er fort: „Dieser Abtrünnige, der mit den Giaurs gereist ist, hat mich gezwungen, euch zu rufen, um euch zu sagen, daß der Vater der Tücke heut nacht zu uns kommen werde. Glaubt ihr das?"

„Das ist nicht wahr!" rief die Stimme eines vorlauten jungen Mannes.

„Auch ich halte es für eine Lüge! Deshalb bitte ich euch um Verzeihung, daß ich gezwungen wurde, euch zu belästigen."

Da meinte ein hochbetagter Greis, der mit zur Versammlung der Alten gehörte:

„Seit wann ist es bei den Beni Aïssa Sitte, daß die Jungen ihre Stimme erheben, ehe die Greise gesprochen haben? Seit wann ist es Sitte, ein Wort, das zwar unwahrscheinlich klingt, ohne weiteres eine Lüge zu nennen? Wir haben seit vielen Jahren kein Tier unsrer Herden verloren; aber warum soll es nicht Allah einmal gefallen, den Vater der Tücke über uns zu senden? Ich fordre Saadi auf, uns zu sagen, was er beobachtet hat!"

Die Würde des Alters übte einen solchen Einfluß aus, daß es dem Scheik nicht einfiel, zu widersprechen. Auch die übrigen gaben durch ihr Schweigen zu erkennen, daß sie mit dem Greis übereinstimmten. Nun trat Saadi vor.

„Was ich gemeldet habe, ist Wahrheit und keine Lüge. Ich befand mich in der Schlucht, die nach dem Wadi Itel geht, da sah ich deutlich die Spuren des Panthers. Sie waren groß. Dieser Vater der Tücke ist ein sehr starkes und altes Tier."

„Kennst du die Fährte des Panthers?" fragte der Alte.

„Ja! Der Inglis, mit dem ich zwei Jahre lang ritt, lehrte mich, die Spuren aller Tiere zu unterscheiden."

„Aber wenn sich der Vater der Tücke in der Schlucht

befände, würde er unsre Herden bereits längst besucht haben."

„Er ist während der letzten Nacht von fernher gekommen."

„Woraus siehst du das?"

„Die Spur führt bald dahin und bald dorthin. Er hat sich nach einem Lager umgeblickt. Ich fand einen Stein, an dem er sich die Krallen geschärft hatte. Er ist also hungrig und zum Raub bereit."

„So glaube ich, daß du die Wahrheit sagst. Laßt uns überlegen, was wir tun werden; aber die Alten werden sprechen, und die Jungen mögen schweigen!"

Die Beratung begann und war sehr kurz. Außer dem Scheik schenkten alle Saadis Bericht Glauben. Man beschloß, große Feuer anzubrennen und die Herden ganz in die Nähe der Zelte zu bringen. Kam der Panther wirklich, so mußte man ihm sein erstes Opfer überlassen, morgen sollte dann aber Jagd auf ihn abgehalten werden.

Der Araber ist ein sehr schlechter Pantherjäger. Er wagt ihn, ebenso wie den Löwen, nur in großer Überzahl und bei Tag anzugreifen, nie des Nachts. Dann wird so lang auf ihn geschossen, bis er vor Blutverlust aus meist leichten Wunden zusammenbricht, vorher aber mehrere der Jäger zerrissen hat.

Saadi war jung. Er hatte seine Pflicht getan und wagte nicht, eine andre Ansicht laut werden zu lassen.

„Ihr habt beschlossen, tut, was ihr wollt!" meinte der Scheik. „Ich aber glaube nicht daran und werde mich an keinen Panther kehren. Übrigens braucht auch ihr jetzt keine Sorge zu haben. Der Vater der Tücke holt selten vor Mitternacht seinen Fraß."

„Die Ehrwürdigen mögen mir, obgleich ich jung bin, noch ein Wort gestatten", wandte Saadi ein.

„Sprich!" forderte ihn der greise Beduine auf.

„Ich habe bereits gesagt, daß der Vater der Tücke erst heut nacht gekommen ist. Vielleicht hat er einen weiten Weg zurückgelegt und ist sehr hungrig. Er hat die Krallen geschärft und ist also ungeduldig. Es ist leicht möglich, daß er bereits vor Mitternacht erscheint."

„Deine Worte sind wohl erwogen, doch bevor er naht, wird er es uns melden."

„Nein!" widersprach Saadi. „Der Herr des Erdbebens, der Löwe, brüllt, wenn er auf Raub ausgeht. Aber der Vater der Tücke brüllt erst dann, wenn er seine Beute zerrissen hat. Übrigens glaube ich nicht, daß der Panther über die Ebene schleichen wird. Er wird in der Schlucht heraufkommen, die hier ganz in der Nähe mündet, und dann ist es zu spät, erst noch Maßregeln der Vorsicht zu treffen."

„Was du sagst, ist gut. Laßt uns also sofort beginnen! Wir müssen die Herden so stellen, daß zwischen ihnen und der Schlucht sich das Duar befindet."

Dies geschah. Nur der Scheik war trotz allen Bitten und Vorstellungen nicht zu bewegen, seine Tiere jetzt schon in Sicherheit zu bringen. Er wollte Saadi nicht als Sieger anerkennen.

Nach dem Abendessen griff Saadi nach seiner Doppelbüchse, prüfte die Ladung und schickte sich an, zu gehn.

„Wohin willst du?" fragte sein Bruder Abu Hassan besorgt.

„Ich will einmal nach den Herden sehn."

„Was gehn sie dich an? Du begibst dich unnütz in Gefahr."

Doch Saadi entfernte sich, und zwar nach der Seite hin, wo sich die Tiere des Scheiks befanden. Der leise Abendwind, der sich erhoben hatte, wehte grad von der Schlucht herüber. Saadi war überzeugt, daß der Panther von dort erscheinen würde, und er wollte ihn erwarten. Der Scheik

hatte ihn einen Feigling genannt; er würde ihm beweisen, daß er es nicht war.

Deshalb legte er sich zwischen den Tieren und dem Ausgang der Schlucht auf den Boden nieder und lauschte.

Rund um das Lager brannten hohe Feuer, von trocknen Akazienzweigen genährt. Die ganze Gegend war hell erleuchtet. Zeit um Zeit verging. Es konnte kaum noch eine Stunde an Mitternacht fehlen, da sah Saadi vom Duar her eine Gestalt nahen. Es war Menalek, der nun den Knechten, die sich noch bei den Tieren befanden, den Befehl erteilen wollte, diese in die Nähe der Zelte zu treiben, um durch die Tat zu zeigen, wie sehr er Saadis Warnung verachte. Nachdem die Tiere entfernt waren, schritt der Scheik langsam dem Ausgang der Schlucht zu.

In ihrer Nähe blieb er stehn. Sein weißer Burnus war weithin sichtbar. Die Stimmen seines Weibes und seiner Tochter ließen sich vernehmen. Sie baten ihn voller Angst, zurückzukommen. Er befand sich kaum zwanzig Schritte von Saadi entfernt, sah ihn aber nicht, denn dieser hatte seinen weißen Burnus nicht mitgenommen und lag in seinem dunklen Untergewand an der Erde, so daß er von ihr nicht unterschieden werden konnte.

„O Allah!" hörte man Liama rufen. „Komm zurück, Vater! Der Panther könnte kommen!"

„Uskut — schweig!" rief er unwillig. „Es gibt keine Katzen hier!"

Aber in demselben Augenblick hörte er im nahen Gebüsch ein unheimliches Rascheln, ein Brechen von Ästen und Gezweig. Ein dunkles, langgestrecktes Etwas schnellte durch die Luft auf ihn zu. Mit plötzlicher Todesangst warf er sich jäh zur Seite und rollte sich rasch noch einige Schritte weiter. Dann lag er wie gelähmt.

So hatte der Panther sein Opfer im Sprung verfehlt.

Verblüfft stand das geschmeidige, sieggewohnte Tier. Erst jetzt ließ es einen Laut vernehmen, ein düster murrendes A—uuhh—a—oorrrr. Gleich darauf duckte es sich und setzte zum zweiten Sprung an.

Der Scheik, der wenige Meter abseits von ihm lag, sah die ungeheure Gefahr.

„Ma una mebeb — zu Hilfe!" rief er, nein, schrie er, aber ein Glied zu rühren vermochte er nicht.

„Siehst du, daß es hier Katzen gibt?" klang es in seiner Nähe.

Ein Schuß krachte. Ein Gebrüll von Weh und Wut antwortete. Ein zweiter Schuß folgte gedankenschnell. Der Scheik wurde mit fürchterlicher Gewalt zu Boden gerissen und verlor die Besinnung.

Als er erwachte und die Augen öffnete, sah er viele Leute um sich stehn. Mehrere hatten Fackeln in der Hand. Neben ihm knieten sein Weib und seine Tochter, ängstlich mit ihm beschäftigt.

„Was ists? Wo bin ich?" fragte er.

„Bei uns, mein Vater", antwortete Liama. „Oh, Allah sei Dank, daß du lebst! Er hat dich aus der Gefahr des Todes errettet, als der Vater der Tücke dich zerreißen wollte. Bist du verletzt?"

„Ich glaube nicht. Wo ist der Panther?"

Er besann sich erst jetzt auf das, was geschehen war. Liama deutete hinter ihn.

„Dort", sagte sie. „Kannst du dich erheben, um ihn zu sehn?"

Er richtete sich auf. Da lag der Vater der Tücke, überwunden, tot, und bei ihm kniete Saadi, im Begriff, ihm das Fell abzuziehen. Menalek erblickte ihn und fragte:

„Wer hat geschossen?"

„Saadi war es", antwortete Liama.

„Saadi!"

Es lag ein ganz eigentümlicher Ausdruck in diesem Wort, das der Scheik aussprach. Er versuchte, sich zu erheben, und es ging. Er trat zu dem Jüngling und betrachtete mit Blicken des Entsetzens die seltne Größe des fürchterlichen Tiers.

„Saadi, du warst es, der mich rettete?"

„Allah ist gütig und gnädig; er hat es so gewollt. Ihm sei Dank, aber nicht mir!"

„Aber wie ist das geschehn?"

„Ich sah deine Herde in Gefahr und wußte, daß der Panther kommen werde. Darum ging ich hinaus, um ihn zu erwarten. Da nahtest du, und er trat dir entgegen. Du riefst um Hilfe, und ich schoß. Meine Kugel glitt am Stirnknochen ab und drang nicht ins Auge ein, wie ich es gewollt hatte. Er sprang auf dich ein, aber mitten im Sprung traf ihn meine zweite Kugel ins Herz. Er riß dich zwar nieder, doch verwundete er dich nicht. Jetzt liegt er tot hier, und du stehst lebend vor ihm. Allah sei Dank, der Herr ist über Leben und Tod!"

Der Scheik vermochte nicht zu antworten; tausend mächtige Gefühle stürmten auf ihn ein.

Er reichte Saadi die Hand.

„Du hast mich vom Tod errettet. Du bist klüger als ich, und Allah hat dir ein mutiges Herz gegeben, das nicht erbebt vor dem Vater der Tücke. Willst du vergessen, daß ich dich beleidigt habe?"

Die Augen des jungen Mannes leuchteten vor innerer Bewegung.

„Alles, was du zu mir sagtest, soll so sein, als ob ich es nicht gehört hätte", antwortete er. „Du bist der Scheik, und ich darf dir nicht zürnen."

„So komm zu mir, sobald du das Fell des Panthers genommen hast!"

Menalek ergriff die Hand seines Weibes und seiner Tochter und schritt mit ihnen seinem Zelt zu.

„Kannst du deinen Retter nun noch hassen?" wagte die Mutter zu fragen.

„Wie könnte ich? — Er hat gezeigt, daß ein Jüngling zuweilen einen Alten beschämt."

Menalek war stolz; aber nach der furchtbaren Erschütterung vermochte er doch nicht, sich besserer Einsicht zu verschließen.

Die meisten der Zeltbewohner blieben bei Saadi zurück, um die außergewöhnliche Größe des Raubtiers zu bewundern. Es war jedenfalls eines jener alten Tiere, die in Einsamkeit leben und selbst zu ihresgleichen in immerwährender, grimmiger Feindschaft stehn. Diese werden, grad wie bei den Elefanten, Einsiedler genannt und sind wegen ihrer Erfahrung, List und Verschlagenheit doppelt gefährlich.

Kurze Zeit später wurde Saadi im Triumph ins Zeltdorf geleitet. Er übergab das Fell der Schwägerin, der Frau seines Bruders, zur Zubereitung und schritt dann nach dem Zelt des Scheiks.

Dort wurde er ganz anders empfangen als vorher. Er mußte sich neben Menalek auf den Ehrenplatz setzen und erhielt Tabak und Pfeife, wobei Liama ihn bediente.

Die beiden Männer rauchten lange Zeit schweigend; endlich aber legte der Scheik die Pfeife weg.

„Saadi, du tapfrer Sohn der Beni Aissa, du hast mich am Leben erhalten, als ich bereits an der Pforte des Todes stand. Du liebst Liama, meine Tochter?"

„Ich liebe sie von ganzem Herzen! Mein Leben dir und ihr; darum habe ich es für dich gewagt, als der Vater der Tücke dich zerreißen wollte."

Der Scheik wendete sich an seine Tochter.

„Liama, du Weide meiner Augen, ist deine Seele diesem Tapfern zugetan?"

„Ja, Vater! Allah hat ihm mein Herz geschenkt; Allah ist allmächtig, ihm ist nicht zu widerstehn."

„So möge er dein Herr sein, und du sollst sein Weib sein, solange Allah euch das Leben schenkt. Mein Segen sei euer Eigentum und leuchte euch bis zur letzten Stunde eurer Tage!"

Er legte ihre Hände ineinander. Sie knieten vor ihm nieder, und er segnete sie. Dann legte auch seine Frau unter Tränen die Hände auf die Häupter der beiden. Diese Abkömmlinge Ismaels hatten die Sitten ihrer Urahnen in solcher Ursprünglichkeit erhalten, daß die gegenwärtige Szene sehr leicht in die alttestamentliche Zeit zurückgedacht werden könnte.

„So seid ihr denn schon jetzt Mann und Weib", sagte der Scheik. „Doch wenn der neue Monat beginnt, soll ein Hochzeitsfest gefeiert werden, soweit die Herden der Beni Aïssa weiden. Von jetzt an soll Saadi in meinem Zelt wohnen. Liama ist meine Tochter und er mein Sohn. Was ich habe, ist auch sein Eigentum. Der Wille Allahs geschehe."

Hierauf zog er sich in den rückliegenden Teil des Zelts zurück; die Liebenden aber traten hinaus, um beim Schein der Sterne von der Seligkeit zu flüstern, die jetzt in ihren Herzen wohnte.

4. Im Duar der Beni Aïssa

Am andern Morgen ritten drei Männer ins Zeltdorf ein. Ihre Burnusse waren mit Staub bedeckt; ihr Aussehn war ganz das von Leuten, die eine große Reise hinter sich haben.

Sie sprangen vor dem Zelt des Scheiks vom Pferd. Dieser trat hinter dem Vorhang hervor. Während er sie betrachtete, legte sich seine Stirn in Falten.

„Wer seid ihr?" fragte er.

„Wir sind Tuareg", antwortete einer der Männer in stolzem Ton.

Die Tuareg sind ein vielstämmiges Wüstenvolk, dunkler gezeichnet als die Mauren und als kühne Räuber bekannt.

„Was wollt ihr bei den Zelten der Beni Aïssa?" fuhr der Scheik fort.

„Bist du der Scheik Menalek?"

„Ich bin es."

„Wir suchen zwei Männer, die unter dem Schutz deines Stammes wohnen."

„Wer sind sie?"

„Es sind Vater und Sohn. Sie stammen aus dem Osten und kamen in diese Gegend, um einer Blutrache zu gehorchen."

„Wie heißen sie?"

„Malek Omar und Mahmud Ben Ali."

„Ich kenne sie."

„Wo weilen sie?"

„Sie sind fortgeritten, ohne mir zu sagen, welches ihr Ziel ist."

„Wann werden sie wiederkehren?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie haben uns gesagt, daß sie uns hier erwarten werden. Wirst du uns erlauben, bis zu ihrer Rückkehr das Salz und Brot deines Stammes zu essen?"

„Seid ihr Freunde dieser Männer?"

„Wir sind es."

„Sie sind unsre Gäste, und die Freunde meiner Gäste sind auch meine Freunde. Tretet bei mir ein, um Salz und Brot zu essen und euch bei mir auszuruhn; denn ich sehe, daß ihr einen weiten Weg zurückgelegt habt."

„Wir sind mehrere Tage und Nächte geritten, um deinen Gästen eine wichtige Botschaft zu bringen."

Sie folgten dem Scheik ins Zelt, hatten dieses aber noch nicht lange betreten, so langten zwei andre Reiter an, die von Norden herbeigesprengt kamen — Richemonte mit seinem Vetter, genannt Mahmud Ben Ali.

Auch sie hielten vor dem Zelt des Scheiks, und dieser trat heraus, um sie zu empfangen und ihnen mitzuteilen, daß drei Tuareg mit einer Botschaft für sie eingetroffen seien.

„Wo sind sie?" fragte Richemonte.

„In meinem Zelt."

„Schick ihren Führer heraus! Wir werden mit ihm sprechen."

Die beiden verkappten Franzosen stiegen ab. Der Sprecher der Tuareg kam heraus und wurde von ihnen durch die Zeltreihe hinaus ins Freie geführt, wo man reden konnte, ohne belauscht zu werden.

Sie trafen dabei auf Saadi. Er war mit Liama zu den Herden gegangen, um diese zu besichtigen. Das Mädchen war dort bei seinem Lieblingskamel zurückgeblieben. Er

betrachtete im Vorübergehn die drei Männer, und dabei begegneten seine Augen denen Richemontes. Über beider Angesicht zuckte es wie ein plötzliches Erkennen, doch schritten sie ihren Weg ruhig in entgegengesetzter Richtung fort. Menalek stand noch vor dem Zelt, als sein Schwiegersohn dort eintraf.

„Wer waren diese Leute?" fragte Saadi den Scheik.

„Zwei Araber aus dem Osten, die meine Gäste sind, und einer der drei Tuareg, die jetzt kamen, um sie aufzusuchen."

„Wie heißt der Gast mit dem grauen Bart?"

„Malek Omar."

Sofort erinnerte sich Saadi des gestrigen Gesprächs mit der Geliebten. Der jüngre der beiden Gäste war also Mahmud Ben Ali, der Liama begehrte.

„Ich kenne ihn", sagte er.

„Du kennst ihn?" fragte Menalek erstaunt. „Du warst ja nie in den östlichen Oasen. Wo hast du ihn gesehn?"

„In Algier."

„Du irrst. Er ist nie in Algier gewesen."

„Ich irre nicht. Er ist Malek Omar, der Fruchthändler."

„Mein Sohn, dein Auge wird dich täuschen."

„Mein Auge betrügt mich nicht. Ich sah diesen Mann einigemal ins Haus des Statthalters gehn. Glaubst du, daß man dieses Gesicht verkennen kann?"

„Nie!" antwortete der Scheik nachdenklich.

„Haben diese beiden Männer die Sprache des Ostens?"

„Ich habe sehr viele Mundarten gehört, aber die ihrige ist mir unbekannt. Sie müssen aus einer Oase oder aus einem Land stammen, wo ich noch nicht gewesen bin."

„Reden Sie vielleicht die Sprache unsres Volks so, wie sie von den Franken gesprochen wird?"

Über das Gesicht des Scheiks ging ein rasches Zucken.

„Allah ist groß! Du hast richtig geraten, Saadi!"

„Sie sind wegen einer Blutrache da?"

„Ja."

„Denke über sie nach, o Scheik! Ich war dort, wo die Franken wohnen, und habe erfahren, daß ihr Herz falsch ist. Diese Männer kommen von Osten und sagen nicht, wo ihre Heimat ist. Sie haben eine Blutrache und sprechen nicht davon. Sie verkehren mit den Tuareg, die Räuber und Mörder sind. Sie reden wie die Franken. Der Vater heißt Malek Omar, und der Sohn nennt sich Mahmud Ben Ali. Müßte er nicht Mahmud Ben Malek Omar heißen, wenn er wirklich der Sohn des andern wäre? Ich habe diesen Fruchthändler in Algier gesehn, und er hat dir gesagt, daß er noch nie dort gewesen sei. An diesen Männern klebt die Lüge. Ich sage dir, daß sie nicht das sind, wofür sie sich ausgeben."

„Du hast recht, mein Sohn", meinte der Scheik, indem sein Blick finster die Richtung suchte, in der die drei Männer verschwunden waren. „Aber warum belügen Sie mich? Wer sollten sie sein?"

Saadi blickte nachdenklich vor sich hin.

„Hast du von dem Mann gehört, der das ‚Auge der Franzosen' genannt wird?"

„Ja. Er ist der Spion der Franken."

„Keiner kennt ihn!"

„Keiner!"

„Ich denke an ihn, indem ich an diesen Fruchthändler Malek Omar denke."

„Allah il Allah!" rief der Scheik. „Mein Sohn, deine Vermutungen sind schlimm."

„Aber sie könnten das Richtige treffen!"

„Er ist mein Gast; dennoch müßte er sterben, wenn er ein Verräter wäre."

„Vielleicht entdecken wir es. Laß uns ihn prüfen! Ich werde ihm sagen, daß ich ihn in Algier gesehn habe, und wenn er gerechte Sache hat, wird er zugeben, daß er dort gewesen ist; leugnet er es aber, so ist sein Herz voller Trug gegen uns."

„Aber wir haben dann noch keine Gewißheit."

„Nein; wir wissen jedoch wenigstens, daß wir ihm nicht trauen dürfen."

„Deine Sprache ist die Sprache der Vorsicht und Weisheit. Bleibe bei mir; denn du sollst zuhören, wenn diese Männer mit mir zu reden verlangen. Warst du längre Zeit in Algier?"

„Mehrere Monate."

„Hast du die Sprache der Franken gehört?"

„Ja."

„Hast du etwas von ihr behalten?"

„Ich kenne viele ihrer Worte und auch mehrere Fragen."

„Sprich einige solche Worte zu diesen beiden Männern, und zwar dann, wenn sie es nicht erwarten. Vielleicht werden sie überrascht, indem sie dir darauf antworten."

„Dein Rat ist klug, o Scheik. Ich werde ihn befolgen." —

Während dieses Gesprächs hatten Malek Omar, Mahmud und der Targi das Zeltdorf verlassen und den Eingang der Schlucht erreicht, wo gestern der Panther getötet worden war. Um sich vor den Folgen der Verwesung zu schützen, hatte man seinen Körper in den Sand vergraben. Daher fanden sie keine Spur von ihm. Sie setzten sich an den Rand der Schlucht nieder, so daß sie sicher waren, jeden sich Nähernden sofort zu bemerken.

Bis jetzt hatten sie kein Wort gesprochen; nun aber begann Richemonte:

„Seit wann befindet ihr euch in diesem Lager?"

„Erst kurz vor euch trafen wir ein", antwortete der Targi.

„Welche Botschaft bringt ihr?"

„Die, die du verlangtest."

„So habt ihr den Reisenden gesehn, der von Timbuktu kommt?"

„Wir haben ihn gesehn, denn wir sind zwei Tagereisen weit mit seiner Karawane geritten."

„Habt ihr etwas erkundet?"

„Alles."

„So erzähle!"

„Wir stießen zwei Tage vor In Salah zu dieser Karawane und wurden friedlich aufgenommen. Der Herr des Zugs stammt aus einem fernen Land des Nordens. Er ist ein Nemtsche[1])."

„Habt ihr seinen Namen erfahren können?"

„Ja, es ist ein Name, wie ihn nur ein Ungläubiger tragen kann. Ich habe meine Zunge lange Zeit vergeblich gezwungen, ihn auszusprechen. Er lautet ungefähr wie Rhai-sen-kau."

„Greifenklau?" fragte Richemonte.

„Deine Zunge ist gelenkiger als die meinige, denn ganz so, wie du ihn aussprichst, ist dieser Name."

„Hatte er viele Leute bei sich?"

„Einen Führer und einen Obersten der Kameltreiber mit fünfzehn Treibern. Und zum Schutz seiner Waren begleiteten ihn dreißig Krieger vom Stamm der Uled Idenan."

„Was trugen seine Kamele?"

„Trockne Pflanzen, ausgestopfte Tiere und Bücher, auch Flaschen, in denen sich allerlei Gewürm befand. Mehrere Kamele aber waren mit kostbaren Waren beladen, die die Franken brauchen, die Tuareg aber nicht."

„Wann wird diese Karawane nach Tuggurt kommen?"

[1]) Deutscher

„Erst wenn zwei Wochen vergangen sind."

„Könnt ihr sie dort beobachten?"

„Was bietest du uns dafür?"

„Was verlangt ihr?"

„Ich werde mich mit meinen Gefährten besprechen."

„Tu dies! Ihr werdet uns in zwei Wochen hier in diesem Zeltlager finden, um uns zu sagen, wann die Karawane von Tuggurt aufbricht."

„So dürfen wir uns nicht ausruhn, denn wir müssen ihr bis Ouargla entgegenreiten. Werden wir hier frische Pferde erhalten?"

„Ihr könnt die eurigen umtauschen, ich werde euch dabei behilflich sein. Jetzt aber kannst du ins Zelt des Scheiks zurückkehren, denn du bedarfst der Ruhe, und ich habe mit meinem Sohn zu sprechen."

Der Targi befolgte diese Weisung, und die beiden Zurückbleibenden begannen sich in französischer Sprache zu unterhalten.

„Weißt du, Henri, daß ich vorhin erschrocken bin?" sagte Richemonte.

„Worüber?"

„Hast du den jungen Kerl betrachtet, der uns begegnete? Ich kenne ihn — und befürchte, daß auch er mich erkannt hat."

„Ah! Woher kennst du ihn?"

„Von Algier aus. Er war der Begleiter des englischen Konsuls und hat mich einigemal gesehn, als ich zum Statthalter ging."

„Das ist verteufelt unangenehm, aber doch noch nicht gefährlich."

„Wenn der Mensch nun davon spricht, daß er mich in Algier getroffen hat?"

„Nun, was tut das? Du gibst einfach zu, daß du dort gewesen bist."

„Was soll ich dort gewollt haben?"

„Die Blutrache! Können wir nicht den, den wir töten wollen, in Algier gesucht haben?"

„Das wäre allerdings möglich, aber du vergißt, daß ich zu Scheik Menalek gesagt habe, ich kennte Algier gar nicht."

„Verdammt!"

„Ja. Es bleibt mir nichts übrig, als alles abzuleugnen."

„Das wird unter diesen Umständen wohl das beste sein. Ich glaube nicht, daß wir Mißtrauen erwecken. Wer weiß, ob der Kerl sich dein Gesicht gemerkt hat."

„Er hat es sich gemerkt, und ich bin ihm aufgefallen, das habe ich sogleich gefühlt, als er uns begegnete; ich sah es ihm an den Augen an."

„Nun, so hat er sich einfach geirrt. Menschen sehn sich zuweilen ähnlich. — Aber, sollte der Scheik wirklich ein Mißtrauen gegen uns fassen, so wird er sich sehr hüten, mit uns im Bund die Karawane zu überfallen."

„Das wäre ein dicker Strich durch unsre Rechnung."

„Und was täten wir in diesem Fall?"

„Wir müßten uns auf die drei Tuareg verlassen. Sie könnten eine Anzahl der Ihrigen anwerben. Ich glaube, sie wären dazu bereit."

„Aber diese Burschen würden alles nehmen und uns nichts lassen."

„Das befürchte ich nicht. Vieles von dem, was der Deutsche mit sich führt, wird vollständig unbrauchbar für sie sein. Gehn wir zum Scheik, um mit ihm zu sprechen und Gewißheit zu erhalten, ob ich erkannt worden bin!"

Als sie langsam wieder den Zelten entgegenschritten, bemerkte Mahmud die junge Liama, die bei einem Kamelfüllen stand und es zärtlich streichelte.

„Siehst du dort die Tochter des Scheiks?" fragte er. „Ich muß hin!"

„Halt, jetzt nicht!"

Diese Worte kamen zu spät. Der andre hatte sich schon mit raschen Schritten entfernt. Richemonte setzte seinen Weg fort, indem er eine zornige Verwünschung über den verliebten Narren in den Bart brummte.

Mahmud näherte sich dem schönen Mädchen.

„Sallam aaleik — Friede sei mit dir!" grüßte er sie.

„Aaleik sallam", entgegnete sie, indem sie sich zu ihm umdrehte. Aber kein freundlicher oder gar aufmunternder Blick fiel auf ihn.

„Die Tochter der Beni Aïssa ist heut so schön wie immer", sagte er.

„Und der Mann des Ostens schmeichelt wie immer", erwiderte sie. „Allah gibt die Schönheit, und er nimmt sie. Sie gehört ihm, aber nicht uns."

„Du sprichst weise wie ein Marabut. Wenn man auch über den Wert der Schönheit streiten mag, so lassen sich doch die Gefühle des Herzens nicht beirren. Sag mir, Liama, ob dein Herz noch frei ist!"

„Frei? Kann das Herz ein Sklave sein?"

„Ja, ein Sklave der Liebe."

„Dann würde ich die Liebe hassen, denn nur ein Tyrann besitzt Sklaven."

„Und dennoch ist die Liebe ein Tyrann. Sie beherrscht das Herz, worin sie wohnt, vollständig. Auch mein Herz ist ihr Sklave."

„Ich bedaure dich", sagte sie kalt.

„Ja, bedaure mich — und deshalb bitt' ich dich, mich zu erlösen!"

Er trat einen Schritt näher und erhob den Arm, als ob er ihn um sie legen wolle. Sie wich zurück.

„Ich versteh dich nicht. Wie könnte ich dich erlösen?"

„Indem du meine Liebe erwiderst. Ja, Liama, ich muß

dir sagen, daß ich dich liebe, daß ich an dich denke bei Tag und bei Nacht, daß ich ohne dich nicht glücklich werden kann. Sag mir, ob du mich wiederliebst."

„Nein!"

„Nein? — Warum nicht?"

„Ich weiß es nicht. Allah allein gibt Liebe."

Er biß sich auf die Lippen. Das hatte er nicht erwartet. Er, ein Franzose, ein Angehöriger der großen Nation, sollte bei diesem Arabermädchen keine Liebe finden?

„Liebst du einen andern?"

Sie richtete sich stolz auf.

„Wie darfst du wagen, der Tochter des Scheiks Menalek diese Frage vorzulegen? Bin ich deine Dienerin, daß ich dir antworten muß?"

In ihrem Zorn war sie doppelt schön.

„Nein, antworten mußt du mir nicht", sagte er heiß, „sondern ich bitte dich nur, mir eine Antwort zu geben."

Ehe sie Zeit fand, auszuweichen, hatte er ihre beiden Hände ergriffen.

„Laß mich!" begehrte sie auf.

„Nein, ich lasse dich nicht! Meine Liebe gibt mir ein Recht auf dich."

Sie versuchte, sich zu befreien, aber es gelang ihr nicht.

„Ich befehle dir, mich loszulassen!" rief sie erregt.

„Nein, nein, und tausendmal nein!" stieß er leidenschaftlich hervor und versuchte, sie an sich zu ziehn.

Er vergaß, wo er war; er vergaß, daß man ihn hier auf der offnen Ebene beobachten konnte. Die Leidenschaft machte ihn blind, so daß er nicht einmal die beiden Männer bemerkte, die hinter seinem Rücken herbeieilten. Liama aber hatte sie gar wohl gesehn, nur entging ihm das Aufleuchten ihrer Augen.

„Soll ich um Hilfe rufen?"

„Rufe! Es wird dir nichts nützen, denn ich werde noch in dieser Stunde bei deinem Vater um dich anhalten."

Da erklang es hinter ihm laut in französischer Sprache: „Was tust du da?"

Er drehte sich rasch um und bemerkte Saadi. Wütend über die Störung antwortete er schnell und ohne Überlegung in derselben Sprache.

„Was geht es dich an?"

*

Saadi war mit dem Scheik noch im Gespräch begriffen gewesen, als der Targi von der Schlucht zurückkehrte. Kurze Zeit später sahen sie auch die beiden Unheilstifter daherkommen und den Jüngeren nach der Gegend eilen, wo sich Liama befand.

„Er geht zu ihr!" sagte Saadi, indem sich seine Brauen zusammenzogen.

„Zu Liama?" fragte der Scheik. „Was will er dort?"

„Hat Liama dir nicht erzählt, daß er ihr Schritt auf Schritt folgt?"

„Er mag sich hüten! Verletzt er das Gastrecht, indem er mein Kind beleidigt, so wird mein Dolch sein Herz finden. Und ist er gar ein Franzose, so — —"

Er hielt inne; aber seine Miene zeigte deutlich, was er auszusprechen zögerte.

„Sieh, er redet mit ihr! Komm!" drängte Saadi.

Er faßte den Scheik beim Arm und zog ihn mit sich fort. Sie schritten schnell zwischen einigen Zelten hindurch und gelangten ins Freie. Die dort weidenden Tiere boten ihnen Deckung genug, unbemerkt in die Nähe des bedrängten Mädchens zu kommen. Ein starkes Lastkamel stand da, das an den spärlichen Halmen naschte.

„Versteck dich hinter dem Tier", raunte ihm Saadi zu.

„Warum?"

„Ich werde ihn in der Sprache der Franzosen anreden. Vielleicht antwortet er mir ebenso; er würde dies aber nicht tun, wenn er dich bei mir sähe. Der Sand wird unsre Schritte dämpfen."

Der Scheik nickte und huschte behend vorwärts, bis ihn der Leib des Kamels verbarg.

Saadi schlich sich ebenso schnell heran und rief die erwähnten Worte:

„Was tust du da?"

„Was geht es dich an?" zischte ihn der andre ebenso auf französisch an, indem er sich ergrimmt herumdrehte.

„Mehr als du denkst!"

„Mille tonnerres! Wie meinst du das?"

Da trat der Scheik hinter dem Kamel hervor.

„Allah ist groß! Du redest die Sprache der Franzosen?"

Mahmud merkte erst jetzt, welch einen Fehler er begangen hatte; aber er faßte sich augenblicklich und antwortete, indem er auf Saadi deutete:

„Dieser doch auch."

„Von ihm wußte ich es, von dir aber nicht. Was tust du hier?"

Rasch ließ Mahmud die Hände des Mädchens los.

„Ich spreche mit Liama, deiner Tochter", antwortete er. „Scheik Menalek, ich bitte dich, mit nach deinem Zelt zu kommen, denn ich habe auch mit dir notwendig zu sprechen."

„Worüber?"

„Über Liama."

„Hier steht sie, und hier stehe ich. Rede! Wir brauchen nicht erst nach dem Zelt zu gehn, denn wir können deine Worte hier ebenso deutlich verstehn."

Das kam dem Franzosen ungelegen. Auch war die Miene des Scheiks keineswegs ermutigend. Bei einer Unterredung

im Zelt hätte er auf den Beistand Richemontes rechnen können, während er hier allein war. Darum sagte er, auf Saadi deutend:

„Aber dieser hier?"

„Er darf alles wissen", antwortete der Scheik. „Sprich! Ich höre."

Dagegen gab es nun keine weitern Einwendungen. Deshalb begann er zögernd:

„Ich — ich — — ich liebe deine Tochter."

Der Scheik nickte schweigend.

„Ich bitte dich, sie mir zum Weib zu geben."

Der Scheik warf mit einem stolzen Lächeln den Kopf zurück.

„Du sprichst mit sehr kurzen Worten. Ich bin Menalek, der Scheik der Beni Aïssa. Die Herden, die du hier siehst, sind mein Eigentum. Wer aber bist du und wo weiden deine Herden?"

Diese Fragen brachten den Franzosen in Verlegenheit. Aber er faßte sich schnell und entgegnete dreist: „Ich bin reich! Sprich mit meinem Vater! Er wird dir sagen, wer wir sind und was wir besitzen."

„Wird er mir das in der Sprache der Franzosen sagen?" fragte der Scheik spöttisch.

„Er versteht sie nicht; er ist ein Beduine, grade so wie du."

„Aber du verstehst sie."

„Nur wenige Worte, die ich zufällig gehört habe."

„Hast du Liama gesagt, daß du wünschest, sie zum Weib zu haben, und was hat sie dir erwidert? Liebt sie dich?"

Der Franzose zögerte verlegen mit der Antwort. „Ich weiß es nicht."

„Du lügst! Du weißt, daß sie dich nicht liebt; sie muß es dir gesagt haben, denn sie hat ihr Herz schon einem andern geschenkt."

Mahmud fuhr auf.

„Wem?“ fragte er rasch.

Der Scheik deutete auf Saadi.

„Hier steht er, den sie liebt, und dem ich sie vermählt habe. Du kommst zu spät. Laß dich nie wieder bei Liama blicken! Saadi hat gestern den Vater der Tücke getötet und würde auch dich töten, wenn er noch einmal sehn müßte, daß du sie berührst, die sein Eigentum ist. Hast du mir noch etwas zu sagen?“

Der Franzose war bleich geworden. Die Eifersucht wühlte tief in seinem Innern. Er schoß einen Blick glühendsten Hasses auf seinen bevorzugten Nebenbuhler.

„Gut! Du fragst, ob ich dir noch etwas zu sagen habe? Nein, jetzt nicht, Scheik, aber jedenfalls später!“

Er drehte sich um und ging den Zelten zu.

„Allah sei uns gnädig. Er wird sich rächen!“ seufzte Liama.

„Rächen? Dieser?“ fragte der Scheik verächtlich. „Wir fürchten ihn nicht. Wie will er sich rächen, da er uns braucht, um die Karawane der Franken zu überfallen? Er hat uns nötig, nicht aber wir ihn. Komm, Saadi, mein Sohn! Laß uns nach dem Zelt gehn, um weiter zu hören, was dieser Vater und Sohn mit den Tuareg besprochen haben.“

Während sie nebeneinander herschritten, fragte er seinen Begleiter nach den französischen Worten, die dieser vorhin gebraucht hatte. Saadi gab ihm eine Übersetzung.

„Kann es möglich sein, daß er nur wenige Ausdrücke versteht?“ fragte der Scheik.

„Nein, was er gesprochen hat, kann nur einer sagen, der mehr als einige Worte kennt.“

„So glaubst du, daß er ein Franzose ist?“

„Ich glaube es. Er redet unsre Sprache geradeso, wie ich es in Algier gehört habe, wenn die französischen Offiziere arabisch sprachen.“

„So wollen wir vorsichtig sein. Wenn er ein Spion ist,

will er uns zum Überfall der Karawane doch nur zu seinem Vorteil und zu unserm Schaden veranlassen. Er würde den Raub an sich nehmen; wir aber würden die Rache des Statthalters auf uns laden und auf unsern Weideplätzen überfallen und getötet werden."

Als die beiden ins Zelt traten, hatte Henri sich soeben neben Richemonte niedergelassen, ohne Zeit gefunden zu haben, diesem das Erlebte mitzuteilen. Sie griffen zu ihren Pfeifen, während die Frau des Scheiks beschäftigt war, den Gästen ein Morgenmahl vorzulegen.

Dieses wurde verzehrt, ohne daß der Scheik und Saadi daran teilnahmen. Das war eigentlich ein sichres Zeichen, daß diese beiden jetzt gewillt waren, die Gastfreundschaft nicht in vollem Umfang in Anwendung zu bringen.

Richemonte merkte es.

„Warum nimmst du nicht von dieser Speise?"

„Ich pflege nicht des Morgens zu essen", erklärte der Scheik kurz.

Als das Mahl beendet war und ein jeder sich die fettigen Finger am Burnus abgewischt hatte, brachte Richemonte sein Anliegen zur Sprache.

„Ich hörte, daß du in Blutrache mit den Uled Idenan lebst?" fragte er.

„So ist es", erwiderte der Scheik. „Sie haben zwei Beni Aïssa getötet."

„Nun wirst du jeden Uled Idenan töten, der in deine Hände fällt?"

„Ja, ich werde ihn töten!"

„Wirst du mir dankbar sein, wenn ich dir deine Feinde in die Hand liefere?"

„Ich werde es dir danken!"

„Nun, so will ich dir sagen, daß dies geschehn wird, wenn zwei Wochen vergangen sind."

„Wo?"

„Auf dem Weg von hier nach Tuggurt. Es wird da die Karawane der Franken ankommen, die von Timbuktu unterwegs ist."

„Was gehn mich die Franken an?"

„Es sind dreißig Krieger der Uled Idenan bei ihnen."

„Ich werde ihnen nichts zuleide tun!" sagte der Scheik kalt. „Diese will ich nicht!"

Richemonte erstaunte.

„Warum grad diese nicht?"

„Weil sie jetzt Diener der Franken sind."

„Sie sind dennoch deine Feinde!"

„Aber die Franken würden sie an mir rächen."

„Fürchtest du die Franken?"

„Ich fürchte sie nicht, aber ich will in Frieden mit ihnen leben."

„Wie kommt es, daß du deine Ansichten so schnell änderst, Scheik Menalek?"

„Ich ändere sie nicht. Meine Ansicht ist stets gewesen, niemals das zu tun, was mir und den Meinen Schaden bringt."

„Schaden? Allah kerihm, ich sage dir, daß du großen Vorteil haben würdest. Die Karawane ist sehr bedeutend."

„Meinetwegen mag sie so lang sein wie die Wüste."

„Sämtliche Kamele, Pferde und Waffen würden in eure Hände fallen. Nur das übrige würde ich für mich nehmen."

„Nur?" fragte der Scheik spöttisch.

„Ja, nur; denn das alles ist nicht so viel wert wie die Beute, die ihr machen würdet."

„Ich mag kein Kamel, kein Pferd und keine Waffe der Franken. Ich weiß, daß du nur Scherz mit mir treibst, da du doch ein Freund der Franken bist! Du verkehrst mit ihnen."

„Ich? Allah behüte deinen Verstand! Wo soll ich mit ihnen verkehren?“

„In der Stadt Algier. Hier, Saadi, der Mann meiner Tochter, hat dich dort gesehn.“

Richemonte spielte den Überraschten. Er blickte Saadi mit dem Ausdruck höchster Verwunderung an.

„Du? Du willst mich in Algier gesehn haben?“

„Ja!“

„So zürne deinen Augen, denn sie haben dich belogen!“

„Meine Augen haben mir noch niemals die Unwahrheit gesagt. Ich habe dich beobachtet, du gingst zum Statthalter. Ich weiß auch deinen Namen.“

„Allah schütze dich! Natürlich weißt du meinen Namen. Jedermann hier im Lager kennt ihn. Man wird ihn dir gesagt haben. Ich heiße Malek Omar.“

„Ja, Malek Omar, der Fakihadschi, der Fruchthändler.“

„Ich verstehe dich nicht. Ich bin niemals Fruchthändler gewesen!“

Der Scheik machte eine Gebärde der Ungeduld.

„Du hast von dem gehört, den wir das ‚Auge der Franzosen‘ nennen?“

„Ja.“

„Kennst du ihn?“

„Nein.“

„Und doch kennst du ihn sehr gut. Du selbst bist das ‚Auge der Franzosen‘.“

Der Scheik hatte die Absicht, ihn zu überrumpeln, aber es gelang nicht. Richemonte besaß genug Geistesgegenwart, ruhig zu bleiben.

„Bist du toll, Scheik Menalek?“ rief er. „Willst du die Sünde auf dich laden, einen treuen Anhänger des Propheten einen französischen Spion zu nennen? Kennst du mich nicht besser?“

„Ich kenne dich nicht! Du haſt mir noch nie geſagt, wo deine Zelte ſtehn!“

Richemonte fühlte, daß er, um den Verdacht, deſſen Urſache er nicht begriff, zu zerſtreuen, jetzt den Namen irgendeines Ortes nennen müſſe.

„Meine Heimat iſt Sella im Norden der Harudſchberge!“ erklärte er.

„Auch Mahmud Ben Ali ſtammt dorther?“

„Ja, er iſt ja mein Sohn!“

„Wohnen dort Franzoſen?“

„Nein!“

„Biſt du jemals mit Franzoſen zuſammengekommen?“

„Niemals! Ich ſchwöre es bei Allah und dem Propheten!“

„Aber dennoch ſprichſt du ihre Sprache.“

Richemonte glaubte, der Scheik wolle nur auf den Buſch ſchlagen.

„Wie kommſt du auf dieſen Gedanken? Ich verſtehe kein Wort davon.“

„Auch Mahmud Ben Ali, dein Sohn, nicht?“

„Auch er nicht.“

Er war ſo ſehr bemüht, ſich zu rechtfertigen, daß er die verſtohlnen Winke, die ihm ſein Vetter zuwarf, nicht bemerkte.

„Und auch er iſt nie mit Franzoſen zuſammengekommen?“

„Niemals, gradeſo wenig wie ich.“

„Allah il Allah! Du biſt ein Ungläubiger, ein Giaur!“ rief da der Scheik. „Du ſchwörſt bei Allah und dem Propheten und redeſt doch die Unwahrheit. Das tut nur ein Giaur, der nicht an Allah glaubt und den Propheten ſchändet.“

„Dein Vorwurf trifft mich nicht. Sage mir eine einzige Lüge, die du von mir gehört haſt!“

„Du behauptest, dein Sohn verstehe nicht die Sprache der Franzosen."

„Das ist die Wahrheit."

„Nein, sondern das ist eine Lüge, denn ich selber habe ihn mit diesen meinen Ohren Französisch sprechen hören."

Erst jetzt warf Richemonte einen verblüfften Blick auf seinen Vetter. Er sah, daß dieser mit den Augenlidern zwinkerte, und ahnte sogleich, daß irgendeine Unvorsichtigkeit vorgefallen sei.

„Du selber? Wo?" fragte er.

„Draußen vor den Zelten, als ich ihn mit meiner Tochter überraschte. Hier, Saadi versteht das Französische und hat mit deinem Sohn in dieser Sprache geredet."

„Er lügt!"

Die Angst entlockte Richemonte diese Worte. Kaum waren sie ausgesprochen, so riß Saadi sein Messer aus dem Gürtel und sprang auf, um sich auf ihn zu werfen. Aber der Scheik faßte ihn noch zur rechten Zeit und hielt ihn fest:

„Wakkif — halt! Ich befehle dir, dein Messer einzustecken! Dieser Mann wohnt unter meinem Zelt und hat mein Brot gegessen. Noch steht er unter meinem Schutz." Und sich wieder zu Richemonte wendend, fügte er hinzu: „Du sagst, deine Heimat sei Sella, im Norden der Harudschberge. Sprichst du die Sprache dieser Gegend?"

„Ja", war Richemonte gezwungen, zu antworten.

„Nein. Ich kenne Sella. Ich war dort und auch in Sokna, als ich meine erste Pilgerreise machte. Ich kenne jene Mundart. Du redest unsre Sprache, wie sie von den Franken gesprochen wird. An dir ist alles Lüge, auch das, daß du diesen Mann als deinen Sohn ausgibst."

„Beweise es!"

„Er müßte deinen Namen tragen und Ben Malek Omar heißen."

„Ich habe ihn nach seinem Großvater genannt, der Ali hieß."

„Das ist nicht wahr, denn dann wäre sein Name Ben Malek Omar Ibn Ali. Du verrätst dich selber; du kennst unsre Sitten nicht. Dieser, von dem du sagst, daß er dein Sohn sei, hat das Gastrecht verletzt, indem er Liama, meine Tochter, beleidigte. Das tut kein wahrer Anbeter des Propheten. Ihr seid Spione der Franzosen und kommt, um mich zu einer Tat zu verleiten, die Unheil über mich und meinen Stamm bringen würde. Ich bin euer Gastfreund nicht mehr. Verlaßt augenblicklich mein Zelt! Befindet ihr euch in einer Stunde noch in der Nähe meines Lagers, so werde ich euch ohne Gnade töten lassen."

Er hatte sich von seinem Sitz erhoben und sprach diese Worte in einem so gebieterischen Ton, daß die Franzosen von ihren Matten auffuhren.

„Weißt du, welchen Schimpf du uns antust?" fauchte Richemonte.

Es kam das alles vollständig unerwartet über ihn; er konnte das Verhalten des Scheiks nicht recht begreifen; aber sein Schnurrbart zog sich in die Höhe, und seine Zähne zeigten jenes raubtierartige Fletschen, das bei ihm stets das Zeichen einer gefährlichen Seelenerregung war.

„Ja, eine todeswürdige Schande."

„Nun gut, wir gehn. Du wirfst einen unaustilgbaren Fleck auf die Gastfreundschaft der Beni Aïssa. Die Folgen werden über dich kommen."

„Ich verachte deine Drohung."

„Und was sagst du zu diesen drei Kriegern der Tuareg?"

„Sie sind eure Brüder und also ebenfalls Spione. Sie mögen gehn!"

Da standen auch die Tuareg von ihren Plätzen auf. Der Sprecher fragte den Scheik:

„Auch uns weist du aus deinem Zelt fort?"

„Ja. Kämt ihr zu mir und nicht zu diesen Spionen, so würde ich euch willkommen heißen. Nun aber habt ihr gleiches Schicksal mit ihnen."

Da blickte der dunkelhäutige Mann dem Scheik drohend ins Gesicht.

„Weißt du, daß dies schlimmer ist als Mord?"

„Ich weiß es."

„So bist du der Todfeind aller Tuareg, und dein Stamm soll von der Erde verschwinden bis auf den letzten Mann. Die Dschehennah wird euch verschlingen mit all euren Söhnen, Töchtern und Kindeskindern!" — — —

Jetzt verließen die fünf Ausgewiesnen das Zelt und bestiegen ihre Pferde.

„Wohin?" fragte Henri leise.

„Zunächst nach Osten, um diese Kerle nicht merken zu lassen, wohin wir wollen."

Ihre Pferde stoben in raschester Gangart um die Schlucht herum und dann nach Sonnenaufgang, immer längs des Wadi Itel dahin. Erst nach mehreren Stunden, als man fast das Ufer des Schott Melrir erreicht hatte, hielt Richemonte an und stieg ab. Die andern taten dasselbe.

„Jetzt können wir sprechen", sagte er. „Komm!"

Sein Verwandter folgte ihm abseits, während die Tuareg sich scheinbar gleichgültig in den glühenden Sand lagerten.

„Was soll das heißen?" fragte Richemonte. „Ich verstehe und begreife es nicht. Hast du Französisch gesprochen?"

„Leider ja", gestand der Gefragte.

„Esel! Wie konntest du dich so vergessen?"

„Ich sprach mit Liama —"

„Das war der Anfang des Unsinns. Ich rief dich zurück; aber du hörtest nicht. Hast du ihr eine Erklärung gemacht?"

„Ja."

„Was antwortete sie?"

Der Gefragte stieß einen grimmigen Fluch aus.

„Sie — ah, sie mag mich nicht! Sie ist bereits versprochen."

„Alle Wetter! Mit wem?"

„Mit diesem Saadi, den der Teufel herbeigeführt haben muß."

„Und der verraten hat, daß er mich in Algier gesehn."

„Und der es auch war, der mich zum Französischreden veranlaßte."

„Ah, wie brachte er das fertig?"

„Oh, der Kerl hat es schlau angefangen. Ich stand grade im Begriff, das Mädchen zu umarmen; da rief es in französischer Sprache hinter mir: ‚Was machst du da?' Und unwillkürlich gab ich eine französische Antwort."

„Das war der dümmste Streich deines Lebens. Was aber nun?"

„Rache!"

„Natürlich. Aber wie?"

„Ich entführe das Mädchen."

„Laß doch das dumme Frauenzimmer laufen! Was willst du mit ihm anfangen?"

„Sie wird meine Frau. Ich muß sie haben. Dieser Saadi aber soll nicht nur sie, sondern auch das Leben lassen."

„Das versteht sich von selbst. Meinetwegen nimm dir das Mädel, aber jetzt gilt es vor allen Dingen, keine Zeit zu verlieren. Wir müssen uns rächen und zugleich die Reichtümer des Deutschen an uns bringen. Ich denke, zu beidem werden sich die Tuareg gebrauchen lassen. Sie mögen den Deutschen überfallen."

„Das wäre der eine Teil. Und der andre, die Rache?"

„Hängt eng mit dem vorigen zusammen. Die Tuareg

überfallen den Deutschen, wir aber schieben die Schuld auf die Beni Aïssa."

„Mille tonnerres! Wenn das ginge!"

„Natürlich geht es. Cavaignac wird gezwungen sein, sie zu züchtigen. Wir beide machen die Führer. Dabei bitte ich mir den alten Halunken, den Scheik, und diesen Saadi aus, und du kannst die Bedingung stellen, daß dir Liama überlassen wird."

„Ausgezeichnet! — Sprechen wir gleich mit den Tuareg!"

„Geduld! Ehe wir so weit sind, haben wir zwei Wochen Zeit, da erst dann der Deutsche anlangt. Das läßt uns Gelegenheit, uns des Auftrags zu entledigen, den uns der Statthalter übergeben hat. Wir suchen den Marabut auf."

„Wie weit ist es zu ihm?"

„Mit unsern müden Pferden werden wir sicherlich fünf Tage brauchen."

„Fünf hin und fünf zurück, macht zehn. Da können wir vier Tage bleiben."

„Vielleicht ist es in kürzerer Zeit abgetan. Es kommt darauf an, ob das Glück uns begünstigt oder nicht. Ruh dich jetzt aus! Ich werde mit den Tuareg verhandeln; dann trennen wir uns von ihnen."

Während er sich zu den braunen Söhnen der Wüste begab, legte sein Verwandter sich in den Sand, um die letzterlebten Stunden nochmals an sich vorüberziehn zu lassen. In seinem Innern kochte es von Eifersucht und Leidenschaft. Er liebte Liama mit einer Glut, die an Wahnsinn grenzte. Der Wunsch, sie zu besitzen, hatte so in ihm Platz gewonnen, daß alle seine Gedanken nur auf sie gerichtet waren.

Den Nebenbuhler, der ihm die Geliebte weggenommen hatte, zu töten, dünkte ihn eine Seligkeit. So lag er da im tiefen Sand, unbekümmert um die Unterredung der

andern, bis ihn ein Ruf Richemontes aus seinen Gedanken schreckte.

„Auf! Wir sind fertig!"

Als er sich erhob, sah er die Tuareg schon im Sattel.

„Sallam!" riefen sie ihm kurz zu.

„Sallam!" antwortete er.

Dann stoben sie auf ihren Rossen davon, dem Süden zu.

„Bist du mit ihnen einig geworden?"

„Vollständig."

„Was hast du mit ihnen ausgemacht?"

„Sie reiten der Karawane bis zum Brunnen Ben Abbu entgegen und ziehn unterwegs so viele Tuareg an sich, wie notwendig sind, die Männer der Karawane zu überfallen. Dann begleiten sie diese, natürlich unbemerkt, über Ouargla und Tuggurt bis auf das Gebiet der Beni Aïssa, wo der Überfall stattfindet."

„Was erhalten wir?"

„Sechs Kamelladungen, die wir uns auswählen können. Das übrige gehört den Tuareg. Außerdem beanspruchen sie die Waffen und Tiere. Hauptsache aber ist ihnen die Rache an den Beni Aïssa."

„Wird der Statthalter glauben, daß die Aïssa die Täter gewesen sind?"

„Dafür laß mich sorgen! Jetzt steig auf! Unser Weg ist weit, und es ist leicht möglich, daß wir verfolgt werden."

Einige Minuten später ritten sie davon, dem Norden zu, grade entgegengesetzt der Richtung, in der die Tuareg den Platz verlassen hatten. — — —

5. Der sterbende Marabut

Da, wo die Höhen des Auresgebirges im Westen des Wadi el Arab sich nach Südosten allmählich zur Ebene niedersenken, sind sie von tiefen, steilen Einschnitten und Schluchten zerrissen, die das Gebirge nur schwer zugänglich machen. In diesen Schluchten hausen der Löwe und der schwarze Panther; das Geschrei der Hyänen und Schakale erschallt des Nachts, und nur selten trifft man einen Menschen, der es wagt, in die tiefe und gefährliche Einsamkeit dieser Gegend einzudringen.

Ein einziger Ort war hiervon ausgenommen.

Stieg man im Tal des Wadi Mehana empor, so gelangte man an einen mit starkem Baumwuchs bedeckten Vorberg, der wie ein riesenhafter Altan aus der Masse des Gebirgs trat. Der ihn bedeckende Wald gab ihm ein düstres Aussehn. Aber von diesem Dunkel stach ein glänzend weißer Punkt ab, den man oben, fast auf der Spitze des Berges bemerken konnte. Es war dies ein weißgetünchtes Bauwerk, klein und unscheinbar, aber doch berühmt im Umkreis von vielen, vielen Meilen.

Dort hauste der fromme Marabut Hadschi Omanah, zu dessen Wohnung Tausende pilgerten, um ihr Gebet zu verrichten und dann mit dem Bewußtsein heimzukehren, eine Allah wohlgefällige Handlung getan zu haben.

Früher hatte mancher den Marabut gesehn, wenn er aus seiner weißen Hütte trat, um mit erhobnen Händen

die Gläubigen zu segnen. Jetzt aber erschien sein Sohn an der Tür und brachte den Betenden den Segen seines Vaters, der die Wohnung nicht mehr verließ.

Woher der Marabut stammte, und wie er ursprünglich geheißen hatte, das wußte niemand. Er nannte sich Hadschi Omanah, und sein Sohn wurde infolgedessen Achmed Ben Hadschi Omanah geheißen, das ist Achmed, der Sohn des Mekkapilgers Omanah.

Ungefähr fünf Tage nach den oben erzählten Ereignissen hielten zwei Männer inmitten eines dichten Gebüsches am Fuß des Berges. Sie hatten sich mit ihren Pferden hier hereingearbeitet und führten ein halblautes Gespräch miteinander. Es waren Richemonte und sein Verwandter.

„Du glaubst, daß die Pferde hier sicher sind?" fragte Henri.

„Ja. Steck deine Waffen zu dir und komm!"

„Wann werden wir oben anlangen?"

„Es führt kein eigentlicher Weg hinauf. Stunden vergehn sicher, ehe wir die Höhe erreichen."

„So wird es ja Nacht!"

„Ebendas ist meine Absicht!"

Der andre blickte Richemonte fragend an.

„Was wollen wir des Nachts da oben? Wird er da zu sprechen sein?"

„Zu sprechen? Will ich denn mit ihm sprechen? Dummkopf! Deine Liebe zu der Araberin hat dich wirklich um den Verstand gebracht. Dieser Marabut wohnt mit seinem Sohn oben. Sie werden nicht stumm sein, sondern miteinander reden. Sie werden sich über ihre Lage, über ihre Vergangenheit unterhalten. Wer das belauschen kann, wird vieles erfahren. Das Lauschen aber ist am leichtesten abends, wenn es dunkel ist. Binde die Tiere so an, daß sie Raum haben, die Blätter abzufressen, und dann wollen wir keine weitere Zeit verlieren!"

Die beiden mußten sich durch dichtes Gestrüpp und über zahlreiche Felsentrümmer langsam und mühselig emporarbeiten. Als sie den Aufstieg begannen, war die erste Hälfte des Nachmittags verstrichen, und als sie endlich oben anlangten, hatte die Sonne soeben den westlichen Himmelsrand erreicht.

Sie hielten unter Bäumen, wo sie nicht bemerkt werden konnten, und erblickten eine nicht tiefe, aber breite, lichte Stelle vor sich, auf der sich die Hütte des Einsiedlers befand. Sie war aus rohen Steinen errichtet und mit Kalk angestrichen, so daß sie, von früh bis abends von der glühenden Sonne getroffen, auf Meilenweite hinaus in die Ebene leuchtete.

„Wird er zu Haus sein?" flüsterte Henri.

„Natürlich! Oder hast du nicht in Seribet Ahmed gehört, daß er die Hütte nie mehr verläßt?" antwortete Richemonte.

„Ich meine den Sohn."

„Das ist etwas andres. Wir müssen es abwarten."

Sie brauchten nicht lange zu harren, so bemerkten sie einen Menschen, der aus den gegenüberliegenden Büschen kam und auf die Behausung zuschritt.

Sein Gesicht war gebräunt; er mochte etwas über dreißig Jahre zählen und trug einen langen, kamelhärenen Burnus, der mit einem derben Strick um den Leib befestigt war, sowie einen grünen Turban, ein Vorrecht derjenigen Moslemin, die vom Propheten abstammen. Waffen führte er nicht, aber an dem Strick hingen mehrere kleine Säckchen, die mancherlei Gegenstände enthalten mochten.

Beim Anblick der untergehenden Sonne hielt er seinen Schritt an. Er wendete sich dem Osten zu, in der Richtung nach Mekka, kniete nieder und verrichtete sein Abendgebet. Aus der offenstehenden Tür antwortete eine müde, dumpfe Stimme.

Als der Beter geendet hatte, schritt er auf die Hütte zu und trat ein. Ihr Inneres war geradezu armselig. Auf dem Boden lag eine breite Schicht von Moos, in einem Mauerloch ein aufgeschlagnes Buch, der Koran in arabischer Sprache, und in einer Ecke erblickte man einige alte Töpfe und Tiegel, denen man ansah, daß sie zur Zubereitung von Pflastern und Salben dienten.

Auf dem Moos lag ein Mensch in einem härenen Gewand. Man sah nur dieses, den grünen Turban und ein hagres, eingefallnes Gesicht, das mehr einem toten als einem lebendigen Wesen anzugehören schien.

„Sallam!" grüßte der Eintretende.

„Sallam!" antwortete der Alte auf dem Lager. „Gab Allah seinen Segen?"

„Ja, Vater. Der Kranke wird genesen."

„Allah sei Dank! Er gibt Freude den Sündern und Bußfertigen."

Der Alte sprach sehr langsam und leise; das Reden wurde ihm schwer. Und wie sich unter dem schlechten Gewand seine Brust fieberhaft hob und senkte, hatte es ganz das Aussehn, als ob er ein Sterbender sei, dessen Geist im Begriff stehe, mit den letzten, hastigen Atemzügen den befreienden Weg aus dem schwachen, engen Körper zu suchen.

Der Angekommene öffnete die Säckchen und entnahm ihnen mehrere Büchsen und Schachteln, die er zu den Töpfen und Tiegeln legte. Der Alte folgte jeder Bewegung des Sohnes mit unverkennbarer Zärtlichkeit. Dann agte er:

„Hast du sonst heut noch Gutes geschafft, Achmed?"

„Leider nein, mein Vater", lautete die Antwort. „Vielleicht ist es sogar etwas Böses, was ich getan habe."

„Allah behüte dich davor! Das Böse ist wie das Raubtier, das man jung aufzieht; es frißt später seinen eignen Herrn."

„Ich habe ein fremdes Gespräch belauscht. Das hätte ich nicht unternommen, aber die Sprache der Franken war daran schuld."

„Die Sprache der Franken? Erzähle!"

„Ich war bei einigen Kranken gewesen und ging hinüber zum Wadi Dib. Unterwegs suchte ich im Wald heilsame Kräuter, als ich plötzlich Stimmen von Menschen hörte."

„Im Wald von Dib?"

„Ja. Die, die miteinander sprachen waren fremd, denn sie redeten Französisch."

Der Blick des Alten belebte sich.

„Französisch!" sagte er. „Wie waren sie gekleidet?"

„Wie Beduinen. Auch hatten sie Pferde bei sich. Es waren ihrer zwei. Sie saßen an einem Baum. Ich stand ganz in der Nähe und konnte jedes Wort hören, das sie sprachen. Sie redeten von unseren Freunden, den Beni Aïssa."

„In welcher Weise?"

„Feindselig. Sie fluchten ihnen. Es war ein alter Mann mit einem großen, dichten Schnurrbart und ein jüngerer, ungefähr so alt wie ich. Ich hörte aus ihrem Gespräch, daß sie Gäste der Beni Aïssa gewesen, aber von ihnen als Spione fortgejagt seien. Der Jüngere scheint die Tochter des Scheiks begehrt zu haben, doch diese ist schon mit Saadi versprochen."

„Saadi, der Bruder Hassans, des Zauberers? Ich kenne ihn. Er ist der tapferste und umsichtigste unter allen jungen Männern der Beni Aïssa."

„Ferner sprachen sie von einem Deutschen, der mit Schätzen aus Timbuktu kommt. Sie wollen ihn mit Hilfe der Tuareg überfallen."

„O Allah! Einen Deutschen? Haben sie seinen Namen genannt?"

„Ja. Er heißt Greifenklau."

„Greifenklau?"

Dieses Wort kam fast wie ein Schrei aus der schneller atmenden Brust des Kranken.

„Hast du diesen Namen richtig verstanden?" fragte er.

„Ja, mein Vater. Ich habe ihn mir genau gemerkt."

„Hast du nicht gehört, was er ist?"

„Oberleutnant."

„O Allah! Und er soll überfallen werden?"

„Überfallen und getötet."

„Wo?"

„Auf dem Gebiet der Beni Aïssa, damit der Verdacht und die Schuld auf diese falle."

„Welch ein teuflischer Plan! O mein Sohn, Allah selbst ist es gewesen, der deine Schritte gelenkt hat, um eine finstre, blutige Tat zu verhüten. Eile, eile zu den Nachbarn, um dir das schnellste Pferd zu leihn! Reite zu Menalek, dem Scheik der Beni Aïssa. Erzähl ihm alles, was du gehört hast, und sag ihm, daß ich ihm im Namen des gerechten und allbarmherzigen Gottes befehle, mit seinen Kriegern diesem Greifenklau entgegenzureiten, um ihn zu beschützen. Eile, eile, mein Sohn!"

„Mein Vater, ich darf dich doch nicht verlassen. Du bist krank."

„Allah wird mich schützen."

„Du könntest unterdessen sterben."

„Allah wird mein Helfer sein. Eile, eile, mein Sohn!"

„Vielleicht hat es noch Zeit, mein Vater. Die beiden Männer sprachen davon, daß sie erst in neun Tagen zu den Tuareg stoßen würden."

„Allah kerihm — Gott ist gnädig. Diese Frist genügt. Aber, wohin wollten sie?"

„Das habe ich nicht gehört; sie sprachen davon nicht."

„Wir brauchen es noch nicht zu wissen. Es genügt, daß der Überfall erst so spät stattfinden soll. Oh, wie mich diese Nachricht ergriffen hat!"

Er hatte das härene Gewand, das ihn bedeckte, halb von sich geschoben, und nun wurden zwei Arme frei, die nur noch aus den Knochen bestanden, um die die Falten der Haut schlotterten. Der Turban war ihm entfallen, und es kam ein kahler, haarloser Kopf zum Vorschein, der fast einem Totenschädel glich.

Achmed ließ sich knieend an dem Lager nieder.

„Du bist so schwach, mein Vater", sagte er im Ton der größten Besorgnis. „Soll ich dir Wasser reichen?"

„Nein. Ich bedarf keiner irdischen Stärkung mehr. O Allah, ich danke dir, daß dieser Überfall noch Frist hat! Du erlaubst mir, in den Armen meines Sohnes zu sterben."

„Mein Vater!"

In diesen zwei Worten äußerte sich der ganze Schmerz eines Kindes, das den Vater vom nahen Tod sprechen hört.

„Sei still", bat der Alte. „Ich geh zu Gott, von dem ich gekommen bin. Ich verlasse das Land des Irrtums und der Sünde, um in die Gefilde der Reinheit zu fliehn. Ist die Sonne schon untergegangen?"

Achmed hastete zum Eingang und blickte ins Freie.

„Nein, mein Vater. Ihre letzten Strahlen leuchten noch."

„So trag mich hinaus! Ich will das sinkende Licht des Tages sehn und den Aufgang der Sterne. Mein Scheiden hier wird auch ein Aufgang sein, ein Aufgang jenseits der Grenzen dieser schönen und doch trügerischen Erde."

Der Sohn beeilte sich, Moos vor die Hütte zu schaffen. Dann trug er den sterbenden Vater mit kräftigen Armen hinaus und setzte ihn so nieder, daß er mit dem Rücken an der Mauer der Hütte lehnte und die goldnen Strahlen

schauen konnte, mit denen die scheidende Königin des Tags den westlichen Himmelsrand überflutete.

Die Augen des Marabut waren auf die blitzenden Feuergarben gerichtet.

„Mein Sohn", flüsterte er, „du hast vorhin das Abendgebet der gläubigen Moslemin gesprochen. Kennst du noch die Lieder der Christen, die ich dich lehrte?"

„Ja."

„Auch das Abendlied, das von der sinkenden Sonne und den tausend aufgehenden Sternen spricht?"

„Ich kenne es."

„Bete es, mein Sohn!"

Sie falteten beide die Hände. Achmed kniete nieder und betete mit lauter Stimme die Verse des Liedes. Es war gewiß wunderbar, daß hier vor dem Heiligtum eines Marabut ein christliches Kirchenlied erklang.

„Wer bin ich? Staub und Sünder;
doch, Vater aller Kinder,
auch mich begnadigst du.
Wenn still geweinte Zähren
dir meine Reu' erklären,
rufst du mir Gnade zu!"

Als diese Worte gesprochen worden waren, senkte Hadschi Omanah langsam das Haupt und sagte ein tiefes, seufzendes Amen.

Der Sohn blieb auf den Knien liegen. Es herrschte eine heilige Stille an diesem einsamen, abgeschiednen Ort. Das Licht des Tages verschwand, und mit der jenen Gegenden eigentümlichen Schnelligkeit kam die Dunkelheit von Osten hergeflogen. In der Nähe des Äquators gibt es keine Dämmerung.

Die beiden Lauscher hielten noch unter den Bäumen. Sie hatten keine Ahnung davon, daß sie selber heut vom Sohn des Marabut belauscht worden waren.

„Das muß der alte Heilige sein", flüsterte Henri, als der Sohn den Vater aus der Hütte getragen brachte und ihm seinen Platz vor ihr gab.

„Jedenfalls", antwortete Richemonte. „Sieh, die alte Vogelscheuche! Es scheint, die muselmännische Heiligtuerei macht nicht fett. Horch, ich glaube gar, sie beten."

Achmed kniete eben nieder und sprach das Lied.

„Tausend Donner!" sagte Richemonte. „Sie beten französisch! Das ist ja ein Lied, wie es daheim in den Kirchen gesungen wird! Ist das nicht sonderbar?"

„Unglaublich! Ich bin überzeugt, wenn wir sie belauschen könnten, würden wir Außerordentliches zu hören bekommen. Sollten diese verkappten Muselmänner etwa gar geborne Franzosen sein?"

„Das möchte man fast annehmen. Die Sonne geht unter. In fünf Minuten ist es dunkel. Wenn wir uns vorsichtig an die andre Seite der Hütte schleichen, können wir alles hören, was sie sprechen. Komm!"

Sie huschten hinweg. Die schnell hereinbrechende Dunkelheit begünstigte ihr Vorhaben, so daß sie völlig unbemerkt an die Rückwand der Hütte gelangten. Bis jetzt hatten die andern nach dem Gebet geschwiegen. Nun aber sagte Hadschi Omanah, indem er langsam den gesenkten Kopf hob:

„Wie strahlend nahm die Sonne Abschied von der Erde! Ich dachte einst auch, daß der Tag meines Lebens so herrlich enden werde; aber wie ist es geworden! Ich bin eingegangen wie eine Pflanze, an der die Würmer nagten."

„Mein Vater, schone dich!" bat Achmed.

Der Marabut beachtete dies nicht; er fuhr langsam fort:

„Ja, Würmer des Vorwurfs und der Reue. Mein Sohn, es gibt eine Last, die größer ist als jede andre: es ist die Schuld."

„Du hast diese Last niemals zu tragen gehabt, mein Vater."

„Oh, wie sehr irrst du dich doch! Ich trug schwere Schuld. Nur Reue konnte sie mindern. Und wie habe ich bereut! Der Glaube der Christen sagt, wer seine Sünden bekennt, dem sollen sie vergeben werden. Ich will meine Schuld nicht mit hinüber ins Jenseits nehmen, sondern ich will sie bekennen; ich will sie dir beichten, mein Sohn."

„Deine Worte zerreißen mir das Herz!"

„Und dennoch mußt du diesen bittern Trank genießen, mir zuliebe. Komm her zu mir und höre, was ich dir zu sagen habe. Vielleicht schenkt mir dein Herz Verzeihung."

„O Allah! Was könnte ich dir zu verzeihen haben?"

„Viel, sehr viel, denn auch gegen dich habe ich gesündigt. Komm, dein sterbender Vater redet zu dir. Du sollst in seine Seele blicken und Geheimnisse erfahren, von deren Dasein du bis jetzt keine Ahnung hattest."

Der Kranke war während dieser kurzen Pause beschäftigt gewesen, ein Päckchen aus seinem härenen Gewand hervorzuziehn. Er hielt es seinem Sohn hin.

„Öffne das!"

„Was ist darin, mein Vater?"

„Ein kostbares Eigentum, das dir gehört."

Achmed entfernte den Umschlag und brachte einige wohlverwahrte Papiere zum Vorschein. Es war grad noch hell genug, die darauf befindlichen Schriftzüge zu entziffern.

„O Allah, das sind ja Worte in der Sprache der Franken!"

„Ja", flüsterte Hadschi Omanah. „Du sollst jetzt erfahren, warum ich dich gelehrt habe, die Sprache der Franzosen und Deutschen zu sprechen und zu lesen. Du sollst hören, aus welchem Grund ich dein Lehrmeister gewesen bin in allem, was die Franken können und verstehn. Wir nennen sie Giaurs und Ungläubige; aber sie sind viel klüger und weiser als der Moslem, der sie verachtet. Lies diese Papiere, mein Sohn! Sie werden dir ein großes Geheimnis enthüllen."

Der Sohn gehorchte. Er faltete das erste Schriftstück auseinander. Es war mit einem Amtssiegel und einer behördlichen Unterschrift versehn. Als er fertig war, blickte er seinen Vater befremdet an.

„Das ist der Geburtsschein eines Knaben, der Artur de Sainte-Marie heißt?"

„Ja", nickte der Alte.

„Sein Vater ist der Baron Romain de Sainte-Marie auf Schloß Jeannette?"

„Ja, mein Sohn."

„Wo liegt dieses Schloß?"

„Im schönen Frankreich, in der Nähe der Stadt Sedan."

„Dieser Romain war also von Adel. Die Mutter des Knaben aber hat, wie ich hier sehe, nur Berta Marmont geheißen. Sie war sonach nicht von Adel?"

„Nein. Sie stammte aus einem einfachen Wirtshaus."

„Und doch habe ich gehört, daß bei den Franken nur solche Personen Mann und Weib werden, die gleichen Standes sind."

„Das ist im allgemeinen der Fall, doch kommen auch Ausnahmen vor. Aber nimm das zweite Papier!"

Achmed tat dies. Als er es gelesen hatte, meinte er:

„Es handelt von demselben Knaben. Es ist sein Taufzeugnis. Er ist einige Wochen nach seiner Geburt in Berlin getauft worden, Zeugen waren drei Personen der Familie Greifenklau. Ah, mein Vater, das ist ja der Name des Offiziers, der überfallen werden soll!"

„Allerdings! Aber lies auch die übrigen Papiere!"

Der Sohn gehorchte.

„Hier ist das Geburtszeugnis des Barons Romain de Sainte-Marie. Hier ist der Schein über seine Trauung mit jener Berta Marmont. Dann sehe ich hier einige seiner Pässe, und da am Ende finde ich etliche Briefe, die von einem Notar an ihn gerichtet sind."

„Das alles stimmt. Und du, mein Sohn, hast nicht die mindeste Ahnung, wie nahe dich alle diese Schriften angehn."

„Mich? Was könnte ich mit ihnen zu schaffen haben? Ich bin niemals auf Schloß Jeannette oder in Berlin gewesen."

„Und dennoch warst du dort, denn du bist jener Knabe, der in Berlin getauft wurde und dabei den Namen Artur de Sainte-Marie erhielt!"

„Allah akbar — Allah ist groß. Bei ihm ist nichts unmöglich, denn er ist allmächtig. Wie aber könnte ich jener Knabe sein?"

„Weil ich dein Vater bin, jener Baron Romain de Sainte-Marie."

Der Sohn schlug die Hände zusammen.

„Welch ein Scherz!"

„Am Ende des Lebens treibt man keinen Scherz!"

„Du bist kein Araber vom Stamm der Schammar, sondern ein Franzose? Und die Tochter jenes Wirts ist meine Mutter? Oh, mein Vater, schnell, schnell! Sag mir, ob sie noch lebt!"

Der Marabut schüttelte langsam und traurig den Kopf.

„Nein, sie lebt nicht mehr, sie ist tot!"

„Oh, warum hat Allah sie aus dem Leben gerufen? Wie glücklich würde ich sein, einmal meine Mutter sehn zu können!"

„Desto größer ist meine Schuld, denn ich bin es gewesen, der — — oh!"

Er stockte und fuhr sich mit den dürren Händen nach dem Kopf.

„Sprich weiter, mein Vater!"

„Wie schwer fällt es mir doch! O mein Sohn, hier ist der Ort, von dem die Bibel spricht: ‚Wo das Feuer brennt, das nie verlischt, und wo der Wurm beißt, der niemals stirbt!'"

Dabei deutete er mit den Händen nach seinem Kopf und seinem Herzen.

„Du und ihr alle hieltet mich für einen Liebling Allahs und des Propheten", fuhr er fort, „und doch war ich etwas ganz andres. Ich war — — ein Dieb, und ich war — — — ein Mörder!"

Er hatte dieses letzte Bekenntnis mit aller Anstrengung hervorgestoßen.

„Du irrst! Du kannst kein Dieb und kein Mörder sein!"

„Und doch bin ich es! Ich bin der Mörder deiner — Mutter!"

„Allah kerihm! Du hast dein eignes Weib —?"

„Ja!" stöhnte der Kranke.

Artur fuhr erschreckt hoch.

„Sag, daß es aus — aus Versehn geschehn ist, mein Vater!" rief er.

„Oh, wenn ich das sagen könnte!"

„Mein Gott, so hast du es mit Absicht getan?"

„Es geschah im Zorn!"

Ein Ruf der Erleichterung drang aus dem Mund des Sohnes.

„Allah sei Dank!" rief er. „Im Zorn ist es geschehn! Der Prophet sagt, daß der Mensch nicht zu verantworten habe, was er im Zorn getan."

„Oh, was der Prophet sagt, das beruhigt mich nicht. Der starke, mächtige Gott der Christen ist es, der mit mir ins Gericht gehn wird."

„Hast du mich nicht gelehrt, daß dieser starke, mächtige Gott auch die Liebe, die Gnade und die Barmherzigkeit ist? Hast du mir nicht gesagt, daß im Himmel der Christen über einen Sünder, der Buße tut, mehr Freude sei als über neunundneunzig Gerechte?"

„Ja, mein Sohn, das habe ich dir gesagt. Das war mein

einziger Troſt im Leben und iſt nun auch mein einziger Troſt im Sterben!"

„So faſſe Mut, mein Vater! Vertraue mir an, was dich bedrückt! Vielleicht, daß dann die Laſt von deinem Herzen ſchwindet."

„Ja, ich wills! Vielleicht kannſt du mir verzeihn, und dann will ich mit der Hoffnung von hinnen gehn, daß auch der ewige Richter meiner armen Seele gnädig iſt. Lege mir den Kopf höher auf das Moos und komm nahe heran, daß du alles hörſt."

Die Dunkelheit der Nacht lagerte über der Ebene und auf den Bergen, aber es war die Dunkelheit des Südens, geſchmückt mit Millionen Sternen; von den Zweigen der Bäume wehte erquickende Friſche, mit der ſich der eigentümliche Duft der Wüſte miſchte.

Dem Marabut wurde es ſchwer, mit ſeinen Bekenntniſſen zu beginnen, und dem Sohn war es ſeltſam bang ums Herz. Er hatte in ſeinem Vater einen Heiligen verehrt und ſollte nun erfahren, daß dieſer nicht nur ein gewöhnlicher Menſch, ſondern ſogar ein Verbrecher ſei ...

Die beiden Lauſcher hatten bisher jedes Wort vernommen. Als nun die Pauſe eintrat, wandte ſich Henri leiſe an Richemonte:

„Haſt du es gehört?"

„Ja."

„Er iſt kein Marabut, kein Mohammedaner, ſondern ein Chriſt!"

„Ja."

„Und einen Mord hat er auf dem Gewiſſen."

„Ich kenne ihn. Dieſer fromme Hadſchi Omanah iſt ein alter Bekannter von mir!"

„Ein alter Bekannter? So kennſt du ihn von Frankreich her und er dich auch?"

„Oh, nur zu gut! Es ist möglich, daß er jetzt auch einiges von mir erzählt, was dir noch nicht bekannt sein dürfte. Ich hoffe, daß du alles so verschwiegen hältst, als ob es im Grab läge! Ich würde mich gegen einen Verrat ganz gewiß sicherzustellen wissen. Mit solchen Dingen spaße ich nicht!"

„Ah! Du willst mir drohn?"

„Nimm es, wie du willst! Übrigens werde ich deine Verschwiegenheit auch gehörig zu belohnen wissen. Vielleicht heut noch. Ich habe einen Plan. Dieser Abend erweckt längst gestorbne Gedanken. Einst, als du noch ein Knabe warst, hatte ich Großes mit dir vor. Es glückte nicht. Vielleicht ist jetzt das möglich, was damals unausführbar war."

„Du machst mich neugierig."

„Pst! — Horch, der Marabut spricht. Sei still!"

Hadschi Omanah hatte jetzt tief, tief Atem geholt und begann.

„Ich habe dir viel von Napoleon, dem großen Kaiser, erzählt."

„Ja", antwortete Artur. „Er wird sogar von den Arabern verehrt und von ihnen nicht anders als Sultan el Kebir, der große Sultan, genannt."

„Ja, er war groß; aber er war auch ein Sterblicher. Ich habe ihn nicht geliebt, ich habe einst sogar gegen ihn gehandelt; doch es hat mir keine Frucht gebracht; ich bin doch ein armer Flüchtling geworden."

„Man hat dich aus deinem Vaterland vertrieben?"

„Man? Oh, wenn ich das sagen könnte! Aber ich bin selber schuld daran, daß ich mich verbergen mußte!"

Er schloß für einen Augenblick die matten Lider, als wollte er in die ferne Erinnerung blicken.

„Ich war jung, reich und voller Hoffnung. Man nannte mich Baron Romain de Sainte-Marie. Ich hatte eine gute, liebevolle Mutter; aber ich besaß ein schwankes Herz, einen

leichten Sinn und einen Charakter, der nicht Gelegenheit gehabt hatte, in der Schule des Lebens zu erstarken."

Er holte abermals tief Atem.

„Ich lernte ein Mädchen kennen, das meine Liebe errang: Berta Marmont, deine Mutter. Es lag anfänglich nicht in meiner Absicht, sie zu meiner Frau zu machen. Aber sie war rein und brav. Dies stachelte mich. Ich beschloß, sie um jeden Preis zu besitzen. Meine Mutter war gut, aber stolz. Sie verbot mir meinen Umgang mit dem armen, bürgerlichen Mädchen."

„Du gehorchtest?"

„Gegen eine solche Liebe vermag das Gebot der besten Mutter nichts. Ich beschloß, Berta im geheimen zu meinem Weib zu machen; aber es trat ein Ereignis dazwischen, das mit einem einzigen Schlag alles änderte. Es kam eine entfernte Verwandte zu uns auf Besuch; sie brachte eine Tochter mit, ein Mädchen von solcher Schönheit, daß sofort alle meine Sinne von ihr gefangengenommen wurden."

„Wie hieß diese andre?"

„Margot Richemonte. Ich stand so unter ihrem Zauber, daß ich vom ersten Augenblick an nur danach trachtete, sie zu gewinnen. Aber schon nach kürzester Zeit erfuhr ich, daß meine Liebe hoffnungslos sei. Sie war schon verlobt mit einem deutschen Offizier, der mit nach Frankreich gekommen war, um den Kaiser, um den Sultan el Kebir zu besiegen."

„Einen Feind des Vaterlands liebte sie?"

„Ja, aber nicht einen Feind von uns, denn meine Mutter hatte auch deutsches Blut in den Adern, und ich hatte nicht gelernt, die Deutschen zu hassen. Ich wollte es, aber ich brachte es nicht fertig, denn diesen Mann mußte man achten und lieben."

„Wie hieß er?"

„Hugo von Greifenklau."

„Greifenklau? Das ist ja wieder der Name jenes Offiziers, der überfallen werden soll!"

„Ja. Er kam zu uns, um seine Verlobte zu besuchen. An demselben Tag kam auch der Kaiser nach Jeannette in Quartier. Er sah Margot und liebte sie. Er wollte sie an sich fesseln, sie aber entfloh mit ihrem Verlobten. Sie hatte einen Bruder, der ganz das Gegenteil von ihr war. Er jagte ihr nach, um sie dem Kaiser zurückzubringen, aber es gelang ihm nicht; die Flüchtigen wurden zwar entdeckt, doch der Kaiser hatte inzwischen die Schlacht von Waterloo verloren, mußte fliehn und wurde dann von den Engländern nach St. Helena geschafft. Greifenklau war schwer verwundet worden; aber der fürchterliche Hieb, den er über den Kopf erhalten hatte, heilte. Er zog nach Berlin, und Margot wurde seine Frau. Er mußte den Abschied nehmen. Der Hieb hatte das Gehirn verletzt, und eine eigentümliche Gedächtnisschwäche war die Folge. Er konnte sich nicht auf das besinnen, was kurz vor seiner Verwundung geschehn war. Er hatte seinem Vaterland wichtige Dienste geleistet und wurde dafür so belohnt, daß er keine Sorgen zu haben brauchte."

„Was aber tatest du bei der großen Liebe, die du zu Margot gehegt hattest?"

„Ich war jung und oberflächlich, und es wurde mir nicht schwer, mich mit der Tatsache abzufinden. Ich kehrte zu der früheren Geliebten zurück, zu Berta Marmont. Ich war störrisch geworden, und so schwor ich mir, nicht mehr von ihr zu lassen. Mutter wiederholte umsonst ihren Befehl. Ich hatte mich in eine wahre Lust des Widerstands hineingearbeitet."

„Und gab sie nach?"

„Nein. Sie sorgte dafür, daß Berta plötzlich verschwand.

Da sagte ich mich von der Mutter los und ging in die weite Welt."

„Allah il Allah! Allein? Ohne die Geliebte?"

„Ohne sie. Aber ich hatte ihre Spur entdeckt!"

Der Kranke schloß die Augen, als ob der Strahl der Sterne ihn blende. Erst nach einer Weile öffnete er sie wieder und flüsterte:

„Meine Mutter war reich. Ich nahm — alles Geld, dessen ich habhaft wurde, mit; auch war ich in Paris gewesen, um für Rechnung der Mutter große Summen zu erheben; und ich führte sogar den kostbaren Familienschmuck mit, in dem der größte Reichtum unseres Hauses bestand!

„Und was tat deine Mutter?"

„Nichts. Sie ließ mir alles, was ich ihr geraubt hatte. Aber sie ließ mir, nachdem sie erfahren hatte, wo ich mich befand, sagen, daß ich nicht mehr ihr Kind sei und niemals wieder ihr Angesicht sehn würde."

„Armer Vater! — Hat sich dieser Fluch erfüllt?"

„Ja, mein Sohn!"

Er sagte diese drei Worte langsam und stockend.

„Hast du nie um Verzeihung gefleht?"

„Ich habe es versucht, wurde aber nie vorgelassen. Ich brachte ihr den größten Teil dessen wieder, was ich ihr genommen hatte, aber ich wurde dennoch abgewiesen. Sie wollte mich nicht sehn und wollte nichts wiederhaben, obgleich ich mich von Berta getrennt hatte."

„Ah! Ihr bliebt nicht zusammen?"

„Nein. Es war in Berlin, als sie mir einen Sohn gebar. Margot, Greifenklau und Margots Mutter waren Paten. Ich ließ ein Bild des Kindes anfertigen und sandte es der Mutter. Sie schickte es wieder zurück. Ich verbitterte, und mein Weib mußte darunter leiden. Unser Sohn warst du.

Deine Geburt hatte deiner Mutter die Schönheit und die Gesundheit gekostet; ich hörte auf, sie zu lieben."

„Meine arme, arme Mutter!"

„Allmählich gab ich ihr die Schuld an allem, was ich getan und zu tragen hatte. Ich vernachlässigte sie; ich machte ihr Vorwürfe. Sie wurde von Tag zu Tag unglücklicher, und eines Abends, als ich nach Haus kam, war sie verschwunden."

„Allah! Wohin?"

„Ich wußte es lange nicht."

„Allein?"

„Nein. Sie hatte dich mitgenommen. Ich war grausam gegen sie gewesen; an dir aber hing meine ganze Seele, denn du warst mein Ebenbild. Dich konnte ich nicht missen; ich mußte dich wiederhaben. Ich begann Nachforschungen."

„War sie nicht nach Frankreich gegangen?"

„Ja. Ich entdeckte ihre Spur, aber dabei auch die eines Menschen, in dessen Gesellschaft ich Berta niemals vermutet hätte."

„Wer war dieser Mensch?"

„Kapitän Richemonte, der Margot, seine eigne Schwester, dem Kaiser hatte zubringen wollen. Wie war er auf Berta getroffen? Welche Absichten hatte er mit ihr? Richemonte war aus irgendwelchen Gründen, die ich nicht erfuhr, aus dem Offizierkorps gestoßen worden und zunächst nach Deutschland gegangen. Er mochte in Berlin nach Greifenklau gesucht haben, um sich an diesem zu rächen, hatte aber vielleicht keine Gelegenheit dazu gefunden. Da traf er Berta, die er von Schloß Jeannette her kannte. Er erfuhr, daß sie meine Frau sei und unglücklich mit mir lebe. Einem Menschen von seinen Eigenschaften konnte es nicht schwer fallen, die von mir aufs äußerste gequälte Frau zu bereden, mich zu verlassen. Er hatte sie bis nach Marseille geführt, wo sie

eine Anstellung finden sollte. Sie beide waren nur zwei Tage vor mir angekommen."

„Du fandest sie?"

„Ja. Er war ausgegangen. Nur Berta war daheim im Gasthof."

„Wohnten sie beisammen?"

„Nein. Die Geliebte eines andern Mannes hätte Berta nie werden können. Sie war ihm gefolgt, weil er ihr bei Verwandten eine Stellung angeboten hatte. Das war alles."

„Besaß denn Richemonte Verwandte in Marseille?"

„Nein, soviel ich weiß. Es muß ihn also irgendeine schlimme Absicht veranlaßt haben, mir das Weib und den Sohn zu entführen. Ich habe sie aber weder erfahren noch erraten können."

„Wie empfing dich meine Mutter?"

„Sie war sehr erschreckt, doch faßte sie sich schnell. Ich bat sie, wieder mit mir umzukehren; sie weigerte sich. Ich drohte ihr; auch das half nichts. Ich verlangte wenigstens mein Kind. Da sagte sie, daß sie sich lieber töten, als von dir trennen werde."

„Welches Unglück! Arme Mutter! Armer Vater!"

„Weder durch Bitten noch durch Drohungen konnte ich in deinen Besitz gelangen. Sie stellte sich wie eine Löwin, die ihr Junges zu beschützen hat, vor dein Bettchen. Auf dem Tisch hatte ein Messer gelegen, spitz und scharf wie ein Dolch. Sie ergriff es und drohte mich zu erstechen, falls ich Gewalt anwende. Ich lachte über sie und faßte sie an, um sie von dir fortzuschleudern. Sie wehrte sich. Wir kamen ins Ringen. Ihre Kräfte waren den meinigen nicht gewachsen. Da gebrauchte sie das Messer. Sie stieß es mir durch den Arm. Aufgeregt durch mein Verlangen, dich zu besitzen, durch Bertas Widerstand und durch den Stich, den ich erhalten

hatte, riß ich ihr das Messer aus der Hand. Ich kannte mich vor Wut nicht mehr und stieß zu. Mit einem halblauten Aufschrei brach sie zusammen. Ich hatte sie mitten ins Herz getroffen."

„Oh, Allah il Allah! Wie schrecklich! — Und dann?"

„Dann nahm ich dich, hüllte dich in dein Kleidchen und verließ mit dir das Zimmer, dessen Schlüssel ich zu mir steckte, nachdem ich die Tür verschlossen hatte."

„Weshalb tatest du das?"

„Richemonte sollte bei seiner Rückkehr, und ebenso auch die Bediensteten des Hauses, denken, daß Berta bereits schlafen gegangen sei. Auf diese Weise gewann ich einen Vorsprung zur Flucht. Es galt zunächst, unbemerkt das Zimmer in meinem Hotel zu erreichen. Ich hatte Glück. Du schliefst in meinen Armen; von dir hatte ich keinen Verrat zu befürchten. Zufällig wußte ich, daß in meinem Hotel ein Schiffer aus Ajaccio wohnte, der noch in der Nacht nach Haus segeln wollte. Ich fragte ihn, ob er mich mitnehmen wollte, und er machte keine Schwierigkeiten, da ich Geld hatte und mich im Besitz guter Papiere befand."

„Was geschah, als man am andern Morgen die Leiche fand?"

„Das erfuhr ich auf Korsika. Die Mutter war erstochen worden, und das Kind fehlte. Von ihren Habseligkeiten war nicht das geringste entwendet worden. Wer konnte der Täter sein? Kein andrer als der Vater, dem sie entflohn war. Man forschte und erfuhr, daß ich sie wirklich verfolgt hatte. Nun war man außer allem Zweifel. Ich durfte es nicht wagen, je wieder in die Heimat zurückzukehren, und ging einstweilen nach Sizilien."

Das Sprechen griff den Kranken von Minute zu Minute mehr an. Er war erschöpft und vermochte erst nach einer Pause weiterzusprechen.

„So war aus dem Dieb ein Mörder geworden und aus dem Mörder ein heimatloſer Ahasver, den die Rachegöttinnen von Ort zu Ort verfolgten. Ich hörte, daß man meine Flucht nach Ajaccio entdeckt hatte und von da aus weiter nach mir ſuchte. Ich ging nach Ägypten. Nicht lange war ich dort, ſo vernahm ich, daß man ſchon von meinem Aufenthalt auf Sizilien wiſſe. Bald mußte man erfahren, daß ich von dort nach Ägypten gegangen ſei. Um ſicher zu ſein, galt es, mich von dir zu trennen. Du mußteſt unbedingt für das Kind eines Moſlem gelten, und ſo brachte ich dich in meiner Verzweiflung an eins der Findelhäuſer, die damals noch mit einigen Moſcheen in Kairo verbunden waren. Ich wartete im Verborgnen, bis man dich gefunden und aufgenommen hatte und ging nun den Nil aufwärts bis über die Grenze von Nubien. Dort blieb ich zwei Jahre lang. Während dieſer Zeit hatte ich gelernt, das Arabiſche wie ein Eingeborener zu ſprechen. Sicherheit bot ſich mir nur, wenn ich mich für einen gebornen Araber, für einen wahren Gläubigen ausgab. Ich tat dies und bin niemals in Verdacht gekommen."

„Jetzt, mein Vater, erwacht meine Erinnerung. Ich ſehe mich bei alten bärtigen Männern in einem heißen Hof, der mit einer hohen Mauer umſchloſſen iſt, und viele andre Knaben ſind bei mir."

„Das iſt der Findelhof an der Moſchee. Ich kehrte nach Kairo zurück und ſuchte dich auf. Ich ſagte, daß ich ein kinderloſer Mann ſei und die Abſicht habe, einen Knaben an Kindes Statt zu mir zu nehmen. Gegen ein Geſchenk an die Moſchee durfte ich unter den Knaben wählen. Ich erkannte dich wieder, auch gab man mir das Kleidchen, das du getragen hatteſt, als man dich fand, und das ich bei einem Juden in einem der engſten Gäßchen von Kairo gekauft hatte. Es war grade die Zeit der großen Pilgerreiſe nach Mekka.

Ich schloß mich an, denn ich wollte von nun an nur dir leben, und das konnte ich nur dann, wenn ich als echter Moslem in vollkommner Sicherheit war.

In Mekka blieb ich mit dir volle fünf Jahre, um den Islam gründlich kennenzulernen. Dann aber sehnte ich mich nach einem Aufenthalt, wo es möglich war, zuweilen etwas von der Heimat zu hören. Ich verließ also Arabien und ging nach Ägypten zurück, von da durch die Wüste nach Tunesien und später nach Algerien.

In Mekka hatte ich einen arabischen Namen getragen. Auf diesen hatte mir der Scherif meine Zeugnisse ausgestellt. Ich hatte den Koran aus Mekka am Hals hängen, ich trug das Fläschchen mit dem Wasser des heiligen Brunnens Zem-Zem am Gürtel; ich besaß viele Reliquien der heiligen Stadt und ebenso von Medina. Ich galt überall als ein sehr frommer Hadschi. Der Gram und die Reue hatten mich abgezehrt, die Sonne hatte mich schwarz gebrannt. Ich trug sogar den grünen Turban der Abkömmlinge des Propheten, was ich zwar in Algerien, nie aber in Mekka wagen durfte. Ich hatte in der Heimat die Hochschule besucht und mich vorzugsweise mit Medizin beschäftigt. Auf diesen Bergen wachsen hundert heilsame Kräuter. Ich sammelte sie und erprobte ihre Wirkung. Bald war ich der Wohltäter vieler Stämme. Konnte ein schöneres, besseres Los eines Verirrten harren?"

„Nein, mein Vater!"

„Du hast recht, und ich danke dir. Ich baute mir diese Hütte und blieb, was ich war. Du solltest mein Nachfolger werden und niemals erfahren, wer ich war und wer du eigentlich bist."

„Und dennoch hast du es mir erzählt."

„Mein Sohn, die Gedanken und Entschlüsse des Menschen sind wie das Haar, das sich auf dem Sand niedergelassen hat. Der erste Lufthauch nimmt es mit sich fort. Ich war

dein Vater und Beschützer. Nun aber gehe ich von hinnen, und du bleibst allein zurück. Wen sollst du lieben, und wer liebt dich? Du wirst unter Moslemin stehn, allein, zwar hochgeehrt, aber dein Herz wird keine Worte finden dürfen. Ich habe dich in die Wüste geführt — ich muß dich dahin zurücksenden, von wo dein Leben ausgegangen ist."

„Soll ich dein Grab verlassen, Vater? Niemals!"

„Doch! Mein Segen und mein Geist werden bei dir sein! Dein Vater liegt vor dir, seine Seele steht unter Tränen bitterer und langer Reue, und sein Herz schreit auf nach einem Wort der Vergebung. Da droben strahlen Gottes Sterne; sie leuchten Liebe und Barmherzigkeit herab. Du kennst mein Tun. Verdamme oder begnadige mich, wie es dir der Allwissende eingibt!"

Er faltete die Hände. So wartete er auf das Wort, das er aus dem Mund des Sohnes ersehnte. Dieser schluchzte laut vor Schmerz und umschlang den Sterbenden mit beiden Armen.

„Gott ist die Liebe, mein Vater. Er zürnt dir nicht, sondern er hat dir vergeben."

„Und du?"

„Auch ich. Mein Schmerz um dein Scheiden ist unsäglich, aber der Wunsch, alle Schuld von dir zu nehmen, ist noch tausendfältig größer. Geh getrost aus dieser Welt, da oben wird es keinen Vorwurf für dich geben!"

Der Sterbende stieß einen langen, tiefen Seufzer unendlicher Erleichterung aus. Man sah beim Schein der Sterne, daß sich ein seliges Lächeln über sein Antlitz breitete.

„Ich danke dir, mein Sohn, oh, ich danke dir!" hauchte er. „Nun sterbe ich ruhig, denn ich habe Barmherzigkeit gefunden. Grabe in der Hütte unter meinem Lager nach — dort findest du meine Aufzeichnungen, die dich beglaubigen werden, den Schmuck und den Rest des Geldes, das ich

raubte. Geh damit nach Jeannette und sieh, ob du dort Gnade findest, so wie ich sie bei dir gefunden habe!"

Der Sohn hielt den Vater noch immer stumm umschlungen.

„Mein Sohn, mein lieber, lieber Sohn! Und wenn ich tot bin, so lege mich in die Hütte und maure, ehe du gehst, den Eingang zu! Nur oben laß gegen Osten eine kleine Öffnung, damit täglich ein Strahl der aufgehenden Sonne in das Grab des Mannes falle, dessen Leben von so wenigen Strahlen des Glücks erwärmt und erleuchtet wurde."

„Ich werde es tun! Ja, mein Vater, ich werde es tun!"

„Und noch den letzten Wunsch, mein Kind! — Ich kann — kaum mehr sprechen, du hast vorhin ein Lied gebetet. Jetzt — das Lied noch vom — Leben und vom Ende."

„Ja, mein guter, mein lieber Vater!"

„Richte mich auf! Lehne — meinen Rücken höher — an die Hütte, damit ich — noch einmal den Sternenkreis — überschaue."

Artur tat ihm den Willen. Sodann kniete er nieder und faltete die Hände. Er unterdrückte mit aller Anstrengung das Schluchzen und betete mit lauter, zitternder Stimme:

„Bedeckt mit deinem Segen,
eil' ich der Ruh' entgegen;
dein Name sei gepreist.
Mein Leben und mein Ende
ist dein. In deine Hände
befehl' ich, Vater, meinen Geist!"

Die Worte klangen laut zu den Wipfeln der Bäume empor und von der Bergeshöhe hinab. Es war ein christliches Sterbegebet inmitten eines mohammedanischen Landes.

„A— — —men!" hauchte es von der Mauer her.

Dann war es still. Der Beter regte sich nicht. Artur wartete, daß der Vater ihn rufen, noch ein Wort sagen solle —

vergebens. Da endlich erhob er ſich und trat zu ihm. Er bückte ſich zu ihm nieder.

„Vater, lieber Vater!“

Keine Antwort. Behutſam nahm er die Hände des Entſchlafenen in die ſeinigen. Sie hatten noch eine Spur von Lebenswärme, wurden aber bald völlig kalt.

„Allah! Allbarmherziger! Er iſt geſtorben! Sei ihm gnädig da oben und auch mir hier in meiner Einſamkeit!“

Dann warf er ſich neben dem Toten nieder. Es herrſchte tiefe Stille ringsumher. Nur in den Zweigen war ein leiſes Rauſchen, als ob eine Seele die Schwingen breite, um ſich zum Flug nach der ewigen Heimat zu erheben.

6. Der Erbe

Richemonte ſtieß ſeinen Gefährten an.

„Komm!“ flüſterte er ihm zu.

„Wohin?“

„Immer hinter mir her. Aber leiſe, damit er uns nicht hört.“

Sie ſchlichen ſich von der Hütte fort und nach dem Rand der Lichtung hin. Dort faßte der Kapitän den andern bei der Hand und zog ihn tief ins Dunkel des Waldes hinein.

„So!“ ſagte er, endlich ſtehenbleibend. „Jetzt ſind wir weit genug entfernt. So lange Zeit ganz lautlos bleiben zu müſſen, iſt wirklich eine Anſtrengung. Haſt du alles gehört?“

„Jedes Wort. Alle Teufel, wer hätte das gedacht!“

„Hm! Als ich vernahm, daß der Kerl beichten wolle, ahnte ich einen ziemlichen Teil deſſen, was wir dann wirklich zu hören bekamen.“

„Und es iſt alles wahr? Der Kaiſer war wirklich in deine Schweſter verliebt?“

„Raſend!“

„Und du hätteſt dich tatſächlich nach Deutſchland, nach Berlin gewagt?“

„Natürlich! In Frankreich war ja meines Bleibens nicht.“

„Was wollteſt du?“

„Hm! Ich wollte mit dieſem Greifenklau einige Worte ſprechen; aber der Satan legte ſich mir immer in den Weg,

so daß ich nicht so an ihn herankommen konnte, wie ich beabsichtigte. Da entdeckte ich diesen albernen Sainte-Marie mit seiner noch einfältigeren Dulzinea. Das war mir selbstverständlich im höchsten Grad willkommen."

„Inwiefern? Seines Geldes wegen?"

„Auch! Das wäre später mein geworden. Zunächst hatte ich es auf seinen Buben gemünzt."

„Auf den Knaben? Das verstehe ich nicht. Das Geld und der Schmuck wären mir viel lieber gewesen!"

„Da sieht man wieder einmal, was für ein Schwachkopf du bist!"

„Pah! Ich sehe keine sehr große Geistesstärke darin, einen Menschen mit Hunderttausenden laufen zu lassen und dafür sich mit einem Säugling zu begnügen, der einem nur Arbeit und Sorge bringen kann. War diese Berta denn gleich bereit, mit dir zu gehn?"

„Ich brauchte meine Überredungsgabe allerdings nicht sehr anzustrengen. Sie haßte ihren Mann und strebte danach, von ihm fortzukommen, um ihr Kind aus seiner Nähe zu bringen. Es war dann für mich ein harter Schlag, als ich ihre Leiche fand ohne den Jungen."

„Aber welche Absichten hattest du denn eigentlich mit diesem?"

„Frag mich lieber, was ich damals mit dir wollte!"

„Was habe denn ich mit dieser Geschichte zu tun?"

„Das ist doch einfach genug. Du hattest damals schon weder Vater noch Mutter mehr."

„Leider! Ich wurde von einer alten Base ausgehungert und durchgeprügelt. Das nannte sie erziehn."

„Ich kam damals zu dieser Base und bat sie, dich mir zu überlassen —"

„Sie ging sofort darauf ein, wie sie mir später erzählte."

„Ich machte ihr den sehr erwünschten Vorschlag, dich an

Kindes Statt anzunehmen. Auf diese Weise wäre sie dich losgeworden."

„Leider aber wurde sie mich nicht los. Du kamst lange Jahre nicht wieder. Warum? Das habe ich dich oft gefragt, ohne aber jemals eine Antwort zu erhalten."

„Mein Schweigen hatte seine Gründe; jetzt aber will ich endlich sprechen."

„So rede! Ich bin sehr neugierig auf das, was ich erfahren werde."

„Nun, ich wollte dein wirklicher Vater werden, um das mitgenießen zu können, was dir später zufallen würde."

„Parbleu! Du tust ja, als ob mir irgendein Fürstentum hätte zufallen sollen."

„Wenn auch nicht grad ein Fürstentum, aber wenigstens eine Baronie."

„Du fieberst!"

„Ich weiß stets, was ich sage und tue. Ich werde dir meinen damaligen Plan anvertrauen, denn — sieh da — er taucht heute nach so vielen Jahren erneut in mir auf. Aber ich hoffe, daß du reinen Mund halten wirst. Verstehst du mich?"

„Wenn es sich um eine Baronie handelt, werde ich zu schweigen wissen."

„Also höre! Dieser Berta wollte ich irgendeine Beschäftigung verschaffen, wie du bereits gehört hast. Es wäre das auf alle Fälle eine Stellung gewesen, wo sie sich von dem Kind scheinbar nur auf kurze Zeit hätte trennen müssen."

„Wäre sie darauf eingegangen?"

„Ich hätte sie schon zu überreden verstanden. Natürlich hätte sie den Jungen irgendwo in Pflege tun müssen. Und weißt du, bei wem dies gewesen wäre?"

„Ich habe keine Ahnung."

„Nun, nirgends anders als bei deiner alten Base."

„Donnerwetter! Bei der? Aus welchem Grund grad bei ihr?"

„Zunächst wäre Berta verschwunden."

„Ah! Wie denn?"

„Meine Sache! Sodann wäre ihr Sprößling verschwunden."

„Aber zu welchem Zweck denn?"

„Schwachkopf! Du wärst an seine Stelle getreten. Die Papiere waren da. Wer hätte beweisen können, welcher von den beiden Buben der richtige Erbe der Baronin ist?"

Der ‚Schwachkopf' ließ ein leises, verwundertes Pfeifen hören.

„Alle Teufel, ist es das?" sagte er. „Die Nachbarn hätten es beweisen können, denn sie kannten mich und die Alte sehr genau."

„Die Alte hätte den Wohnort gewechselt. Das war alles ausgemacht. Ich hätte einen Baron de Sainte-Marie an Kindesstatt angenommen. In Frankreich geht das, während es in andern Ländern schwieriger wäre."

„Welch ein Plan! Schade, daß nichts daraus geworden ist."

„Der Mord kam mir darein und das Verschwinden des Knaben."

„Aber warum hast du mich später doch noch adoptiert?"

„Ja, warum? Ich hatte nie im Leben für jemand eine Zuneigung. Nur für dich war allmählich eine Art verwandtschaftlicher Regungen in mir erwacht, nicht allzuviel, aber immerhin ausreichend."

„Danke."

„Bitte. — Also, ich nahm dich doch noch an Kindesstatt an, und du bist jetzt zugleich mein Vetter und mein Sohn. Vielleicht tat ich es, weil ich stets die Hoffnung hegte, den Kerl noch zu erwischen."

„Und da mußte er entkommen! Ich könnte heute Baron sein!"

„Was damals nicht möglich wurde, kann jetzt geschehn."

„Du machst mich neugierig."

„Verstehst du denn nicht? Ein Schuß oder ein Stich ist das Ganze, was nötig wäre."

„Donnerwetter! Jetzt beginnt mein ‚Schwachkopf' zu begreifen."

„Das ist zu wünschen! Der junge Baron muß, grad wie ich damals plante, spurlos verschwinden. Eine einzige Kugel ist vollständig genug."

„Das ist wahr. Die Papiere sind da. Geburtsschein und Taufzeugnis, sämtliche Ausweise seines Vaters, dazu das Geld und die Schmucksachen."

„Das ist genug. Du hast fast das gleiche Alter, hast in der Wüste gelebt, sprichst Arabisch und kennst nun auch die ganze Vergangenheit deines Vaters, des Barons Romain de Sainte-Marie."

Der andre schwieg. Richemonte hütete sich, ihn zu stören. Er wußte, daß der ausgestreute Same mit riesiger Schnelligkeit heranwachsen werde.

Er hatte richtig gerechnet, denn sein Gefährte meinte: „Der Kerl da drin wäre bald beseitigt. Aber die Schwierigkeiten in der Heimat! Allein kann ich das nicht durchführen."

„Ich helfe dir! Ich setze allerdings voraus, daß ich nicht umsonst arbeite."

„Das versteht sich von selbst."

„Nur müssen wir schnell handeln. Hast du gehört, daß sie von diesem Greifenklau sprachen?"

„Ja. Wie konnten sie davon wissen?"

„Ob uns der Junge etwa gar im Wald belauscht haben sollte?"

„Das ist möglich."

„Nun, so ist es wahrscheinlich, daß er sich sputen wird, Greifenklau und die Beni Aïssa zu warnen."

„Das wäre böse!"

„Wer steht uns dafür, daß er nicht den Alten liegen läßt, seine Siebensachen nimmt und noch diesen Augenblick aufbricht, während wir uns hier langatmig beraten? Wir müssen handeln. Vorwärts!"

„Halt! Vorher noch eins. Ich sage dir im voraus, daß ich ohne Erfüllung dieser einen Bedingung von der ganzen Sache nichts wissen will. Es handelt sich um Liama."

„Immer dieses Mädel! — Was willst du mit ihm? Jetzt stehn die Sachen anders als noch vor zwei Stunden."

„Meine Liebe ist aber die gleiche!"

„Kerl, nimm doch Verstand an!"

„Ich will sie haben."

„Unmöglich! Du kannst doch nicht als Bewerber um die Baronie auftreten und dann, wenn man sie dir zugesprochen hat, diese halbwilde Beduinin heiraten."

„Das ist auch nicht nötig. Ich heirate sie schon hier."

„Sie kennt dich als meinen Sohn Mahmud Ben Ali. Der junge Sainte-Marie aber muß als Achmed Ben Hadschi Omanah auftreten. Dieser Name ist in den Aufzeichnungen des Marabut sicher genannt."

„Das vermute auch ich. Doch — ist Liama erst einmal meine Frau, wird sie sich meinem Willen fügen müssen. Auf dem Weg nach Frankreich wird sie sich aus der Frau Mahmud Ben Ali in die Frau Achmed Ben Hadschi Omanah verwandeln."

Richemonte sah ein, daß jetzt nichts zu erreichen war. Es galt schnell zu handeln; daher gab er scheinbar nach und erklärte nach einigem Überlegen:

„Du sollst meinetwegen deinen Willen haben, aber ich bitte dich im voraus, etwaige unangenehme Folgen nicht mir aufzubürden. Gehn wir also!"

Er wendete sich ab, um den Platz zu verlassen; da aber faßte ihn der andre beim Arm.

„Wer soll ihm denn zum Verschwinden helfen, du oder ich?"

„Natürlich du! Ich werde mich hüten, für einen andern die gebratnen Kastanien aus dem Feuer zu holen und mir die Finger zu verbrennen. Ich war vorher bereit, dem Kerl meine Kugel zu geben; wie die Sache aber jetzt steht, lasse ich meine Hände davon — deiner Liama wegen."

„Ihretwegen? Das begreife ich nicht."

„Es ist doch sehr leicht erklärlich. Sie weiß, daß du nicht der Sohn des Marabut bist. Sie kann alles verraten, und in diesem Fall will wenigstens ich nicht der sein, dem man die — na sagen wir — Hinrichtung dieses Artur aufwälzt."

„Ist es das? Gut, so werde ich den Schuß abgeben. Für dieses Weib tue ich alles. Aber es wird uns nicht verraten."

Richemonte lachte in sich hinein. Er hätte die Ermordung des Opfers auf keinen Fall auf sich genommen. Es lag ihm sehr daran, an dem späteren Baron de Sainte-Marie ein willenloses Werkzeug zu besitzen, und dies war nur dann möglich, wenn er ihn mit Drohungen einzuschüchtern vermochte.

Sie huschten zwischen den Bäumen hindurch, bis sie die Lichtung wieder erreichten. Dort duckte Richemonte sich auf den Boden nieder und kroch langsam und leise auf die Hütte zu. Der andre folgte ihm. Auf halbem Weg blieben sie plötzlich halten. Es war ein lichter Strahl aus dem Innern der Hütte auf den Platz herausgefallen.

„Gut für uns", flüsterte der Kapitän. „Er ist drin. Wir können herankommen, ohne kriechen zu müssen. Er hat Licht. Das gibt für dich ein sichres Ziel."

Sie schlichen bis an die Mauer. Dort lehnte noch der tote Marabut. Sie schritten um ihn herum und standen nun vor dem Eingang, wo sie das Innere der Hütte über-

schauen konnten. Ein kleines Tongefäß, mit Fett gefüllt, in dem ein Docht steckte, bildete eine Lampe, deren Licht grad hinreichend war, die Gegenstände im Innern der Hütte erkennen zu lassen. Der Sohn des toten Heiligen hatte das Lager zur Seite geschoben und war damit beschäftigt, mit einem spatenartigen Werkzeug den Boden aufzugraben. Da ertönten hinter ihm die lauten Worte:

„Mesalcheer — guten Abend!"

Er drehte sich um und sah zwei bewaffnete Beduinen am Eingang stehn. So sehr erschreckt er war, er faßte sich doch schnell.

„Allah jumessikum! — Was wollt ihr?"

„Wir kommen, um einige Worte mit dir zu sprechen", antwortete Richemonte.

„Tretet näher!"

Sie traten ein, und nun fragte der Kapitän, auf das Loch deutend:

„Was tust du hier?"

„Ich grabe die Grube für den Toten, der draußen vor der Tür liegt."

„Wer ist dieser Tote?"

„Mein Vater, der fromme Marabut Hadschi Omanah."

„Du lügst!"

„Ich sage keine Lüge."

„Und dennoch lügst du."

„Ich kenne euch nicht; ihr seid Fremde, darum will ich euch verzeihn. Ein Mann eines der anwohnenden Stämme würde anders sprechen. Aber auch für euch ziemt es sich nicht, den Mann, unter dessen Dach ihr tretet, einen Lügner zu nennen. Die Leiche eines Marabut heiligt den Ort, an dem sie sich befindet, ihr aber entweiht ihn."

Er hatte ernst und furchtlos gesprochen; der Kapitän aber antwortete ganz in seiner vorigen Weise:

„Ich wiederhole, daß du lügst. Ich kenne den Mann, dessen Leiche ich da draußen liegen sah."

„Wenn du ihn besser kennst als ich, der ich sein Sohn bin, so sag mir, wer er ist."

„Jetzt ist er nichts als Staub und Erde. Vorher aber war er der Baron Romain de Sainte-Marie", sagte Richemonte in französischer Sprache.

„Allah!"

„Der Mörder seines eignen Weibes."

Die Augen Arturs öffneten sich weit vor Entsetzen.

„Der seine eigne Mutter beraubte."

„Wer seid ihr?" stieß der Überraschte hervor.

„Ich bin der, von dem er dir vorhin erzählt hat."

„Ah! Ihr habt uns belauscht?"

„Ja. Hast du dir den Namen Richemonte gemerkt? Ich bin es!"

„Gott schütze mich!"

„Ja, Gott schütze dich!" rief jetzt der andre. „Aber er wird es nicht vermögen."

Er winkte. Henri war während des aufregenden Gesprächs von seitwärts an Artur herangetreten, seine Pistole schußfertig in der Hand. Jetzt hob er sie blitzschnell und drückte ab. Der Schuß krachte weit in die Nacht hinaus. Artur de Sainte-Marie stürzte lautlos mit zerschmetterter Stirn zur Erde.

Der Kapitän beugte sich nieder und untersuchte ihn.

„Ausgezeichnet, Henri!" sagte er. „Die Kugel ist ihm bis ins kleine Gehirn gedrungen. Er war sofort tot und hatte einen schmerzlosen Weg in die Ewigkeit."

Der Mörder drehte sich scheu zur Seite. Er wagte kaum, einen Blick auf sein Opfer zu werfen.

„Du meinst, ich habe gut getroffen?" fragte er, um nur etwas zu sagen. „So schaff ihn hinaus! Ich mag den Kerl

nicht vor Augen haben. Dieses Loch im Kopf, diese krampfhaft geballten Fäuste, diese starren, fürchterlichen Augen!"

Er schüttelte sich, als ob ihn fröstle.

„Hasenherz! Faß an!"

„Tu es allein!"

„Meinetwegen. Vorher wollen wir ihm aber die Papiere abnehmen. Ich brauche mich ja nicht zu fürchten und zu scheuen, denn ich bin es nicht, der ihn erschossen hat. Ich bin unschuldig an diesem Blut."

Diese hämischen Worte trafen den andern wie ein Schlag.

„Du unschuldig?" fragte er. „Hast du nicht die ganze Sache angestiftet?"

„Mußt du ausführen, was andre sagen? Ein jeder trägt die Verantwortung seines Tuns. Die Gründe dazu liegen in ihm selber, wenn zehnmal der Anstoß von außen kommen sollte. Ich wünsche übrigens nicht, daß du mir noch einmal zu hören gibst, ich sei es, der dich zu diesem Mord veranlaßt habe."

Er faßte den Erschossenen bei den Armen und schleifte ihn auf dem Rücken hinaus vor die Tür. Wieder eingetreten, untersuchte er die Grube und gebot dann seinem Gefährten:

„Nun, was soll die Pistole noch in der Hand? Der Geruch des Blutes hat dich wohl um die Besinnung gebracht? Hier, grab weiter, mein Junge!"

Der andre gehorchte, ohne eine Widerrede zu versuchen. Er steckte die Waffe in die Tasche, ergriff den Spaten und begann zu schaufeln. Bereits nach kurzer Zeit stieß er auf etwas Hartes, und es zeigte sich, daß ein großer Topf, der nur mit einem tönernen Deckel belegt war, in der Erde steckte.

Der Kapitän nahm den Verschluß ab. Ein ziemlich dickes Papierheft kam zum Vorschein. Richemonte beleuchtete es und blätterte darin.

„Die Aufzeichnungen des alten Sünders", sagte er. „Sie behandeln die Zeit von dem Tag an, wo er Jeannette verließ, um seinem Mädel nachzulaufen, bis einige Jahre vor seinem Tod. Weiter!"

Unter dem Heft befand sich ein alter, wollner Lappen. Als dieser entfernt worden war, entfuhr den beiden Männern ein Ausruf der Überraschung. Was sie sahen, war kostbares, mit Perlen und Edelsteinen besetztes Geschmeide, unter dem der Topf mit englischen Guineen angefüllt war.

„Alle Teufel, das ist mehr als ich dachte!" rief Richemonte gierig.

„Ein großer Reichtum", stimmte der andre bei, indem er den Inhalt des Topfs mit funkelnden Augen musterte.

Er wollte die Hand danach ausstrecken, allein der Kapitän schob ihn zurück.

„Halt, mein Junge! Das ist vor der Hand noch nichts für dich."

„Ah! Bin ich nicht Achmed Ben Hadschi Omanah, der Baron de Sainte-Marie?"

„Du sollst es erst werden."

„Dann ist alles mein Eigentum."

„Natürlich! Bis dahin aber werde ich es in meine eigne Verwahrung nehmen. Ich kenne dich; sobald du Geld in der Tasche hast, bekommt es Flügel. Du bist imstand, deiner Liama hier den ganzen Kram an den Hals zu werfen. Ich will dir erlauben, dich herzusetzen, um mit mir zu zählen. Eingesteckt aber wird kein einziges dieser Goldstücke. Was wir für die nächste Zeit brauchen, das habe ich in Biskra erhalten."

„Aber was soll denn mit diesem Schatz geschehn?"

„Vergraben wird er, bis wir mit Greifenklau fertig sind. Dann holen wir ihn und kehren nach Frankreich zurück, um zu sehn, ob dort die Verhältnisse unserm Vorhaben günstig sind."

„Wollen wir nicht die Türöffnung verschließen? Es liegt doch immerhin eine Überraschung im Bereich der Möglichkeit."

„Pah, wer sollte nahen? Draußen liegen die beiden Toten, einer hüben, der andre drüben. Sie halten so gut Wache, daß kein Mensch hereinkann. Komm her, Junge, wir wollen an unsre Arbeit gehn!"

Der Schmuck bestand aus vielen Gegenständen und stellte ein Vermögen dar. Dann zählten die beiden Mörder die Goldstücke; es waren ihrer gegen dreitausend.

„Dieser heilige Marabut ist wirklich ein großer Spitzbube gewesen", meinte Richemonte. „Bescheiden hat er sich bei dem Diebstahl nicht aufgeführt."

„Es ist zu verwundern", sagte sein Gefährte, „daß seine Mutter sich keine Mühe gegeben hat, wieder zu dem Ihrigen zu gelangen. Ob die alte Frau wohl noch leben wird?"

„Wer kann das wissen? Frauen haben oft ein zähes Leben. Wahrscheinlich aber ist sie gestorben. Sie war bereits damals die Jüngste nicht mehr."

„Wo vergraben wir diese Sachen? Hier oben?"

„Fällt mir nicht ein! Unten im Dickicht liegen sie sichrer. Morgen früh werden wir ein hübsches Versteck dafür suchen."

„Und was tun wir mit den Leichen?"

„Den Marabut mag man in Gottes und Allahs Namen immerhin finden. Wir legen ihn in die Hütte, nachdem wir diese Grube erweitert und Achmeds Leiche darin verscharrt haben."

Nach Beendigung dieser Arbeit meinte Henri: „Machen wir, daß wir aus der Hütte hinauskommen! Die Lampe ist fast ganz herabgebrannt, und im Dunkeln mag ich nicht hierbleiben."

Das festgetretne Erdreich wurde wieder mit dem Moos

des Lagers bedeckt, und dann legte man den Marabut darauf.

„So!“ sagte er. „Die Tür werden wir ihm nicht zumauern, wie er es sich bedungen hat. Er wollte nur einen einzigen Sonnenstrahl täglich haben. Wir aber gönnen ihm mehr.“

„Und wo bleiben wir?“

„Draußen irgendwo unter den Bäumen. Vom Schlaf ist keine Rede.“

„Diesen Schatz nehmen wir doch gleich mit hinaus?“

„Ja, obgleich er auch hier bei den Toten sicher aufgehoben wäre. Wir wollen aber nachsehn, ob vielleicht noch Blutflecke zu vertilgen sind. Wer morgen kommt, darf nichts ahnen. Man muß denken, daß der Alte gestorben ist, während der Junge sich auf einer Wanderung befindet.“

Nachdem einige noch sichtbare Blutspuren beseitigt waren, löschten die beiden die Lampe und begaben sich mit dem Topf nach dem Ort, wo sie bereits vorhin miteinander gesessen hatten. Sie fühlten trotz der Länge ihres anstrengenden Ritts nicht die mindeste Müdigkeit, denn ihre Nerven waren sehr erregt.

Sie versuchten sich die Zeit durch leise geführte Gespräche zu vertreiben. Nachdem sie mancherlei Pläne erörtert hatten, fragte der Jüngere:

„Leben deine Schwester Margot und ihr Mann noch?“

„Jener verfluchte Hugo von Greifenklau, der Günstling des alten Blücher? Ich wollte, daß ihn der Teufel hätte. Ob er ihn aber schon hat, das kann ich nicht sagen, da ich so lange Zeit nicht wieder drüben gewesen bin.“

„Ob der Oberleutnant von Greifenklau, den wir jetzt überraschen wollen, wirklich ein Verwandter von ihm ist?“

„Natürlich! Er ist ein Sohn von ihm und meiner Schwester. Wenn dieser Laffe wüßte, daß sein Onkel ihm unterwegs auflauert, um ihn um einige Tropfen Bluts und verschiedne

Kamelladungen leichter zu machen! Ich glaube, daß endlich meine Zeit begonnen hat! Jahrzehntelang habe ich vergebens auf sie gehofft und gewartet, und sie ist nicht gekommen. Jetzt aber winkt mir die Erfüllung! Rache will ich haben, Rache an diesem Greisenklau und seiner ganzen Sippe!"

Wäre es nicht dunkel gewesen, so hätte man jenes Zähnefletschen beobachten können, das bei ihm stets ein Zeichen der Wut war.

„Welche Nachricht wirst du dem Statthalter Cavaignac bringen?"

„Bringen? Keine! Ich werde sie ihm durch den Kommandanten von Biskra, zu dem wir reiten, schicken. Durch unser heutiges Abenteuer hat sich so vieles geändert, daß auch ich meinen Plänen eine andre Richtung geben muß. Es wird dies der letzte Dienst sein, den wir dem General erweisen. Ich habe dieses unstete Leben satt."

„Wird er erfahren, wer der Marabut eigentlich war?"

„Wo denkst du hin! Er wird hören, daß er den frommen Hadschi Omanah nicht mehr zu fürchten brauche, weil dieser heute gestorben ist. Und unsern Lohn werden wir gewiß erhalten. Ich hole ihn mir nach dem Überfall der Karawane."

„Mir recht. Noch aber ist es mir nicht klar, wie wir die Beni Aissa in den Verdacht bringen wollen, den Deutschen überfallen zu haben."

„Der Plan dazu ist fertig."

„Ich bleibe aber bei meiner Bedingung, daß dieser Saadi, der Geliebte Liamas, sterben muß."

„Am liebsten ließe ich den ganzen Stamm vernichten und deine süße Liama zu allererst. Du wirst sehn, wohin dich diese Liebesblindheit führt. Ich habe meine Schuldigkeit getan und dich gewarnt, jetzt sieh du zu, ob du auch

imstand sein wirst, die Folgen deiner Starrköpfigkeit auf deine eignen Schultern zu nehmen!"

„Das laß nur immerhin meine Sorge sein!" äffte ihn der andre nach. — —

Der Duft der Wüste stieg empor; es wehte leise in den Zweigen wie der Flügelschlag einer fliehenden Seele; die Sterne des Südens lächelten herab, als ob es kein Ereignis gegeben habe, durch das die Ruhe und der tiefe Frieden des heiligen Berges in so entsetzlicher Weise gestört worden war. Als Artur auf Wunsch des sterbenden Vaters betete:

„Mein Leben und mein Ende
ist Dein. In Deine Hände
befehl' ich Vater, meinen Geist!"

hatten sein Schmerz und sein gewaltsam niedergehaltnes Schluchzen nur diesem gegolten, und doch hatte er sein eignes Sterbegebet gesprochen. Er hatte die Wüste verlassen sollen, um nach dem Heimatland seines Vaters zu pilgern; nun aber war er mit diesem eingegangen in eine Heimat, die höher und herrlicher ist als alle Stätten der Erde. — —

Kaum begann der Himmel sich aufzuhellen, so machten die beiden Mörder sich an die Arbeit, den Topf mit dem Gold und den Kostbarkeiten einzugraben. Sie fanden nach kurzem Suchen einen passenden Ort, dem sie den geraubten Schatz anvertrauten. Sodann begaben sie sich wieder zur Hütte des Marabut, um sich nun auch beim Licht des hereinbrechenden Morgens zu überzeugen, daß keine Spur ihrer schaurigen Tat vorhanden sei.

Bald trabten sie, da die Tiere sich mittlerweile erholt hatten, in der Richtung nach Westen zu, wo Biskra, ihr nächstes Ziel, zu suchen war.

7. Ein Wiederſehn in der Sahara

Im Süden von Algerien kamen drei Reiter das Wadi Fahama herabgeritten. Sie waren ſehr gut beritten, denn ihre Tiere gehörten zu jener grauhaarigen Raſſe, die man Biſcharihnkamele nennt.

Zwei der Reiter waren Europäer, Herr und Diener allem Anſchein nach. Der dritte war ein Beduine, der ihnen als Führer diente. Er ſprach mit ihnen jenes Gemiſch von Arabiſch, Franzöſiſch und Italieniſch, das an der Nordküſte Afrikas gebräuchlich iſt.

Es war noch am Morgen; aber die Sonne lag doch ſchon brennend auf dem Sand und den Felſen der Wüſte. Darum war es kein Wunder, wenn der Europäer ſich nach einem ſchattigen Platz umſah, um während der heißen Mittagszeit Kühlung zu finden.

„Gibt es in der Nähe keinen Ruheort?“ fragte er den Führer.

„Nein, Herr! Erſt am Ende des Wadi finden wir Felſen und Mimoſen, die uns Schatten bieten.“

„Wie weit iſt es bis dahin?“

„Mittags ſind wir am Ziel.“

„Und dort ſoll der Löwe ſein?“

„Ja, dort iſt der Herr des Erdbebens, der faſt ſämtliche Rinder des Stammes gefreſſen hat.“

„Dann laß die Tiere ſchneller ausgreifen!“

Der Führer zog eine einfache Holzpfeife, die nur drei Töne

hatte, hervor, um darauf eine eintönige Weise zu pfeifen. Bei diesen Klängen spitzten die Kamele die Ohren und beschleunigten ihre Schritte.

So ging es ohne Aufenthalt immer nach Osten.

Die Sonne stieg höher und höher, und endlich, als sie den Scheitelpunkt erreicht hatte, war auch das Versprechen des Führers erfüllt. Das Tal trat enger zusammen, zu seinen beiden Seiten stiegen hohe Felsen empor, und stachlige Mimosen bildeten kleine Wälder, in denen es allerdings nicht ungefährlich war, Zuflucht vor dem Sonnenbrand zu suchen.

„Allah sei Dank!" rief der Führer. „Seht ihr die Zelte?"

„Wo?"

„Da, links im Tal. Dorthin haben sich die Söhne der Wüste vor dem Löwen zurückgezogen. Reiten wir hin!"

„Werden wir willkommen sein?"

„Ja. Wir werden Salz, Brot und Datteln bekommen, denn diese Beduinen sind keine Tuareg, denen nicht zu trauen ist."

An der einen Seite des Wadi standen fünf einsame Zelte, vor denen einige Kamele und Pferde angebunden waren. Eine kleine Anzahl von Schafen weidete in der Nähe.

Als sich die Reiter näherten, wurden die Zelte geöffnet, und die männlichen Bewohner traten heraus. Sie brachten Salz und Brot zum Zeichen des Willkommens und teilten auch ihre wenigen Datteln mit ihnen.

Der Bei el urdy[1]) winkte den Führer abseits.

„Wer sind die Fremdlinge, die du uns gebracht hast?"

„Es sind zwei Franken."

„Ich liebe die Franken nicht. Wann reiten sie wieder ab?"

„Wenn sie den Herrn des Erdbebens geschossen haben"

„Den Löwen? Allah il Allah! Sie wollen den Löwen schießen?"

[1]) Herr des Lagers.

„Ja. Wir hörten, daß er in der Nähe sei."

„Er hat sein Lager oben im Nebental, das du von hier erblickst. Aber sie sind ja nur zu zweien!"

„Und dennoch wollen sie den Löwen schießen."

„Allah hat ihnen den Verstand genommen. Wir sind zu sechzig ausgeritten, um ihn zu erlegen; er aber hat vier Männer von uns getötet und viele verwundet, ohne daß wir ihn bestrafen konnten."

„Hast du nicht gehört, daß oft ein einziger Franke ausgeht, um den Löwen zu schießen?"

„Allah ist groß! Die Franken sind böse Geister, die sich nicht zu fürchten brauchen."

Als der Führer zu seinem Gebieter zurückgekehrt war, teilte er ihm mit, was er erfahren hatte. Der Herr blickte nach dem Seitental hinüber und schätzte die Entfernung ab.

„Wir bleiben hier, um beim Morgengrauen unser Heil zu versuchen. Endlich, endlich einmal ein Löwe! Ich hoffe, daß ich Wort halten kann."

Beide hatten ein soldatisches Aussehn und sprachen jetzt reines Französisch miteinander.

„Auch ich möchte einmal so ein Tier zu Gesicht bekommen", sagte der Diener. „Es ist doch ein eigenartiger Wunsch einer Frau, daß ihr Gatte für sie das Fell und die Reißzähne eines Löwen erbeuten soll. Dergleichen zu holen dünkt mich gefährlich."

„Fürchtest du dich, Rudolf?"

„Nein, Herr Hauptmann. Ein Löwe ist doch nur eine etwas größere Katze!"

„Hm. Eine etwas sehr große Katze sogar. Es geht mir grad wie dir, ich habe auch noch keinen wirklich wilden gesehn. Vielleicht wäre es gut, wenn wir während des Mittags die Gegend einmal absuchten."

„Das Seitental, wo das Vieh stecken soll?"

„Ja. Natürlich zu Fuß. Wir hätten nur eine halbe Stunde bis hinüber.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Einige Zeit später brachen sie auf, grad so, als ob sie einen Gang auf Hasen oder Hühner unternehmen wollten. Die Beduinen sahen ihrem Beginnen mit Kopfschütteln zu; es schien ihnen ein wahnsinniges Wagestück.

Die beiden wanderten über die Breite des Haupttals und schritten dann das viel engere Nebental empor. Es war mit Mimosen und Terebinthen bestanden und mit wirrem Fels und Geröll angefüllt. In diesem Tal sollte, wie sie bereits gestern erfahren hatten, ein gewaltiger Löwe sein Lager haben. Sie hofften, seine Fährte zu finden und so den Ort zu entdecken, wo sie ihn morgen bei Tagesbeginn aufsuchen wollten.

Es ist wahr, daß der Löwe sich nur selten zur Mittagszeit zeigt. Indessen, durch irgendeinen Umstand aus seiner Ruhe aufgescheucht, kann er doch einmal zum Vorschein kommen, und dann ist es besonders gefährlich, ihm zu begegnen. Er rächt sich für die Störung.

Indem sie so zwischen Busch und Felsen emporstiegen, blieb Rudolf plötzlich halten und faßte den Herrn am Arm.

„Um Gottes Willen, was ist das?“ fragte er, die Talwand hinaufdeutend.

Der Hauptmann folgte mit dem Blick der angegebenen Richtung und zuckte zusammen.

„Tausend Donner! Der Löwe!“ flüsterte er. „Ja, das ist ein Wüstenlöwe und nicht so einer, wie man sie im Tierpark findet. Was tun wir? Wagen wir es?“

Seitlich vor ihnen, und zwar etwas über ihnen, kam ein gewaltiges Tier talabwärts geschritten, langsam und königlich, im Bewußtsein seiner Riesenkraft. Noch zwei Minuten, so mußte der Löwe die beiden sehn.

Rudolf war ein waghalsiger Bursche.

„Der Kerl ist grad noch einmal so groß, wie ich ihn mir vorgestellt habe", sagte er, „aber geschossen wird er. Wer weiß, ob wir ihn morgen so vor die Büchse bekommen. Wohin schießt man ihn?"

„Ins Herz. Nur im Notfall zielt man ins Auge."

„Gut, ducken wir uns hier hinter die Büsche! Da sieht er uns nicht."

„Jawohl. Jeder hat zwei Kugeln, das gibt vier und wird genügen."

Sie knieten hinter dem Strauchwerk nieder und legten die Gewehre an. Das Tier befand sich jetzt wohl dreißig Schritte vor ihnen und zwanzig Fuß höher als sie.

„Schieß du zuerst!" befahl der Hauptmann. „Ich bleibe zur Sicherheit in der Ablösung."

Rudolf zielte und drückte ab. Der Schuß krachte, allein der Löwe blieb unversehrt. Jetzt erblickte er die beiden Männer. Aus seinem Rachen erscholl ein tiefer, dumpfgrollender Ton, der schnell zu einem lauten, mächtigen Brüllen anwuchs und sich dann zu einem Röcheln abdämpfte, das nicht anders klang, als ob eine Herde Rinder im Verenden läge.

Bei diesen Tönen wurde die ganze Natur starr und stumm vor Schreck.

Und nun rüstete sich der Löwe zum Sprung. In diesem Augenblick traf ihn die zweite Kugel des Dieners in den Leib, doch ohne ihn tödlich zu verletzen.

Der Herr des Erdbebens stieß ein zweites, markerschütterndes Brüllen aus und kam herabgesprungen. Dazu genügten ihm fünf Sätze.

„Um Gottes willen, wir sind verloren!" schrie Rudolf und sprang seitwärts.

Der Hauptmann blieb unbeweglich knien. Als der Löwe

im Sprung sich in der Luft befand, drückte er zum erstenmal ab, und gleich darauf folgte auch die zweite Kugel. Das gewaltige Tier machte mitten im Satz eine Wendung und stürzte schwer zur Erde. Ein kurzes, dumpfes Brüllen und Röcheln, ein krampfhaftes Schlagen und Zucken der Pranken; dann war es tot.

„Gott sei tausend Dank! Das waren zwei Meisterschüsse!" rief Rudolf. „Ich fürchtete, mein letztes Stündlein sei gekommen."

Der Hauptmann trat schweigend an das Tier heran und betrachtete es. Dann strich er sich den Schweiß von der Stirn.

„Zum ersten- und zum letztenmal! Es waren nur drei Sekunden, aber ich werde mein Leben lang daran denken! — Jetzt das Fell herunter und die Reißzähne heraus!"

Besonders die letztere Arbeit war sehr schwierig. Sie nahm viel Zeit in Anspruch. Eben waren die beiden fertig und schickten sich an, aufzubrechen, als sie Pferdegetrappel vernahmen. Sie lauschten und bemerkten bald, daß zwei Reiter sich näherten, die das Tal herunterkamen. Die Löwenjäger konnten nicht gesehn werden, da sie ebenso wie die Leiche des erlegten Tiers hinter dem Busch versteckt lagen.

Die Reiter kamen heran und hielten grad vor ihm. Beide schienen Beduinen zu sein, aber der Ältere sagte in reinstem Französisch zu seinem Gefährten:

„Dort geht das Wadi zu Ende. Wir müssen vorsichtig sein. Reite vor und halte Umschau, ob es dort Leben gibt!"

Der Jüngere gehorchte. Als er nach kurzer Zeit zurückkehrte, meldete er:

„Fünf Zelte im Wadi Fahama."

„Viele Leute dabei?"

„Nein."

„Wir dürfen uns dennoch nicht sehn lassen. Wenn der

Handstreich gelingt, wird er großes Aufsehn erregen, und man wird sich nach jedem einzelnen Fremden erkundigen, um die Täter zu entdecken."

„Wo hat der Deutsche sein letztes Nachtlager gehalten?"

„Wir werden gegen Abend im Osten des Brunnens Saada auf ihn stoßen. So meldeten gestern die Kundschafter. Wir machen uns so schnell wie möglich aus dem Staub. Die Beni Aïssa aber wird man als Täter festnehmen und bestrafen."

„Wie reiten wir jetzt?"

„Schnell zurück, und dann einen Bogen nach Osten hinüber. Wir müssen uns sputen, sonst entkommt uns dieser verfluchte Greifenklau doch noch."

Sie wendeten ihre Tiere und eilten zurück.

„Was war das, Herr Hauptmann?" fragte Rudolf. „Überfallen wollen diese Kerle jemand, wenn ich recht gehört habe!"

Der Hauptmann war aufgesprungen und hatte sein Gewehr ergriffen.

„Herrgott, mein Freund Greifenklau soll überfallen und ausgeraubt werden! Dieser Löwe hat uns doch Glück gebracht. Auf, auf! In vollstem Lauf nach den Zelten zurück! Wir müssen diesen Menschen zuvorkommen!"

Sie rafften das Fell des Löwen zusammen und eilten trotz der glühenden Hitze im schnellsten Lauf das Tal hinab und den Zelten zu.

Die Araber wollten gar nicht glauben, daß sie den Löwen erlegt hätten, und als sie die Beweise sahen, erhob sich ein großes Freudengeschrei, aber der Hauptmann machte dem ein rasches Ende.

„Kennst du den Brunnen Saada?" fragte er den Führer.

„Ja, Herr!"

„Wie weit ist es bis dorthin?"

„Es ist der fünfte Teil einer Tagesreise."

„Wir müssen sofort aufbrechen."

„Herr, das halten meine Tiere nicht aus."

„Ich zahle dir, was du verlangst."

„Ists so notwendig?"

„Ja. Es hängen vielleicht Menschenleben davon ab."

„Gibst du sechzig Münzen, die ihr Frank nennt?"

„Ja."

„So werde ich sogleich satteln."

Eine Viertelstunde später flogen sie auf ihren flüchtigen Kamelen weiter. Die Tiere hatten sich noch nicht ausgeruht, aber es hätte sie doch kein frisches Pferd einzuholen vermocht.

Wüste und immer wieder nur Wüste, bis endlich kurz vor Einbruch des Abends sich am Gesichtskreise einige Palmen zeigten.

„Was ist das?" fragte der Hauptmann.

„Es ist der Bir Saada, zu dem du willst", berichtete der Führer.

Dieser Brunnen ist keine hervorragende Tränkstelle. Höchstens zwei Dutzend Palmen wachsen um ein Wässerchen herum, das langsam aus dem Sand steigt, um gleich wieder darin zu verschwinden.

Als die drei Reiter sich näherten, bemerkten sie, daß die Quelle bereits besetzt war. Es waren wohl an die zwanzig Reit- und Lastkamele, bei denen sich aber nur fünf Männer befanden. Diese erhoben sich beim Anblick der Nahenden.

Der Hauptmann sprang ab und musterte die Leute. Ehe er aber noch den Gesuchten erkannt hatte, erscholl ein deutscher Ruf.

„Kunz! — Eschenrode! — Du?"

Der Hauptmann betrachtete den Sprecher kopfschüttelnd.

„Gebhard! Greifenklau! Mohr! Mumie! Welcher

Mensch soll denn dich wiedererkennen? Du bist ja schwärzer als der Teufel!"

„Wie kommst denn du in die Sahara?"

„Um dich ein wenig zu retten!"

„Zu retten? Wovor?"

„Vor einem Überfall."

„Unsinn! Wer will mich denn überfallen?"

„Zwei Franzosen mit Hilfe der Beni Aïssa."

„Wer sind die Franzosen?"

„Ich kenne sie nicht."

„Und wo soll der Überfall stattfinden?"

„Im Osten von hier, heut vor Anbruch der Nacht."

„Ah, das scheint wirklich Ernst zu sein! — Gut, daß ich hinter der Karawane zurückgeblieben bin!"

„Ja, persönlich bist du zwar gerettet, aber deine Sachen?"

„Befinden sich auf diesen Tieren. Ich wußte, daß die Kunde von meiner Ladung wie ein Wind vor mir herlaufen werde. Daher ließ ich stets die Kaffila voranziehn und folgte selber eine halbe Tagereise später."

„Das ist ein glücklicher Umstand, aber die Kaffila ist verloren!"

„Jedenfalls. Ich werde einen Boten auf einem Eilkamel hinter ihr herjagen, um sie zu warnen!"

Er gab sofort seine Befehle.

„Dreißig Krieger der Uled Idenan haben mich begleitet", sagte Greifenklau, während er sinnend dem davonrasenden Boten nachschaute. „Möge Allah ihnen gnädig sein! — Aber nun sag zunächst einmal, wie du nach der Sahara kommst!"

„Als Löwenjäger. Siehst du dort das Fell?"

„Ah, du hast einen erwischt?"

„Ja. Bist du auch so glücklich gewesen?"

„Öfters, mein Freund. Aber fast kann ich mir denken, weshalb du den Löwenjäger spielst."

„Nun, weshalb?"

„Deine Hedwig und die liebe Schwiegertante wollen, daß du ein zweiter Gérard werden sollst, und so hast du deinen Urlaub zu einem kleinen Pirschgang verwendet. Nicht?"

„Erraten! Ich soll wenigstens ein Löwenfell und zwei Löwenzähne und sodann sichere Nachricht von dir bringen."

„Du wirst mich selber bringen. Und Ida und mein Junge?"

„Sie sehnen sich zu Tod nach dir, während meine Unbezähmbare mich unter die Löwen jagt. Bin übrigens Hauptmann geworden."

„Innigsten Glückwunsch, Herr Hauptmann!"

Kunz mußte von der fernen Heimat berichten, und endlich erzählte Greifenklau von seinen abenteuerlichen Erlebnissen auf der Reise nach Timbuktu.

So wurde es Nacht. Die Sterne stiegen höher und höher. Erst um Mitternacht kehrte der ausgesandte Bote zurück.

„Hast du sie eingeholt?" fragte Greifenklau.

„Ja."

„Und sie gewarnt?"

„Sie hörten mich nicht mehr — sie waren tot!"

Dreißig Uled Idenan-Krieger und zahlreiche Handelsleute, die sich der Karawane angeschlossen hatten, waren getötet und ausgeraubt worden. Es war ein Fall, der, so nahe an der Grenze der Gesittung geschehn, jedenfalls eine abschreckende Bestrafung zu erwarten hatte.

„Was wirst du nun tun?" fragte Kunz.

„Ich ändere meine Richtung. Ich gehe grad nach Norden. Es bleibt mir nichts andres übrig."

„Und ich gehe mit dir. Die Stämme, an denen wir vorüberkommen, sind den Europäern freundlich gesinnt. Wann brechen wir auf?"

„Sofort. Ich warte nicht bis zum Morgen."

„Warum nicht?"

„Die Räuber, die die Karawane überfielen, könnten bemerkt haben, daß ich zurückgeblieben bin, und mir einen Besuch abstatten. Sicher ist sicher, ich habe diese Kerls kennengelernt."

Es wurde gepackt, und dann setzte sich der kleine Trupp in Bewegung. Er war um keine Viertelstunde zu früh aufgebrochen. Denn grade diese Zeit später kamen die Tuareg an den Brunnen, um nach Greifenklau zu suchen.

*

Etwa ein halbes Jahr darnach bewegte sich ein Zug Chasseurs d'Afrique von den Bergen herab, die das Gebiet der Beni Aïssa im Norden begrenzen. An der Spitze dieses Zugs ritten zu beiden Seiten des Befehlshabers die zwei Verräter, Richemonte und sein Helfershelfer. Erst jetzt hatte General Cavaignac, von andern unruhigen Stämmen belästigt, genug Truppen frei, um den unerhört frechen Karawanenüberfall blutig zu ahnden.

„Glaubt ihr, daß man uns Widerstand leisten wird?" fragte der Führer.

„Wenig oder gar nicht. Diese Kerle sind viel zu feig. Sie haben nur Mut zu nächtlichen Räubereien und Überfällen."

„Und ihr haltet sie wirklich für die Täter?"

„Man wird die Sachen der Ermordeten noch bei ihnen finden."

„Wieviel sind gefallen?"

„Dreißig Krieger der Uled Idenan, ein Führer, fünfzehn Treiber, der Oberste der Kamelbesitzer und der deutsche Offizier mit mehreren Leuten."

Er wußte am besten, daß dies eine Lüge war, denn er selbst hatte einige der erbeuteten Kamele bis in die Nähe der Beni Aïssa getrieben und sie dort stehn lassen. Er war überzeugt, daß man sich ihrer bemächtigt hatte. Das gab Beweis genug für die Täterschaft der Beni Aïssa.

Mitten in der Nacht erreichten die Truppen das Lager und umzingelten es. Als die Araber aus ihren Zelten stürzten, sahen sie sich auf allen Seiten von einer waffenstarrenden Mauer umgeben.

Der Scheik Menalek sandte sofort einen Boten zu dem Anführer, und dieser ließ auf Anraten Richemontes zunächst die Dschemma, die Versammlung der Ältesten des Stammes, zu sich kommen, um sich ihrer zu versichern. Man versteht darunter nicht etwa ausnahmslos die an Jahren Ältesten. Es sind auch junge Männer mit dabei, gewöhnlich Verwandte des Scheiks. So kam es, daß sich auch Saadi, der Schwiegersohn Menaleks, dabei befand. Die Leute wurden in Fesseln gelegt und einem Verhör unterworfen.

„Ihr habt eine Karawane der Uled Idenan überfallen!"

„Nein, wir sind unschuldig!"

„Man wird suchen und finden!"

„Ja, man wird allerdings finden!" antwortete Menalek. „Wir sahn des Morgens vier beladne Kamele neben unsern Zelten und haben sie zu uns genommen. Dann fanden wir auf unserm Gebiet die Leichen der Beraubten. Wir begruben sie nach den Regeln des heiligen Koran, nahmen ihnen aber vorher weg, was ihnen nichts mehr nützen konnte."

„Das genügt uns, du Lügner!" lachte der Führer grimmig.

Man holte die übrigen Männer aus dem Lager, bis endlich die ganze männliche Bevölkerung in Banden lag. Jetzt wurde das Urteil gefällt. Es lautete für alle kurz und bestimmt auf Tod durch die Kugel.

Die Kunde davon rief ein unbeschreibliches Jammern unter den Weibern und Kindern des Lagers hervor. Sie wollten sich den unmenschlichen Richtern weinend zu Füßen werfen, aber das Lager war mit Posten umstellt, so daß niemand es verlassen konnte.

Bereits zu Mittag, als die Sonne am höchsten stand, sollte

die Vollstreckung des Todesurteils beginnen. Um diese Zeit schritt Henri, der Verwandte Richemontes, durch die Postenkette ins Lager. Überall tönten ihm Weinen und Wehklagen entgegen; er hörte nicht darauf und trat ins Zelt des Scheiks. Dessen Weib und Liama lagen weinend am Boden. Sie sprangen auf.

„Sallam aaleikum!" grüßte er.

„Wie? Du bringst den Gruß des Friedens?" rief das arme Weib. „Und draußen harrt der Tod unsrer Männer und Söhne!"

„Keiner wird ihm entgehn; nur euch allein bringe ich Frieden. Ist Liama wirklich schon das Weib Saadis?"

„Ja", antwortete die Mutter.

„Der Scheik muß sterben und auch Saadi!"

„Oh, Allah, gibt es denn keine Rettung für sie?" rief Liama.

„Keine!"

Sie näherte sich ihm mit gefalteten Händen.

„Du bist ein Freund der Franken. Unsre Männer sind unschuldig. Du vermagst viel. Vielleicht könntest du sie retten."

„Es ist mir nur erlaubt, zwei zu retten."

„Wen, wen?" fragten die beiden Frauen schnell.

„Ich darf sie mir auswählen!"

„Oh, so rette den Scheik, meinen Mann!"

„Rette Saadi!"

„Und welchen Dank erhalte ich?" fragte er.

„Fordere alles, was du begehrst!" rief die Mutter.

„Ich habe Liama zum Weib begehrt, und man hat sie mir verwehrt. Wenn sie einwilligt, mein Weib zu werden und mit mir zu ziehn, so sollen der Scheik und Saadi gerettet werden."

Liama erbleichte. Die Mutter dagegen klammerte sich an die leise Hoffnung.

„Aber Liama ist das Weib Saadis, sie kann dich also gar nicht heiraten!"

„Die Trauung wurde nur vom Scheik vollzogen, nicht vom Imam; sie gilt nicht, wenn Liama sich von Saadi trennt. — Willigt ihr in mein Begehr?"

„Wirst du Wort halten?" fragte die Mutter nach innerem Kampf.

„Ja!"

„Schwöre es mir!"

„Ich schwöre es beim Bart des Propheten."

Liama rang die Hände.

„Er mag schwören, ich gehe doch nicht mit ihm!"

„Willst du die Mörderin deines Vaters sein?" jammerte die Mutter auf.

„Ich kann nicht! — Ich gehöre zu Saadi!"

„Nein; er gibt dich frei, um dich zu retten!" sagte Henri lauernd.

„Beweise es!" rief die Mutter.

„Auch der Scheik befiehlt euch, zu tun, was ich verlange, damit er sein Leben nicht verliere."

„Beweise es!"

„Hier!"

Er zog aus der Tasche ein Stück Pergament, das in französischer Sprache und arabischer Schrift beschrieben war.

„Hier ist das Schriftstück, das unser Befehlshaber, der Scheik und Saadi unterschrieben haben. Kennt ihr das Siegel des Scheiks?"

„Ja!"

„So seht her und lest diese Schrift!"

Die Mutter konnte nicht lesen, aber Liama buchstabierte den Befehl ihres Vaters und ihres Mannes zusammen. Beide geboten ihr, augenblicklich mit dem Überbringer dieses

Schreibens zu gehn, um Mann und Vater zu retten und so ein Allah wohlgefälliges Werk zu tun.

„Kennt ihr auch die Hamaïls des Scheiks und Saadis?" fragte er weiter.

„Ja."

Unter Hamaïl versteht man eine Abschrift des Koran, die sich die Pilger in Mekka kaufen und dann während der ganzen Lebenszeit am Hals tragen. Nur in der alleräußersten Not gibt der Moslem dieses Hamaïl in fremde Hand.

„Hier sind sie beide!"

Bei diesen Worten reichte er ihnen die zwei Bücher hin, die sie sofort erkannten.

„Ich glaube dir!" sagte die Mutter unter Tränen.

Sie ahnte nicht, daß das Schreiben gefälscht war, und daß der Schurke den beiden Gefangnen Siegel und Hamaïl mit Gewalt entrissen hatte.

Liama warf sich schluchzend auf den Boden.

„O Allah, o Allah!" rief sie. „Sie gebieten es mir, aber ich kann dennoch nicht! O Allah, Allah, was soll ich tun?"

„Gehorchst du nicht, so müssen sie sterben!" drohte er kaltherzig.

„Meine Tochter, gedenke deiner Pflicht!" wehklagte die Mutter.

„Sonst ist sie eine doppelte Mörderin! — Ich werde vors Zelt treten, um euch eine kleine Weile zur ruhigen Überlegung allein zu lassen. Beredet euch und tut dann, was ihr beschlossen habt! Aber zögert nicht lange, die Zeit ist kostbar!"

Er trat hinaus.

Da krachte draußen vor dem Lager eine Gewehrsalve. Ein einziger, aber vielstimmiger, schriller Angstschrei ertönte durchs Lager. Henri ging zurück ins Zelt. Liama stand totenbleich inmitten des Raums.

„Wer hat geschossen? Was hat man getan?" fragte die Mutter.

„Man hat die ersten fünf Mann soeben erschossen", antwortete er.

„Oh, Allah! Ist der Scheik dabei?"

„Noch nicht; aber in zwei Minuten werden wieder fünf Mann fallen, und der Scheik und Saadi werden dabei sein."

„Liama geht mit!" rief die Mutter in unmenschlicher Qual.

In tiefster Verzweiflung ließ das junge Weib den Kopf auf die Brust sinken.

„So ziehe dich zur Reise an! Ich werde unterdessen das Zeichen geben, daß man die beiden verschonen soll!"

Einige Zeit später öffnete sich der Ring, den die Chasseurs bildeten. Man ließ zwei Pferde und ein Kamel durch. Auf den Gäulen saßen Richemonte und sein Vetter, und das Dschemmel trug eine Atuscha, in der ein Weib unter heißen Tränen vor Leid und Weh zu sterben meinte. — — —

*

Die letzte Salve war längst verhallt. Todesschweigen lag über den verwaisten Zelten. Die Nacht senkte sich auf die Wüste.

Ein paar scharfe Befehle — die Chasseurs d'Afrique hielten in Reih und Glied, die Flinten, mit denen sie das schauerliche Strafgericht vollzogen, über den Schultern.

„En avant!"

Langsam setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und bald war er im Dämmerlicht der Sternennacht am Rand des Sehkreises verschwunden.

Da erhob sich aus einer Sandmulde eine hagere, geschmeidige Gestalt; sie warf die Fäuste in die Luft und

stand so minutenlang wie eine Bildsäule. Nur die Lippen bewegten sich — sie sandten einen wilden Schwur hinauf zu Allah, dem Unbegreiflichen, dem Allerbarmer und dem Allrächer.

Es war Hassan, der Zauberer, der dank seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten dem grausamen Schicksal seiner Stammesgenossen entgangen war.

Ihm zu Füßen, eine französische Kugel in der Brust, lag Saadi in der Mulde. Hassan hatte ihn heimlich unter den Toten hervorgezogen und ihn durch einen starken Kräutersaft wieder ins Bewußtsein zurückgerufen. Nun lag er erschöpft auf dem Haïk des Zauberers und schlug die Augen zu neuem Leben auf, zu einem grausamen und bittern Leben der Einsamkeit — denn die, die er liebte und sein Eigen gewesen war, zog mit einem andern Mann in das Land der Giaurs.

8. Der Günstling des Kaisers

Seit den letzterzählten Ereignissen waren abermals einige Jahre vergangen. Nach wie vor lebte Rittmeister Hugo von Greifenklau, der einstige Liebling des alten „Marschall Vorwärts", in stiller Zurückgezogenheit auf seinen beiden benachbarten Gütern. Er genoß an der Seite Margots ein Glück, wie es nur wenigen Irdischen beschieden ist.

Ein einziges Mal wurde es getrübt, als Margots Mutter, Frau Richemonte, starb. Dann und wann noch fiel ein leichter Schatten auf das Glück — und das geschah, wenn Hugo sich mit jener leeren, dunklen Stelle beschäftigte, die infolge des empfangenen Hiebs in seinem Gedächtnis zurückgeblieben war.

Stundenlang saß er dann mit dem Kutscher Florian Rupprechtsberger, der ihm aus Jeannette nach Preußen gefolgt war, beisammen, um über diesen unaufgeklärten Punkt zu verhandeln; aber vergebens, denn es war und blieb ihm unmöglich, sich auf den Ort zu besinnen, wo er die Kriegskasse vergraben hatte. Wenn dann Margot dazukam, so ahnte sie stets, was der Gegenstand des Gesprächs gewesen war. Sie legte dem Gatten den Arm um den Nacken und meinte gewöhnlich in bittendem Ton:

„Ich vermute, daß du wieder über diese Kriegskasse nachgedacht hast. Ist es nicht so, lieber Hugo?"

„Leider, ja!" pflegte er dann ein wenig bedrückt zu antworten.

„Laß das doch endlich auf sich beruhn! Wie oft habe ich

dich schon darum gebeten, und doch willst du mir nicht diesen Gefallen tun!"

„Ich möchte wohl gern, das darfst du mir glauben; indes wenn der Gedanke kommt, so habe ich nicht die Macht, ihn von mir zu weisen."

„Es ist aber überflüssig und vergeblich. Selbst wenn du dich auf den Ort besinnen könntest, dürftest du den Schatz ja doch nicht heben."

„Warum nicht?"

„Weil die Kriegskasse französisch ist. Ihre Aneignung würde ein Diebstahl sein. Anders wäre es allerdings, wenn sie deutsches Eigentum gewesen wäre."

„Ich kann dir nicht unrecht geben. Aber auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen wäre es vorteilhaft für mich, wenn ich mich auf den Ort besänne. Ich könnte eine bedeutende Belohnung von Frankreich erlangen, wenn ich anzugeben vermöchte, wo eine solche Summe zu finden ist."

„Laß das gut sein, lieber Hugo! Wir brauchen doch diese Belohnung nicht."

Auf diese Bemerkung pflegte der alte Rittmeister nicht zu antworten; er tat, als sei er beruhigt, aber im stillen sann und grübelte er weiter.

Margot hatte recht; ihre beiden Güter brachten ihnen ein, was sie brauchten. Übrigens hatten sie den großen Meierhof Jeannette von der verstorbnen Baronin de Sainte-Marie geerbt. Diesen Besitz hatten sie im Lauf der Jahre sehr verbessert und einem tüchtigen Pächter übergeben. Er stand jetzt viel höher im Wert als vorher, obgleich sie sich dort, da der Hof in Frankreich lag, nur selten sehn ließen.

Gebhard war glücklich aus Afrika zurückgekehrt. Er hatte die Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlicht und sich dadurch einen ehrenvollen Ruf erworben. Das veranlaßte ihn, auf diesem Gebiet weiterzuarbeiten, obwohl er in-

zwischen zum Hauptmann befördert wurde. Er nahm zunächst wiederum Urlaub, um sich an einer andern kleinen Forschungsreise zu beteiligen, und kam dann um seinen Abschied ein, weil er voraussichtlich im Dienst der Wissenschaft oft lange Zeit im Ausland weilen mußte.

Mit Ida de Rallion fand Gebhard in seiner Ehe dasselbe Glück, das seine Eltern in ihrer Vereinigung gefunden hatten. Freilich sah Ida es nicht gern, daß ihr Gatte oft von der Heimat fern war; aber sie freute sich seines Ruhms und fühlte doppelte Seligkeit, wenn er zu ihr zurückkehrte. Während er in fernen Gegenden weilte, fand sie Trost bei den geliebten Schwiegereltern, und die Zeit des Wartens wurde ihr nicht lang bei der Erziehung ihres Söhnchens, zu dem sich später noch eine Tochter gesellte.

Ihr Sohn hatte den Namen Richard erhalten. Vater und Mutter hingen in vereinter Liebe an ihm und dem kleinen Schwesterchen Emma, und doch schien es, als ob ihre Zärtlichkeit von den Großeltern noch überboten werde.

Während so die Familie Greifenklau sich eines reinen und beinah ungetrübten Glücks erfreute, zog sich im Südwesten eine schwere Wetterwolke gegen sie zusammen.

Napoleon III. war erst Präsident und dann Kaiser von Frankreich geworden[1]). Dieses Ereignis nahmen zwei Männer, die bisher vergeblich auf eine Erfolg versprechende Gelegenheit gewartet hatten, mit Freuden wahr, ihre Pläne in Ausführung zu bringen: Kapitän Richemonte und sein Verwandter und Adoptivsohn Henri, der sich in Afrika Mahmud Ben Ali genannt hatte. Beide erachteten den Zeitpunkt als günstig für ihre Rückkehr. Sie holten den Schatz des Marabut aus seinem Versteck und wandelten seinen Inhalt in den Hafenstädten unauffällig in die geltende Währung um.

[1]) Napoleon III. hielt am 2. Dez. 1852 seinen feierlichen Einzug in Paris, nachdem am 7. November durch Senatsbeschluß das Erbkaisertum wiederhergestellt worden war.

Sobald der Neffe des großen Korsen Kaiser geworden war, ließ sich vermuten, daß für alle, die an den Überlieferungen des ersten Kaiserreichs festgehalten hatten und Anhänger Napoleons I. gewesen waren, nun endlich die längst ersehnte Zeit gekommen sei, sich geltend zu machen. Und sie hatten recht. Der Neffe, der keineswegs den gewaltigen Geist des Onkels besaß, suchte doch sein Nachahmer zu sein.

Der Stand der Dinge in Europa war ihm günstig. Das Flittergold seiner Krone schien edles Metall zu sein, und die Glasflimmer, mit denen er sich schmückte, warfen einen Glanz, daß man sie für echte Diamanten hielt. Hatte der Onkel durch die Gewalt seines Geistes sich zum Schiedsrichter der halben Welt aufgeworfen, so gelang es dem Neffen, durch verschlagne Taschenspielerstückchen die Völker und Staatsmänner zu täuschen. Man staunte, man war verblüfft; man bewunderte ihn.

Napoleon I. hatte es verstanden, Größenmenschen zu sich emporzuziehn, selbst wenn er sie in der niedersten Klasse des Volks suchen mußte; auch hierin ahmte ihn der Neffe nach, indem er nicht versäumte, sich Werkzeuge zu schaffen, die er für geeignet hielt, dem falschen Glanz seines Throns noch einen kleinen Strahl hinzuzufügen. Welchen Wert diese Männer hatten, zeigte sich erst, als der Thron zusammenbrach.

Beachtenswert und im Hinblick auf die spätere Geschichte seltsam ist das Urteil, das Erzherzog Max von Österreich, der spätere Kaiser von Mexiko, gelegentlich seines ersten Besuchs bei Napoleon über ihn fällte. Schon das Äußere des Kaisers mißfiel ihm sehr. Er schrieb:

„Die kleine, unansehnliche Gestalt, das durch und durch nicht edle Äußere, der schleppende Gang, die unschönen Hände, der schlau suchende Blick der matten Augen, alles dies bildet eine Mischung, die nicht geeignet war, jenen ersten Eindruck günstiger zu gestalten."

Auch die Kaiserin Eugenie, die ehemalige spanische Gräfin von Montijo, vermochte Max von Österreich nicht zu blenden.

„Ihre unleugbare große Schönheit, der allerdings die Kunst stark zu Hilfe kommt, läßt den spanischen Typus nicht verkennen. Sie hat viel Rasse, ihrem ganzen Wesen fehlt aber die Hoheit der Kaiserin, und der Eindruck, den ihre Erscheinung auf mich hervorbrachte, war verdunkelt durch die kaiserlichen Erinnerungen an Wien."

Max spielte mit diesen Worten offenbar auf die edle Erscheinung seiner Schwägerin, der Kaiserin Elisabeth, an.

Der österreichische Erzherzog hat später freilich dieses erste Urteil über Napoleon zu dessen Gunsten geändert, aber — zu seinem eignen Verderben: der Weg, den ihm Napoleon wies, führte in gerader Linie vom mexikanischen Kaiserthron vor die Mündung der mexikanischen Gewehre. — —

Seit geraumer Zeit gehörte zu den Günstlingen des Kaisers und der Kaiserin von Frankreich auch Graf Jules Rallion, der sich dem Zweikampf mit Gebhard von Greifenklau durch eine überstürzte Auslandsreise entzogen hatte. Später setzte er die Bewerbung um seine Base Ida fort, wurde aber mit Verachtung zurückgewiesen und hatte mit Grimm sehn müssen, daß der Deutsche seine schöne Verwandte als Frau in sein Vaterland führte.

Seit jener Zeit haßte er Greifenklau noch mehr, und dieser Haß erstreckte sich auch auf Kunz von Eschenrode, der es verstanden hatte, das Herz Hedwigs und ebenso auch das der alten, strengen Tante zu gewinnen. Graf Jules Rallion wußte sich aber in die Gunst der Kaiserin einzuschmeicheln, und bald war es allgemein bekannt, daß die Stimme des Grafen das beste Mittel sei, sich das Kaiserpaar geneigt zu machen.

Kapitän Richemonte, schlau und rücksichtslos, wie er war, fand bald Gelegenheit, sich dem Grafen auf eine verbindende

Weise nützlich zu machen. Er erhielt Zutritt in dessen Gemächer, und es wurde ihm nicht schwer, Einfluß auf den charakterschwachen Günstling zu gewinnen.

Bei Gelegenheit erzählte er ihm von dem Baron de Sainte-Marie, der als Marabut gestorben sei und einen Sohn hinterlassen habe, der sich als rechtmäßiger Besitzer des Meierhofs Jeannette auszuweisen imstande sei. Als Richemonte weiter berichtete, daß Bonaparte eine Nacht auf jener Besitzung zugebracht und dabei sein Herz verloren habe, horchte Graf Rallion auf.

„An wen, Kapitän?"

„An meine Schwester."

„Wie? Sie haben eine Schwester? Und eine Schwester, die von Bonaparte geliebt wurde? Und Sie haben sie mir noch nicht vorgestellt? Das muß ich sehr übel vermerken, Kapitän. Eine Dame, die die Zuneigung des großen Kaisers besessen hat, würde Liebkind am hiesigen Hof sein. Das ist eine Unterlassungssünde!"

„Ich hätte sie nicht begangen, Verehrtester, wenn es mir möglich gewesen wäre, Ihnen die Schwester vorzustellen. Sie lebt leider in Deutschland."

Rallion blickte den Kapitän erstaunt an:

„In Deutschland? Wie kommt es, daß sie es sich bei den Feinden ihres kaiserlichen Geliebten gefallen läßt?"

„Sie ist der Zuneigung des Kaisers nicht wert gewesen; sie hat sich ablehnend verhalten und Seiner Majestät einen deutschen Leutnant vorgezogen."

„Ah, sie ist in Deutschland verheiratet! Welch ein Unsinn! Sie verkehren nicht mit ihr?"

„Nein. Ich denke aber, jetzt wenigstens aus der Ferne und durch den Sachwalter mit meinem Schwager in Verhandlung zu treten; denn diese verhaßte Familie ist es, die sich in den Besitz jenes Meierhofs Jeannette gesetzt hat,

dessen rechtmäßiger Eigentümer eigentlich der Baron de Sainte-Marie ist, von dem ich Ihnen erzählte."

Der Graf machte eine Bewegung der Überraschung.

„Ah, ist es so? Das wäre ein Umstand, der hier sehr in Betracht zu ziehn sein dürfte. Wie heißt Ihr Schwager?"

„Greifenklau."

Der Graf sprang unter allen Zeichen der höchsten Überraschung auf.

„Greifenklau?"

„Ist Ihnen der Name bekannt?"

„Oh, mehr als bekannt! Wie ist der Vorname?"

„Hugo."

Der Graf sann einen Augenblick nach.

„Ich lernte einst bei meiner Tante einen Leutnant von Greifenklau kennen, der erzählte, daß sein Vater viel mit dem Marschall Blücher verkehrt habe."

„So hat er Hugo von Greifenklau gemeint und ist sein Sohn gewesen."

„Er nannte sich — warten Sie — Gepar — Gebhard."

„Das stimmt. Ich bin zwar jetzt nicht in Deutschland gewesen, aber ich habe Erkundigungen über die Familie eingezogen. Hugo von Greifenklau hat einen Sohn, der Gebhard heißt."

„Und jetzt besinne ich mich, bei meiner Tante gehört zu haben, daß Greifenklau, der Vater, eine gewisse Margot Richemonte geheiratet hat."

„Das eben ist meine Schwester. Der Sohn, jener Gebhard, hat eine Dame Ihres Namens, die Französin ist, eine gewisse Ida de Rallion zur Frau genommen."

Das Gesicht des Grafen verfinsterte sich. Es war darin der Ausdruck eines tiefen, unversöhnlichen Hasses.

„Diese Ida de Rallion war meine Base", sagte er.

Der Kapitän warf einen lauernden Blick auf den Grafen.

„Ich hoffe nicht, daß Sie an dieser Base, die man eine Abtrünnige nennen muß, viel verloren haben!“ sagte er schlau.

Der Graf ballte die Faust.

„Wir waren so gut wie versprochen miteinander. Aber wenn Ihre Schwester einen deutschen Leutnant dem Kaiser vorgezogen hat, so darf ich mich über meine Base nicht allzusehr wundern! Doch seitdem hasse ich alles, was Greifenklau heißt und mit dieser Sippe in Verbindung steht!“

Der Kapitän nickte. Er ließ jenes Fletschen der Zähne sehn, das bei ihm in Augenblicken des Grimms zu bemerken war.

„Mein Haß begegnet dem Ihrigen“, sagte er, Rallion mit verstecktem Blick beobachtend. „Ich gäbe viel darum, wenn ich ein Mittel wüßte, die ganze Brut zu verderben!“

„Das ist ja auch mein Wunsch! Leider reicht mein Einfluß nicht weit genug. Man darf die Faust in der Tasche ballen, weiter nichts.“

„Und doch hätten wir grad jetzt die beste Gelegenheit, diesen Greifenklaus einen Streich zu spielen“, meinte Richemonte nachdenklich.

„Wieso?“

„Indem wir sie zwingen, Jeannette herauszugeben.“

„Ah, wirklich! — Aber dann müßte Ihr Schützling vorher als Baron de Sainte-Marie anerkannt sein.“

„Dem steht nichts im Weg. Wir haben ja die klarsten Beweise in den Händen. Wenn Sie erlauben, werde ich sie Ihnen vorlegen und Ihnen dabei auch den vorstellen, den Sie meinen Schützling nennen.“

„Ich bitte Sie darum! Es wird mir nicht schwer werden, den Kaiser für ihn einzunehmen. Ja, ich hoffe sogar, daß dieser mit Ihnen und ihm zu sprechen verlangt. Er wird

sofort auch für Sie Teilnahme empfinden, wenn ich ihm mitteile, daß Ihre Schwester die Augen Bonapartes auf sich gezogen hat. Wollen Sie mir nicht erzählen, auf welche Weise Ihre Schwester dem Kaiser begegnete?"

Richemonte berichtete und fügte Ausschmückungen und Einschiebungen hinzu, die ihn selbst in einem günstigen Licht, die Greifenklaus aber in einem desto gehässigeren erscheinen ließen.

„Seltsam, höchst seltsam!" rief Rallion. „Ich will Ihnen gestehn, lieber Kapitän, daß Sie mir gleich im Augenblick unsrer ersten Begegnung Teilnahme eingeflößt haben. Jetzt verstehn wir einander noch besser, und ich denke, daß eine Gelegenheit kommen wird, unsern Gefühlen einen Ausdruck zu geben, der dieser deutschen Familie nicht angenehm sein wird. Ich bin heute zur Kaiserin befohlen und werde nicht versäumen, die Angelegenheit des Barons de Sainte-Marie zum Vortrag zu bringen. Führen Sie den Sohn unverweilt zu mir, und dann werde ich Ihnen morgen vormittag mitteilen, welche Hoffnungen wir hegen dürfen!"

Der Erfolg war, daß der Kaiser den Kapitän Richemonte zu einer Unterredung befahl, bei der auch die Kaiserin zugegen sein sollte. Sie war begierig, etwas über die letzte Liebe Napoleons zu erfahren, und erwärmte sich daher schon im voraus für den Mann, der ihr diesen Genuß bereiten sollte.

Richemonte verstand es, diese Gelegenheit zu nutzen. Er stellte seine damaligen Erlebnisse und Taten in ein glänzendes Licht, gab sich sozusagen als Märtyrer, und als er entlassen wurde, ging er mit der Gewißheit, daß er, der einst aus dem Heer Gestoßne, gerechtfertigt werde. Und was den angeblichen Sohn des in Afrika verstorbnen Barons de Sainte-Marie betraf, so hatte Napoleon III. sich alle auf ihn bezüglichen Papiere und Urkunden vorlegen lassen, sich nach

deren Durchsicht befriedigt erklärt und das Versprechen gegeben, diese Angelegenheit in die besten Hände zu legen.

*

Um diese Zeit befand sich Gebhard von Greifenklau in der Heimat, und so war es die vollzählige Familie, die von der amtlichen Mitteilung getroffen wurde, daß ein Sohn des einst verschwundenen Sainte-Marie aufgetaucht sei und die Rückgabe des ihm rechtmäßigerweise zukommenden Erbes verlange.

Es wurde sofort der Rat eines tüchtigen Rechtskundigen eingeholt; er bestand in einem Achselzucken. Darauf ging die Nachricht ein, die betreffende Person habe sich einwandfrei als Sohn des Barons ausgewiesen und sei vom Kaiser Napoleon selbst als solcher anerkannt worden. Sollte man einen langwierigen Aktenkampf beginnen, dessen Ende gar nicht abzusehn war? Nein! Greifenklau, Vater und Sohn, entschlossen sich, den Meierhof abzutreten, und sie mußten noch froh sein, daß ihnen nicht auch zugemutet wurde, für die Zeit, während der er in ihrem Besitz gewesen war, Entschädigung zu zahlen.

Es war das kein geringer Verlust, der sie traf, doch sie verschmerzten ihn bei dem Gedanken, daß sie durch ihn noch lange nicht verarmt seien. Besaßen sie doch ihre zwei preußischen Güter, die ihnen niemand nehmen konnte.

Niemand? Wie geschieht grad das oft, was für unmöglich gilt! Der erste Blitz, den die im Südwesten aufgegangne Gewitterwolke entsendete, hatte getroffen, wenn auch nicht zerstörend gewirkt. War aber dadurch die elektrische Spannung ausgeglichen worden? — — —

9. Teufliſche Ränke

Man ſchrieb das Jahr 1854.

Der falſche Baron de Sainte-Marie hatte längſt den Beſitz der Meierei angetreten, jedoch nicht ſelbſtändig, ſondern unter der heimlichen Bevormundung des alten Kapitäns. Dieſer hatte ein doppeltes Ziel erreicht. Er war, wenn auch nicht der rechtliche, ſo doch der tatſächliche Gebieter von Jeannette geworden und hatte ſich zugleich an ſeinem Todfeind gerächt.

Der Baron ſpielte in jeder Beziehung eine jämmerliche Rolle, freilich ohne ſich ihrer zu ſchämen. Ein einziges Mal hatte er es gewagt, dem Kapitän Widerſtand leiſten zu wollen, war aber aufs entſchiedenſte zurückgewieſen worden. Der Kapitän hatte ihm erklärt, daß er hier auf dem Meierhof nichts zu ſagen habe.

„Aber wer iſt der Herr?“ hatte Henri gefragt. „Du oder ich?“

„Ich!“

„So? Und wer iſt der Baron?“

„Du biſt es, aber durch einen Mord. Du haſt den Sohn des Einſiedlers erſchoſſen und dich an ſeine Stelle geſetzt. Ich will dir ein für allemal ſagen, daß du mich nicht beherrſchen kannſt. Hüte dich, mich zu reizen! Der Verſuch dazu würde dich deine Baronie koſten.“

„Willſt du etwa damit ſagen, daß du mich als Mörder anzeigen würdeſt?“

„Ja, nichts andres."

„Du haſt mir dabei geholfen!"

„Beweiſe es!"

„So beweiſe, daß ich der Mörder war, ohne daß du dabei gezwungen ſein wirſt, deine Mittäterſchaft einzugeſtehn!"

„Rede nicht kindiſch! Ich werde es dir natürlich nicht ſagen, wie ich es anfangen würde, dich unſchädlich zu machen. Du weißt genau, daß du mir nicht gewachſen biſt, und das iſt genug. Sei froh, daß du überall als Baron de Sainte-Marie betrachtet wirſt und ein behagliches und ſorgenfreies Leben führen kannſt, und ſei ferner froh, daß ich dir deinen glühendſten Wunſch erfüllt habe, das ‚ſchönſte Weib der Erde' zu beſitzen!"

„Du meinſt Liama?"

„Wen ſonſt?"

„Du weißt, daß ſie nur dem Namen nach mein Weib geworden iſt!"

„Das iſt nicht meine Sache, ſondern die deinige. Biſt du ein ſolcher Schwächling, ſo iſt das deine eigne Schuld."

Dieſe beiden Menſchen hatten Liama durch einen gemeinen Betrug aus ihrer Heimat gelockt. Sie war ihnen in der Überzeugung gefolgt, dadurch ihren Vater und den geliebten Mann zu retten. Später erſt war ſie mißtrauiſch geworden und ihr der Zweifel gekommen, ob das gegebene Verſprechen erfüllt worden ſei. Sie hatte nach Beweiſen verlangt, daß ihr Mann und ihr Vater am Leben geblieben ſeien; dieſe Beweiſe waren ihr nicht geliefert worden. Hatte ſie die beiden Richemontes ſchon früher gehaßt, ſo wuchs ihr Abſcheu immer mehr. Es kam ihr der Gedanke an Flucht; aber wie ſollte ſie dieſe bewerkſtelligen? Sie verſtand kein Wort Franzöſiſch und wurde ſtets wie eine Gefangne gehalten. Der Kapitän war von allem Anfang an gegen die verblendete Leidenſchaft Henris geweſen,

hatte indes dennoch Gründe gehabt, ihr zu willfahren; aber er sah gar wohl ein, in welcher Gefahr er sich Liama gegenüber stetig befand, und so war es kein Wunder, daß er ihr feindlich gesinnt blieb und sie fest im Auge behielt.

Dennoch aber hätte das arme, betrogne Weib seinen Entschluß zu fliehn ausgeführt, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das sie zwang, noch auszuhalten. Sie wurde Mutter und gab einem Mädchen das Leben, in dessen Gesicht sie die Züge ihres Saadi wiederzusehn glaubte. Das linderte ihr Elend, und sie lebte nur noch in dem kleinen Wesen.

Diese Liebe war es auch, die ihr die Kraft und Ausdauer verlieh, sich den Ansprüchen des Barons zu widersetzen. Er besuchte sie täglich wiederholt in den Räumen, die ihr ausschließlich angewiesen waren, und die sie nicht verlassen durfte; aber mit dem Scharfsinn des Naturkindes erkannte sie seine Schwäche und erriet, daß er dem Kapitän gegenüber vollständig machtlos war, in dessen Händen auch sie sich befand.

Je fester sie widerstand, desto mehr steigerte sich die Leidenschaft des Barons. Es gab Augenblicke, in denen er sich fast sinnlos gebärdete. Dazu kamen Bilder aus der Vergangenheit, die ihn des Nachts ängstigten. Finstere, drohende Schatten bevölkerten seine Träume, Schüsse knallten, Blut umspritzte ihn, und wenn er erwachte, war es ihm, als ob er mit wirklichen Gestalten zu kämpfen gehabt hätte. Er stöhnte und wimmerte leise vor sich hin, und es gab nur einen, der ihn zum Schweigen brachte — der alte Kapitän, der erst zu Drohungen, dann aber zu Tätlichkeiten griff, um die Geister zu bannen, die sich des Barons bemächtigt hatten.

Diese Anfälle traten immer öfter auf. Es kam vor, daß der Baron selbst durch die angegebnen Mittel nicht

zur Ruhe und zum Schweigen gebracht werden konnte. In diesem Zustand der Angst und Verzweiflung verlangte er nach Liama, und der alte Richemonte war klug genug, sich diesem Wunsch nicht zu widersetzen. Ihr bloßer Anblick genügte, ihn zu beruhigen und ihm den Gebrauch seiner Sinne zurückzugeben.

Dies rettete ihr vielleicht das Leben. Der Kapitän kannte ihren glühenden Wunsch nach Befreiung aus ihren Fesseln. Ihr Entweichen aber wäre sein Verderben gewesen, und da ihre immerwährende, unausgesetzte Bewachung nicht leicht war, so ließ sich bei seiner Gewissenlosigkeit wohl vermuten, daß er zu dem Entschluß kommen könne, sich durch eine Gewalttat seine Sicherheit wiederzugeben. Aber ebenso gefährlich war ihm der Wahnwitz des Barons; und da dessen Ausbrüche nur durch Liama beruhigt werden konnten, so war es notwendig, sie leben zu lassen.

Das Kind Liamas wurde schweigend vom Baron anerkannt und auf den Namen Marion getauft. Sein junges Leben bildete die Kette, wodurch die unglückliche Mutter in ihrer Gefangenschaft festgehalten wurde. Es wäre ihr niemals in den Sinn gekommen, ohne das Kind zu fliehn; das erkannte der Kapitän, und daher bewachte er die kleine Marion noch sorgfältiger als ihre Mutter und bedeutete dieser außerdem, daß der geringste Ungehorsam gegen ihn dem Mädchen das Leben kosten werde. Das war mehr als genug, jeden Fluchtgedanken in Liama zu ersticken.

Der Bevölkerung der Umgegend war wohl bekannt geworden, daß der Baron verheiratet war, doch das Weitere ging ja keinen Menschen etwas an. Zwar gelang es zuweilen jemand, die schöne, geheimnisvolle Frau zu erblicken; aber warum sie sich in so großer Verborgenheit hielt, das versuchte man nicht zu ergründen. Der Baron hatte eben seine Schrullen.

Selbst wenn Graf Rallion nach Jeannette kam, wurde Liama nicht zur Gesellschaft gezogen. Ein kleiner Umstand hätte ja leicht alles verraten können. Daß der Graf einmal eindringlich nach der Baronin verlangen werde, stand nicht zu erwarten. Er erkundigte sich in höflicher, aber gleichgültiger Weise nach ihr, wenn er kam; er ließ sich ihr empfehlen, wenn er wieder abreiste; das war alles.

Dieses Verhalten war leicht zu erklären.

Graf Rallion und der Kapitän hatten sich nach und nach immer besser kennengelernt. Jeder erblickte in dem andern ein höchst brauchbares Werkzeug. War der Graf feig und schwach, so war der Kapitän frech und rücksichtslos. Rallion hielt es am liebsten mit der weniger gefährlichen Hinterlist, während der andre vor keiner Gefahr zurückbebte, wenn es galt, ein Ziel zu erreichen. So ergänzten sich beide, sobald ihre Wünsche dieselben waren, und dieser Fall kam nicht selten vor.

Sooft sie beieinandersaßen, kam die Rede auf die Familie Greifenklau. Beide fühlten sich sehr befriedigt darüber, daß es ihnen gelungen war, ihr den Meierhof Jeannette zu entreißen; aber noch weit größre Freude hätten sie empfunden, wenn ihnen die Mittel geworden wären, diese verhaßte Familie ganz und gar zu verderben.

So befanden sie sich einst bei einer abermaligen Anwesenheit des Grafen im Zimmer des Kapitäns und unterhielten sich über diese Angelegenheit. Sie suchten mit wahrhaft höllischem Scharfsinn nach einem Weg, auf dem es möglich sei, eine vollständige Rache auszuüben. Aber all ihr Sinnen und Forschen führte zu keinem befriedigenden Ergebnis. Daher gingen sie mißmutig auseinander, um sich schlafen zu legen.

Der Kapitän hatte die Gewohnheit, stets, bevor er sich zur Ruhe begab, seine geschäftlichen Angelegenheiten in

Ordnung zu bringen. Er hatte heut von einem Getreidehändler eine größere Summe Geldes geschickt bekommen, die von ihm noch nicht nachgezählt und gebucht worden war. Darum schloß er den Laden, setzte sich an den Schreibtisch und zog das Geld hervor.

Die kleine Arbeit war bald getan, und eben hatte er die Summe wieder verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt, als es ihm war, als ob er draußen auf dem Gang leise Schritte vernehme.

Er lauschte. Wirklich, draußen schlich sich jemand näher und hielt vor seiner Tür an. Wer war das? Kam ein Diener, um ihm noch etwas zu melden? Das war sehr unwahrscheinlich. Er hatte Geld gezählt; der Gedanke an einen Dieb lag ihm daher nahe. Rasch entschlossen löschte er das Licht, nahm den Revolver, der stets geladen auf seinem Nachttisch lag, und legte sich angekleidet ins Bett.

Den Revolver schußbereit, harrte er still und bewegungslos der Dinge, die da kommen sollten.

Er brauchte nicht lang zu warten, da bemerkte er, daß fast unhörbar von außen ein Schlüssel eingesteckt wurde. Er hatte den seinigen von innen abgezogen und dann den Nachtriegel vorgeschoben. Nach seiner Ansicht war es also unmöglich, ins Zimmer zu gelangen, da der Riegel ja nicht mit einem Schlüssel beseitigt werden konnte. Aber er täuschte sich. Zu seinem Erstaunen hörte er, daß sich der Riegel leise bewegte, und ein kühler Luftzug, der hereindrang, verriet ihm trotz der Dunkelheit, daß die Tür geöffnet worden war.

Er lauschte in atemloser Spannung. Eine ganze Weile war nicht der Hauch eines Geräuschs zu vernehmen. Es war klar, daß der Eindringling unter der Tür stand, um zu horchen, ob der Kapitän fest schlafe. Dieser ließ daher jetzt ruhige, gleichmäßige Atemzüge hören.

Fast unhörbare Schritte nahten sich langsam, und dann erhellte ein plötzlicher Lichtstrahl das Zimmer.

Der Kapitän hielt das eine Auge fest geschlossen; das andre aber, das mehr im Schatten war, öffnete er ein wenig und gewahrte so einen Mann, der ungefähr drei Fuß vor seinem Bett stand und den Schein einer rasch geöffneten Blendlaterne darauf fallen ließ. Eine Waffe war nicht zu sehn. Er hatte eine Maske vorm Gesicht und beobachtete den Kapitän.

Richemonte setzte sein ruhiges Atmen fort, war aber bereit, bei der geringsten gefährlich erscheinenden Bewegung des Eingedrungenen die Hand mit dem Revolver unter der Bettdecke hervorzustrecken.

Der Verlarvte schien befriedigt. Er wendete sich ab und trat unhörbar zum Schreibtisch. Dabei fiel der Schein der Laterne auf die Tür, und der Kapitän bemerkte, daß diese zugeklinkt worden war. Der Dieb schien in seinem Handwerk sehr gewandt und erfahren zu sein.

Er griff in eine Tasche und zog einen Schlüssel hervor. Es zeigte sich, daß dieser genau in das Schloß des Geldfachs paßte. Der Mann öffnete, zog den Kasten auf und steckte das Geld zu sich und zwar mit einer Sicherheit, als ob er über die Verhältnisse aufs genaueste unterrichtet sei. Dann schloß er das Fach wieder, steckte den Schlüssel ein und schickte sich an, sich ebenso leise zu entfernen, wie er gekommen war.

Ihm dies zu gestatten, lag aber nicht in der Absicht des Kapitäns. Dieser war schlau genug einzusehn, daß er sich vor allen Dingen der brennenden Laterne bemächtigen müsse, wenn es ihm gelingen sollte, den Dieb zu fangen und einen jedenfalls gefährlichen Kampf im Finstern zu vermeiden. Er fuhr daher in dem Augenblick, wo der Mann sich vom Schreibtisch abwendete, aus dem Bett und mit

einem raschen Sprung an dem Dieb vorüber, dem er dabei die Laterne entriß. Sich zwischen ihn und die Tür stellend, ließ er den Schein des Lichts auf ihn fallen und hielt ihm zugleich den Revolver entgegen.

„Halt!"

Der Mann war so überrascht, daß er einige Augenblicke wie erstarrt stehnblieb. Dann aber drehte er sich zum Fenster um.

„Halt!" wiederholte der Kapitän. „Auch dort lasse ich dich nicht durch, mein Bursche!"

Da zog der Mensch ein langes Messer aus der Tasche und machte Miene, sich den Ausgang zu erzwingen.

„Steck die Waffe ein, Kerl, sonst schieße ich!"

Dieser Befehl war in einem so nachdrücklichen Ton gegeben worden, daß der Dieb die Hand mit der Waffe sinken ließ.

„Weg das Messer, sage ich — sonst schieße ich!" rief Richemonte nochmals. „Eins — zwei — dr—"

Er kam nicht dazu, die „drei" auszusprechen. Der Dieb mochte immerhin ein verwegner Kerl sein, aber er mußte doch einsehn, daß eine Kugel schneller ist als eine Messerklinge. Er steckte also die Waffe langsam wieder zu sich.

„Leg das Geld wieder auf den Schreibtisch!"

Der Dieb zögerte, als aber Richemonte ihm mit dem erhobnen Revolver drohend einen Schritt nähertrat, wendete er sich zum Tisch und legte die Beutel zurück.

„Nun die Maske ab!"

„Das tu ich nicht!"

Das waren die ersten Worte, die er hören ließ. Bei dem Ton dieser Stimme zuckte der Kapitän zusammen.

„Alle Teufel! Höre ich recht?" fragte er. „Du willst dein Gesicht also nicht sehn lassen, mein Bursche?"

„Nein!"

„Ah, du schämst dich, dein Gesicht zu zeigen, weil es jedenfalls schmachvoller ist, seinen Herrn zu bestehlen als einen Fremden. Hab ich recht, George?"

Keine Antwort.

„Nun", meinte der Kapitän, „wenn du weder sprechen noch dein wahres Gesicht zeigen willst, so ist das um so schlimmer für dich. Ich werde Leute herbeirufen, während ich im andern Fall diese Angelegenheit vielleicht unter vier Augen mit dir in Ordnung brächte."

Er war sonst nicht der Mann, solche Milde walten zu lassen; aber es war ihm im gegenwärtigen Augenblick ein Gedanke gekommen, der mehr wert war als die Genugtuung, einen Dieb bestraft zu sehen.

„Ist das wahr?"

„Ja!"

„So versprechen Sie es mir mit Ihrem Ehrenwort!"

„Unsinn! Einem Spitzbuben gibt man kein Ehrenwort. Das merke dir! Ich habe ja noch nicht gesagt, daß mit dem Ordnen unter vier Augen Straflosigkeit gemeint ist; aber es wäre dennoch möglich, wenn du mir unbedingt gehorchst. Versprechen werde ich nichts."

„Nun, ich bin ja doch in Ihrer Hand. Diesen verdammten Revolver hatte ich in meinem Plan nicht mit aufgeführt. Ich muß mich also auf Gnade oder Ungnade ergeben."

„Also fort mit der Larve!"

Jetzt gehorchte er gleich. Er nahm die Maske ab, und nun kam ein Gesicht zum Vorschein, das einem etwa dreißigjährigen Mann gehörte. Die Züge waren regelmäßig und beinah hübsch zu nennen.

„George!" sagte der Kapitän. „So habe ich mich doch nicht getäuscht, als ich glaubte, dich an der Stimme zu erkennen. Du bist wirklich ein schlechter Kerl."

„Das ist vielleicht recht gut für mich. Ich habe sehr oft

gesehn und erfahren, daß es den schlechtesten Menschen am besten geht, während die guten elend und unglücklich sind."

„Das ist aber nicht der regelrechte Verlauf der Dinge, und eine Ausnahme darf man sich nicht zur Richtschnur dienen lassen!"

„O doch! Die Ausnahme, die ich mir zum Vorbild genommen habe, werden Sie jedenfalls gelten lassen!"

„Und welche wäre das?"

„Sie selbst!"

„Ich? Tausend Donner! Mensch, werde ja nicht frech! Das könnte dir sehr üble Früchte eintragen."

Der Dieb lachte dreist.

„Wollen Sie mich wirklich zum Fürchten bringen, Herr Kapitän? Ich schlage vor, unsre derzeitige Lage in Ruhe zu besprechen."

Die Augen des Alten weiteten sich vor Erstaunen.

„Fast scheint es, als ob du glaubtest, mir hier mein Verhalten vorschreiben zu können, Schurke!"

„Vielleicht können Sie mich grad darum am besten gebrauchen, weil ich ein Schurke bin. Sie entsinnen sich doch, daß ich zuerst beim Grafen Rallion in Stellung war?"

„Wozu diese Frage? Die Empfehlung des Grafen war es ja, die mich bewog, dich in meine Dienste zu nehmen."

Der Diener hob die Schultern.

„Glauben Sie nicht etwa, daß Sie dem Grafen für diese Empfehlung Dank schuldig sind. Er war im Gegenteil sehr froh, mich loszuwerden."

„Und weshalb?"

„Das will ich Ihnen sagen. Der Graf benutzte mich zu allerlei Dingen, zu denen sich nicht jeder andre eignet. Ich gewann dadurch Einsicht in Verhältnisse, in die man nicht gern fremde Augen blicken läßt, und der Graf mochte merken, daß meine Hochachtung vor ihm desto tiefer sank,

je mehr er mich einweihte. Er sah sich genötigt, mich mit guter Miene zu entlassen, und da Sie ihm um dieselbe Zeit sagten, Sie wollten sich einen zuverlässigen und verschwiegnen Diener suchen, so wurde ich Ihnen von ihm sehr warm empfohlen. Dadurch war er mich auf gute Art los, ohne meine Rache heraufzubeschwören."

„Wenn das die Wahrheit ist, so schulde ich ihm allerdings sehr wenig Dank."

„Es ist wahr. Ich trat bei Ihnen ein und machte ganz dieselbe Erfahrung wie bei dem Grafen."

„Welche meinst du, Spitzbube?"

„Ich wurde zu besondern Diensten verwendet, ohne auch besonders belohnt zu werden. Ich hatte da zum Beispiel bei Ihnen den Wächter der Baronin und der kleinen Marion zu spielen. Das erforderte eine Tag und Nacht angestrengte Aufmerksamkeit; aber eine Belohnung wollte sich nicht einstellen —"

„Mensch, du hast die beste Anlage zum Galgenvogel!"

„Mag sein. Ich habe immer Unglück gehabt. Mein Ziel war, so viel zu verdienen, daß ich einmal sorgenfrei von meinem Einkommen leben könne; aber es rückte in immer weitere Ferne, bis ich auf den Gedanken kam, dem Glück ein wenig nachzuhelfen. Ich sah heute, welche Summe Sie empfingen. Einen Schlüssel zu Ihrem Schreibtisch hatte ich schon längst bereit —"

„Ah, so ist es!" dehnte der Kapitän. „Wer hat den Schlüssel gemacht?"

„Ich selber. Sie müssen nämlich wissen, daß ich ursprünglich Kunstschlosser bin. Heute nun wollte ich mir die erwartete Belohnung von Ihnen holen. Ich gebe zu: etwas unvorsichtig — hier aber sagte ich mir, daß ich, selbst wenn ich von Ihnen erwischt werde, nichts zu fürchten hätte. Und daß ich einen Augenblick erstarrt schien, war nicht eine

Folge der Furcht, sondern nur der augenblicklichen Überraschung!"

Der Kapitän ließ die Waffe fahren und ballte die Hände, als ob er bereit sei, zum Angriff vorzugehn. George aber zeigte nicht die mindeste Besorgnis; er trat vielmehr einen Schritt näher.

„Ich will nicht hoffen, daß Sie sich mit mir messen wollen. Ich bin nicht unerfahren im Handgemenge, da ich Soldat gewesen bin!"

„Was? Soldat warst du?" knirschte Richemonte. „Macht man auch Diebe zu Soldaten?"

„Jawohl! Diebe, Räuber und Mörder. Man macht sie nicht bloß zu Soldaten, sondern sogar zu Offizieren. Es ist möglich, daß es der größte Spitzbube bis zum Kapitän und Ehrenlegionär, vielleicht noch höher bringen kann!"

Jetzt endlich zeigte sich beim Alten jenes gefährliche Zähnefletschen.

„Wie meinst du das? Oder wen meinst du?"

„Wen? Hm. Das ist vielleicht nicht ganz gleichgültig. Ich will nur erwähnen, daß ich diese Erfahrung in Afrika, in Algerien gemacht habe."

Der Schnurrbart des Alten sank augenblicklich herab, und das Fletschen der Zähne war verschwunden.

„Wie?" fragte er. „In Afrika, in Algerien warst du? Als was?"

„Nun, als Chasseur d'Afrique!"

Da entfärbte sich der Kapitän. Sein Gesicht wurde leichenblaß. Er begann zu ahnen, daß George ihn selbst gemeint habe, als er sagte, daß der größte Spitzbube es bis zum Kapitän und Ehrenlegionär bringen könne.

„Mensch, warum hast du mir das nicht früher erzählt?"

„Weil ich nicht glaubte, daß Ihnen daran liegen würde."

„Wie lange warst du dort?"

„Lange genug, um ein wenig Arabisch zu lernen!"

Der Alte fuhr zurück. Erst bei diesen Worten Georges begann er das Richtige zu erfassen.

„Ah!" sagte er in tiefgrollendem Ton. „Du verstehst Arabisch?"

„So ziemlich."

„Du hast die Baronin bewachen sollen, und sie hat Arabisch mit dir gesprochen?"

„Nein, kein Wort!"

„Mit wem sonst?"

„Mit der kleinen Komtesse Marion."

„Lüge nicht!"

„Warum sollte ich lügen? Ich ersehe keinen Grund dazu."

„Wie könnte sie mit dem Kind sprechen, das ja kaum zu lallen versteht?"

„Hm! Haben Sie noch keine Mutter beobachtet? Haben Sie noch nie gesehn oder gehört, daß eine Mutter bereits mit ihrem Neugebornen spricht, um ihm süße Namen zu geben und ihm allerlei mitzuteilen, wie es eben nur eine Mutter versteht?"

„Unsinn! Kinderei!"

„Nein, kein Unsinn! Eine Mutter will sich mitteilen, und daher spricht sie mit dem Kind, obgleich sie weiß, daß es kein Wort versteht. Und wenn eine Frau, der es an Gesellschaft nicht mangelt, mit ihrem Kind redet, wird dann eine andre, die wie die Frau Baronin gefangengehalten wird, es nicht erst recht tun? Und was wird sie ihm erzählen?"

Das Auge des einstigen Chasseur d'Afrique war scharf und siegesgewiß auf den Alten gerichtet.

„Nun, was?" fragte dieser stockend.

„Sie wird ihm erzählen, warum sie so arm, so elend ist. Sie wird ihm von der Wüste erzählen, von der hingemordeten

Abteilung der Beni Aïssa, von Saadi, dem richtigen Vater des Kindes —"

„Verdammtes Weibsbild!"

„Von dem Fakihadschi Malek Omar", fuhr der Diener unbeirrt fort, „und von dessen Sohn oder Gefährten Mahmud Ben Ali, der aber gar nicht sein Sohn sein kann."

„Mensch, du träumst!"

„Oh, ich bin im Gegenteil sehr wach und munter. Aber in diesem Augenblick ist ja alles gleichgültig; es würde seine Bedeutung erst vor dem Richter erhalten. Für jetzt frage ich Sie bloß, ob Sie geneigt sind, mich als Einbrecher anzuzeigen."

Richemonte steckte die Hände in die Taschen, als ob er ihnen die Bewegung rauben müsse, um auch sein Inneres zur Ruhe zu bringen.

Er schritt mehrmals im Zimmer auf und ab, trat dann zur Tür und schob den Riegel vor.

„Sag mir, was du getan hättest, wenn dir der jetzige Raub geglückt wäre!"

„Was hätte ich tun sollen? Ich hätte das Geld einstweilen vergraben."

„Aber der Verdacht hätte auf dich kommen können."

„Nein, man hätte keine Spur entdeckt. Es war kein Schloß verletzt. Sie hatten Ihr Geld gezählt und sich dann eingeriegelt. Der Diebstahl wäre niemals aufgeklärt worden."

„Aber der Zufall und der Teufel treiben oft ihr Spiel. Am sichersten für dich wäre doch die Flucht gewesen."

Bei diesen Worten hielt er sein Auge forschend auf George gerichtet.

„Halten Sie mich für unzurechnungsfähig? Ich hätte ja grad durch diese Flucht den Verdacht auf mich gelenkt."

„Hm! Ich sehe, daß ich mich vielleicht in dir getäuscht habe. Da du dich erwischen ließest, so hatte ich keine große

Meinung von deiner Umsicht und Geschicklichkeit. Aber ich beginne zu glauben, daß du ein höchst gefährlicher Bursche bist!"

„Möglich!" grinste George kaltblütig.

„Du sprichst vom Einbrechen ganz in der Weise, als ob du Ähnliches öfter begangen hättest."

„Ich leugne es auch nicht."

„Und als ob du bereit seist, dasselbe wieder zu tun!"

„Hier wenigstens nicht. Sie werden schon dafür sorgen, daß Ihre Kasse von jetzt an sicher ist."

„Aber anderwärts?"

George blickte seinen Herrn ziemlich lange von der Seite an; dann meinte er langsam und mit Betonung:

„Das wird ganz allein von der Lage abhängen, in die Sie mich versetzen. Jagen Sie mich ohne Zeugnis fort, so erhalte ich keine Stelle wieder und muß sehn, was ich tue."

„Wie nun, wenn ich dich nicht fortjage?"

„Wollen Sie den Fuchs im Stall behalten?"

„Nein. Aber ich will ein andres Tier zum Vergleich heranziehn. Der Leopard raubt und mordet, doch sofern man klug ist, kann man sich seiner zur Jagd bedienen."

Der Diener nickte vor sich hin.

„Das oder so etwas Ähnliches habe ich mir gedacht", sagte er. „Das lag auch mit in meiner Berechnung, bevor ich mich daranmachte, den Schlüssel in Ihr Schloß zu stecken."

Der Alte, der noch immer auf und ab schritt, blieb jetzt vor ihm halten.

„George, du bist anscheinend allerdings ein Kopf, der zu gebrauchen ist. Ich habe wirklich Lust, dich zu begnadigen."

„Damit Sie mich als Jagdleopard gebrauchen können?" lachte der Diener. „Versuchen Sie es, Herr Kapitän! Aber man muß seine gute Rechnung dabei finden."

„Ich würde dafür sorgen. Aber hier gilt es Verwegenheit, Verschlagenheit und Verschwiegenheit."

„Mit diesen drei Eigenschaften kann ich Ihnen aufwarten. Sagen Sie mir nur, was ich zu tun habe!"

„Geduld! Ich muß vor allen Dingen deiner auch sicher sein."

„Sind Sie das nicht?"

„Du verlangst doch nicht etwa, daß ich dir plötzlich vertraue, nachdem ich dich wenige Minuten vorher beim Einbruch ertappt habe?"

„Habe ich Ihnen nicht grade durch diesen Einbruch bewiesen, daß Sie mir Ähnliches sorglos anvertrauen können?"

„Vielleicht. Aber — hm, es geht doch nicht. Es fehlt dir etwas, was jedenfalls unumgänglich notwendig vorhanden sein muß. Du verstehst nicht Deutsch!"

„Wer hat Ihnen das aufgebunden?"

„Alle Wetter! Wo hast du es gelernt?"

„Von meinem Erzieher."

Richemonte nahm an, daß diese Antwort ein Scherz sein solle, aber als er sah, welch ernstes Gesicht der Diener dabei zeigte, fragte er:

„Einen Erzieher hast du gehabt, Kerl?"

„Eine ganze Reihe sogar. Es konnte keiner bei mir aushalten, denn ich war ein verdammt wilder Bube. Meine Eltern ließen mir alles zu. Ich weiß ihnen dafür jetzt keinen Dank, denn sie allein sind schuld, daß ich das wurde, was ich bin."

„Wer war dein Vater?"

Der Einbrecher starrte eine Minute lang ins Licht der Laterne, ohne zu antworten. Was zuckte nur jetzt über sein ausdrucksvolles Gesicht? Waren es Schatten, oder waren es die Zeichen einer plötzlich über ihn gekommenen Rührung, einer milden, reuigen Regung, wie sie ja auch der ärgste

Verbrecher nicht immer von sich zu weisen vermag? Dann aber fuhr er mit der Hand durch die Luft und antwortete, indem seine Stimme einen heisern Klang annahm:

„Man soll Vergangnes ruhn lassen! Was ich war, das geht mich nichts mehr an, ich will es vergessen. Und was ich jetzt bin, das will ich auch ganz sein!"

„So laß uns aufrichtig sprechen! Es handelt sich — vielleicht — um einen Diebstahl oder gar einen Einbruch. Welche Belohnung würdest du fordern?"

„Das käme auf die Schwierigkeit des Unternehmens und auf den Wert des Gegenstands an, Herr Kapitän."

„Beides ist bis jetzt noch nicht zu bestimmen. Aber erkläre mir noch einen Widerspruch! Erst sagtest du, daß du eigentlich Kunstschlosser seist, und dann ließest du ahnen, daß deine Wiege nicht gerade im einfachsten Stübchen gestanden habe."

„Beides ist richtig. Ich stürzte von der Stelle herab, auf der ich geboren wurde. Ich wurde zunächst ein Glücksritter, und später etwas noch weniger Gutes, und dabei war es notwendig, sich zuweilen mit gewissen Schlosserarbeiten zu beschäftigen. Einer meiner Genossen hatte dieses Handwerk oder, wie es hier genannt werden muß, diese Kunst erlernt, und zu ihm ging ich in die Lehre."

„Vielleicht ist es zu deinem Glück, daß du heut deine Kunst an meiner Kasse versuchtest. Ich hoffe, du bist überzeugt, daß du von mir nichts zu befürchten hast."

„Ich befürchte nicht das mindeste."

„Nun, solltest du dennoch einen kleinen Zweifel hegen, so will ich ihn hiermit zerstreuen. Da, nimm!"

Er öffnete den einen der noch auf dem Tisch liegenden Beutel, der Gold enthielt, nahm eine Handvoll heraus und gab es George.

„Danke, Monsieur!" meinte der Diener, indem er das reiche Geschenk in seine Tasche verschwinden ließ. „Wenn

ich nach der Höhe dieses unerwarteten Geschenks auf das schließen soll, worum es sich bei dem erwähnten weitern Einbruch handelt, so darf ich es mir nicht als einen Pappenstiel denken."

„Es wird sich allerdings nicht um eine Kleinigkeit handeln."

„Sie sollen mit mir zufrieden sein."

„Ich hoffe es! Das Nähere vielleicht bald. Alles übrige, das heißt, deine jetzige Arbeit bleibt beim alten. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Er ging und begab sich leise in jenen Teil des Schlosses, wo die Dienerschaft schlief. In seinem Zimmer öffnete er die Laterne und warf sich auf einen Stuhl. Er stemmte den Kopf in die Hand und begann zu grübeln. Das Licht beleuchtete sein Gesicht, und wenn es einmal aufflackerte, so huschten gespenstige Schatten durch den Raum.

Woran mochte er jetzt denken? An die Eltern, denen er vorhin die Schuld aufgebürdet hatte, ihn zu dem gemacht zu haben, was er war — zum kühnen und verschlagnen Verbrecher? Er gab sich seinen Gedanken widerstandslos hin, ohne Rechenschaft von sich zu fordern. Das Licht brannte herab, es flackerte einigemal kurz auf und verlöschte dann. Erst jetzt erwachte er aus seinem Grübeln.

„Finster!" murmelte er. „So geht es auch mit dem Licht der Jugend, des Glücks und des Lebens. Ach, was nützt das Grübeln und Sorgen! Ich sehe, daß ich richtig gerechnet und mich im Kapitän nicht getäuscht habe. Er meint, in mir ein willenloses Werkzeug gefunden zu haben, das er wegwirft, wenn er es nicht mehr braucht. Aber er soll sich irren!" —

*

Als am andern Morgen der Kapitän erschien, um sich mit dem Grafen zum Frühstück niederzusetzen, zeigte sein

sonst so strenges Gesicht einen Ausdruck von Heiterkeit, der Rallion sofort auffiel.

„Über welches Glück sind Sie denn schon heut am frühen Tag hinweggestürzt, daß ich Sie bei so vorteilhafter Laune sehe?" fragte er.

„Heute nicht, sondern bereits am gestrigen Abend, gleich nachdem wir uns getrennt hatten! Erinnern Sie sich der Angelegenheit, über die wir vor unsrer Trennung sprachen?"

„Natürlich! Wir sprachen über Greifenklau."

„Und fanden keine Handhabe, sehr mißlicherweise. Aber ich bin erfreut, Ihnen sagen zu können, daß mir ein glücklicher Gedanke gekommen ist. Vorher will ich Ihnen aber von einem andern Glück berichten, das ich gestern abend noch gehabt habe. Es wurde nämlich bei mir eingebrochen."

Der Graf öffnete erstaunt den Mund und sah den Alten erwartungsvoll an.

„Eingebrochen? Hier im Schloß?"

„Ja, sogar in meinem Schlafzimmer."

„Himmel! Und das nennen Sie Glück?"

„Ich habe den Dieb erwischt und festgehalten. Ist das kein Glück?"

Der Graf machte eine Bewegung des Schrecks.

„Sie haben ihn doch sofort in Eisen legen und fortschaffen lassen?"

„Fällt mir nicht ein."

„Nicht? Was denn sonst?"

„Ich habe ihn wieder auf freien Fuß gesetzt."

Der Graf starrte den Kapitän eine Weile sprachlos an und rief dann aus:

„Auf freien Fuß gesetzt? Sie scherzen doch wohl nur?"

„Nein, ich spreche im völligen Ernst. Ich will Ihnen kurz erklären, daß der gestrige Einbruch mich eben auf den Plan

gebracht hat, mit deſſen Hilfe wir den Greifenklaus eine Schlappe beibringen, die ſie nie verwinden werden."

„Ah! Wirklich? Sprechen Sie!"

„Dieſer Einbrecher wird das Werkzeug ſein, durch das wir die Familie unſrer Feinde ein für allemal zugrunde richten werden. So unwahrſcheinlich das klingen mag, ſo ſicher iſt es doch. Hören Sie!"

Sie führten lange und in ſichtlicher Erregung ein geflüſtertes Geſpräch. Die Augen des Alten glühten in tückiſcher Freude, und im Geſicht des Grafen war eine Spannung zu bemerken, die nach und nach in den Ausdruck der Genugtuung überging.

„Nun, was ſagen Sie zu dem Plan?" fragte endlich der Kapitän.

„Daß er gradezu meiſterhaft erdacht iſt. Aber der Geldpunkt? Wie regeln wir den?"

„Wie Freunde dergleichen untereinander zu regeln pflegen."

„Das heißt, wir teilen. Mir recht. Aber wer ſoll das Geld beſchaffen?"

„Beide, jeder nach ſeinen Kräften. Sie ſind reicher als ich; aber ich glaube doch, daß es mir möglich ſein wird, bare hunderttauſend Frank aufzubringen."

„Gut. Das übrige zahle ich. Wieviel wird es ungefähr betragen?"

„Ich weiß das nicht. Wir werden, um uns eine Zurückweiſung zu erſparen, natürlich weit über den eigentlichen Wert bieten müſſen; aber das bringt uns nicht den mindeſten Schaden."

„Es gilt dabei zu bedenken, daß ſie uns beide kennen. Ich fürchte, daß ſie von uns nichts werden wiſſen wollen."

„Wir werden doch nicht ſolche Toren ſein und das Geſchäft in unſerm Namen betreiben."

„Ah, durch einen Strohmann!"

„Nichts andres. Wir schieben jemand vor, der uns für einige hundert Frank gern zu Diensten sein wird."

„Und wie soll es diesem verteufelten George gelingen, seine Aufgabe zu erfüllen?"

„Er sucht Zutritt in der Familie."

„Etwa als Diener, grad wie er zu Ihnen gekommen ist? Weiß man denn, ob sie einen Diener gebrauchen können und anstellen werden?"

„Von solchen Unwahrscheinlichkeiten dürfen wir das Gelingen unsers Vorhabens nicht abhängig machen. Ich habe mir während dieser ganzen Nacht alles zurechtgelegt und auch einen sehr leichten Weg gefunden, George den Zutritt zu ermöglichen."

„Er wird nach Berlin gehn müssen."

„Noch weiter. Die Verhältnisse der Menschen, die ich entweder liebe oder hasse, sind mir stets genau bekannt. So lasse ich auch die Familie Greifenklau stets beobachten. Ich weiß, daß sie sich gegenwärtig auf Breitenheim befindet, jenem Gut, das der alte Hugo auf Blüchers Bemühungen hin geschenkt erhielt. Nur einer fehlt dort, nämlich Gebhard von Greifenklau, der sich gegenwärtig im Orient aufhält. Dieser Umstand ist für uns von großem Wert, weil er es uns möglich macht, George auf gute Weise einzuführen. Habe ich Ihnen erzählt, daß dieser als Chasseur d'Afrique in Algerien gestanden hat?"

„Ja."

„Nun, Gebhard von Greifenklau ist ja auch dort gewesen!"

Der Graf schnippste mit den Fingern.

„Ah, ich ahne. Sie sind ein verdammt spitzer Kopf! George wird Gebhard in Algerien getroffen haben. Wo liegt dieses Gut Breitenheim?"

„Im preußischen Regierungsbezirk Gumbinnen, eine kleine Strecke hinter Nordenburg."

„Gumbinnen? Der Teufel hole diese deutschen oder preußischen Namen, bei denen man sich die Zunge verstaucht! Und wo liegt dieses Gumbinnen?"

„Nach der russischen Grenze zu!"

„So weit? Doch das ist gleich. Also George hat Gebhard von Greifenklau in Algerien getroffen; er befindet sich auf einer Reise nach Petersburg; kommt durch diese Gegend; da fällt ihm ein, daß sein Freund hier wohnt; er geht, ihn zu besuchen; er findet ihn nicht, bedauert das natürlich sehr, wird aber herzlich und gastfreundlich aufgenommen."

„Ja, so ist mein Plan!" stimmte Richemonte bei.

„Er ist wirklich ausgezeichnet; aber es gibt dabei doch einige Bedenken."

„Nun?"

„Gebhard wird nichts von diesem Freund erzählt haben."

„Was schadet das? Greifenklau wird während seiner Reise viele Bekanntschaften angeknüpft haben, ohne ausdrücklich von ihnen zu berichten."

„Gut. Aber George wird gefragt werden, wo und wie er den Deutschen in Algerien getroffen hat. Wird das, was er antwortet, mit den Erlebnissen Gebhards übereinstimmen?"

„Ganz genau!"

„Das bezweifle ich sehr!"

„Oh, ich habe auch hier vorgesorgt. Gebhard von Greifenklau hatte natürlich nach seiner Rückkehr aus Afrika nichts Eiligeres zu tun, als schleunigst ein Buch zu schreiben, das seine Erlebnisse enthält und das sogar in einer französischen Übersetzung erschienen ist. Da ich mich mit den Greifenklaus beschäftigen muß, habe ich mir diese Übersetzung gekauft. Sie gleicht einem Tagebuch und gibt

genau an, was von Tag zu Tag erlebt wurde. Ich werde George dieſes Buch zu leſen geben, und ſo wird er wiſſen, was er zu antworten hat."

Wie dieſer Punkt, ſo wurden auch noch andre eingehend beſprochen, deren Erörterung zum Gelingen des Plans unumgänglich notwendig war. Das Gewitter im Südweſten ſtand im Begriff, ſeinen zweiten Blitzſtrahl zu entſenden, von dem anzunehmen war, daß er zerſtörender wirken werde als der erſte.

10. Der Wolf im Schafspelz

Einige Wochen ſpäter fuhr eine vornehme Droſchke an einem breiten Hauseingang einer der belebteſten Straßen Berlins vor. Der Inſaſſe, ein langer, ſchmächtiger Herr in gewähltem Reiſeanzug ſtieg aus und trat in den Flur. Dort gab es linker Hand eine Glastür, an deren Scheibe zu leſen war: Ewald John, Bankgeſchäft und Grundſtücksvermittlung.

Der Fremde trat ein und fragte den in dieſem Raum arbeitenden Gehilfen in franzöſiſcher Sprache:

„Iſt Monſieur John zu ſprechen?"

„Ja, Monſieur, er iſt ſoeben gekommen", antwortete der Gehilfe mit einer gewandten Verbeugung, aber in einem deſto weniger gewandten Franzöſiſch.

„Melden Sie mich!"

Der Fremde gab dem Jüngling die Karte. Kaum hatte dieſer einen Blick darauf geworfen, ſo machte er, faſt wie ein Kautſchukmann, eine abermalige Verbeugung und ſprang dann eilfertig davon.

Der Ländermakler nahm dem Gehilfen die Karte aus der Hand und befahl, den Herrn Grafen eintreten zu laſſen. Aber der Fremde ſtand ſchon im Raum, da er draußen nicht hatte warten mögen.

„Monſieur John?" fragte er und ließ ſich auf dem Sofa nieder.

„Habe die Ehre — Bank- und Grundſtückgeſchäft!"

„Graf Jules Rallion. — Ich möchte mit Ihnen ein Geschäft machen. Ist Ihnen der Name Greifenklau bekannt?"

„Greifenklau? Ja, ja! Guter Name, feine Leute, pünktliche —"

„Wissen Sie, wo die Familie wohnt?"

„Die Familie Greifenklau bewohnt das Gut Breitenheim in der Nähe von Nordenburg. Sie besitzt noch ein zweites Gut, das ans erste grenzt und —"

„Schon gut! Wissen Sie vielleicht, ob diese beiden Güter verkauft werden?"

„Verkauft? Nein. Ist doch nicht ein Heller Schulden darauf."

„Das ist mir gleich!" antwortete der Graf kühl. „Ich will die Güter kaufen. Ich bin durch jene Gegend gekommen, und sie hat mir gefallen. Ich suche Ihre Vermittlung."

„Aber der Besitzer beabsichtigt gar nicht zu verkaufen."

Der Graf erhob sich.

„Gut! So werde ich . . ."

Da sperrte ihm der Bankherr den Weg.

„Bleiben Sie, Herr Graf! Was ein andrer kann, das bring ich allemal zustande! Sagen Sie mir nur, ob Sie die Güter durchaus haben wollen — um jeden Preis!"

„Um jeden Preis!"

„Aber das wird Sie schweres Geld kosten!"

„Wissen Sie, welchen Wert sie haben?"

„Nein. Wieviel wollen Sie anwenden?"

„Bieten Sie, bis man zuschlägt! Die Summe bezahle ich."

„Wann und in welcher Weise?"

„Sofort und bar."

So ein Geschäft durfte man nicht aus der Hand geben. Dieser Franzose trat auf wie ein Engländer, der seine Guineen gar nicht zählen kann.

„Gut! Schön! — Ich werde selber mit Herrn von Greifenklau sprechen. Wann soll ich reisen?"

„Sofort!"

„Wohin soll ich Nachricht geben?"

„Ich reise mit Ihnen bis Rastenburg. Dort erwarte ich Ihren persönlichen Bericht. Ihre Vergütung können wir unterwegs festsetzen. Vorher aber muß ich eine Bedingung stellen: Mein Name darf nicht genannt werden. Der Besitzer darf nicht wissen, daß ich es bin, der die Güter kauft."

„Das ist nicht leicht; aber ich verspreche Ihnen, das Mögliche zu tun!" —

*

Wenige Tage darauf rollte ein zweispänniger Mietswagen auf der Straße dahin, die von Nordenburg nach Darkehmen führt. Diese Straße durchschneidet den zum Gut Breitenheim gehörigen Wald. Links von ihr führt ein Fahrweg grad nach dem Gutshof.

In diesen bog die Kutsche ein und fuhr nach ungefähr fünf Minuten in den offnen Hof der Besitzung. Ein gutgekleideter Herr stieg aus. Ein Knecht eilte herbei.

„Dieses Gut gehört Herrn von Greifenklau?"

„Ja, mein Herr!"

„Ist der Herr zu Haus und zu sprechen?"

„Er ist daheim. Wollen Sie mir folgen!"

Er wurde über den Hof nach dem Herrenhaus geführt und in einem Vorzimmer höflich gebeten, einen Augenblick Platz zu nehmen. Der Knecht, der in der Abwesenheit eines Dieners dessen Stelle vertrat, kehrte bald zurück und bat den Fremden, ihm zu folgen. Sie gelangten durch zwei Zimmer hindurch in ein drittes, das augenscheinlich die Bücherei des Besitzers war. Karten und Pläne lagen auf den Tischen und Stühlen, und an drei Wänden ragten Gestelle voller Bücher bis zur Decke.

An dem mittleren der drei hohen und breiten Bogenfenster stand ein bequemer Sorgenstuhl, in dessen Kissen ein Mann ruhte.

Schneeweißes, kurz geschnittnes Haar ließ die Formen eines edelgewölbten Schädels erkennen; ein dichter weißer Vollbart umrahmte ein leicht gebräuntes Greisengesicht, aus dem ein Paar stahlhelle Augen blickten. Über diesem Antlitz lag eine milde Abgeklärtheit ausgebreitet, doch verrieten zwei kleine Fältchen an den Mundwinkeln eine leichte Störung dieses Seelenfriedens.

Seinem Stuhl gegenüber, an dem Pfeiler, woran ein breiter Spiegel befestigt war, stand ein Möbel, halb Bett und halb Stuhl. In den darauf befindlichen Kissen erblickte man, mehr sitzend als liegend, eine Frau, die nicht weniger die Augen auf sich zog als der Mann.

Unter starken, schneeweißen Locken, die jetzt zu einer Art Kranz geflochten waren, sah man einen schönen Matronenkopf. Zwar zeigte das Gesicht eine krankhafte Blässe, aber das Licht, das aus den großen, dunklen Augen strahlte, der versöhnliche Ernst, der auf der faltenfreien Stirn thronte, die fast noch jugendlich zu nennende Rundung der Wangen, das alles bildete zusammen einen Beweis der Wahrheit, daß der Mensch nicht alt werden kann, so lang das Herz jung bleibt. Nur die Lippen waren dünner geworden, und sie ließen vermuten, daß diese Greisin in unbewachten Augenblicken den Mund heimlich zusammenpreßte, um innere Schmerzen zu verbergen, die von den Ihrigen nicht geahnt werden sollten.

Diese beiden, der Greis und die Matrone, waren Hugo von Greifenklau, der einstige Liebling Blüchers, und Margot, seine Frau, die das Glück an seiner Seite der Liebe eines Kaisers vorgezogen hatte.

Aus dem Haar Hugos lief ein roter, fingerbreiter Streif

ſchräg bis über die Hälfte der Stirn herab. Das war die Narbe jenes verhängnisvollen Hiebs, der ihm faſt das Leben gekoſtet und in ſein Gedächtnis eine unausfüllbar ſcheinende Lücke geriſſen hatte.

Margots Blick war auf die Mitte des Zimmers gerichtet, wo ein Knabe auf Händen und Füßen hin und wider trabte, um den engliſchen Zelter vorzuſtellen, auf dem eine kleine, allerliebſte Reiterin ſaß und ſeinen Rücken mit ihren Fäuſtchen behandelte, um den armen ſchwitzenden Gaul aus dem Trab gar noch in den Galopp zu treiben.

Und daneben ſtand glückſtrahlend eine Madonnengeſtalt, die Mutter dieſer beiden ſchönen Kinder — Ida von Rallion, die Frau Gebhards von Greifenklau, der jetzt wieder in der Ferne weilte.

Dieſes Stilleben wurde durch den Knecht unterbrochen, der eintrat, um eine Karte zu überbringen und dabei zu melden, daß ein fremder Herr nach Herrn von Greifenklau gefragt habe. Hugo nahm die Karte, warf einen Blick auf ſie und las laut:

„George de Lormelle. Dieſen Namen kenne ich nicht. Haſt du ihn vielleicht einmal gehört, Margot?“

„Nie.“

„Oder du, Ida?“

„Ich auch nicht, Papa.“

„Nun, wir werden ja gleich ſehn. Ich laſſe den Herrn bitten!“

Als er eintrat, grüßte er mit ſtummer Verbeugung. Greifenklau legte ſein Buch weg, erhob ſich, ging ihm entgegen, reichte ihm die Hand und begrüßte ihn franzöſiſch, da er aus dem Namen ſchließen konnte, daß der Beſuch ein Franzoſe ſei.

„Willkommen, Monſieur de Lormelle! Ich heiße Greifenklau, und dieſe Damen ſind meine Frau und die Gattin meines Sohns. Die Enkel ſpielen dort Reiterei, was ich

gütigst zu entschuldigen bitte. Ebenso mögen Sie verzeihn, daß meine Frau sich nicht erheben kann. Ihr Leiden verwehrt ihr, Sie anders als sitzend zu begrüßen."

Das klang so herzlich, als ob der Franzose bereits seit Jahren Bekannter der Familie sei. Er schritt auf Margot zu und küßte ihr die Hand.

„Ich würde es sehr beklagen, wollten Sie sich meinetwegen auch nur eine Spur von Schmerz bereiten, Madame. Gott lasse Sie gesunden durch die Freude, die Sie an dem lieben Bild hier haben müssen!"

Dabei deutete er mit der Linken auf die beiden Kinder und ergriff mit der Rechten auch die Hand Idas, um sie zum ritterlichen Gruß an seine Lippen zu ziehn.

Das alles geschah so gewandt und ungesucht, daß es auf die Familie den besten Eindruck machte.

„Nehmen Sie Platz!" meinte Greifenklau. „Und denken Sie, bei Freunden oder Bekannten zu sein."

Der Fremde verbeugte sich dankend.

„Ich habe allerdings in der Überzeugung, hier einen Freund zu finden, um Erlaubnis zum Zutritt in Ihren Familienkreis ersucht."

„Einen Freund?" fragte Ida. „Oh, da ist es ja nicht anders möglich, als daß Sie meinen Gatten meinen."

„Die gnädige Frau hat sich nicht geirrt", sagte George. „Ich berührte auf meiner Reise nach Petersburg diese Gegend und erinnerte mich dabei der Heimat meines Freundes Gebhard von Greifenklau, den ich in Algerien kennengelernt habe."

„In Algerien?" fragte Hugo. „Herr de Lormelle, Sie bereiten uns da eine angenehme Überraschung. Mein Sohn ist leider abwesend, aber Sie sollen trotzdem in Ihrer Überzeugung, hier Freunde zu finden, nicht getäuscht werden. Ich heiße Sie nochmals von ganzem Herzen willkommen."

Er gab ihm die Hand zum zweitenmal und fuhr dann fort:

„Sie lassen uns doch hoffen, daß Petersburg Sie nicht gar zu sehr anzieht?"

„Ich reise allerdings nur zum Vergnügen", erklärte George, „werde aber in der Stadt an der Newa bereits erwartet."

„Oh, was das betrifft, so hat man jenseits der Grenze genugsam gelernt, sich in Geduld zu üben. Eine kurze Ruhepause auf Breitenheim wird Ihnen wohl erlaubt sein. Nicht wahr, Richard?"

Diese letztere Frage war lächelnd an den Knaben gerichtet worden, der sein Schwesterchen abgeworfen hatte, um herbeizutreten und, die Hände auf den Rücken gelegt, mit komisch wirkender Kennermiene den Fremden zu betrachten.

„Es wird sich gleich finden, ob ich es ihm erlaube, lieber Großpapa", meinte der Knabe wichtig.

„So, so", lachte der Großvater, und alle stimmten in sein Lachen ein.

Der kleine Richard aber blieb ernsthaft und fragte:

„Sie haben meinen Papa gesehn?"

„Ja!" entgegnete Lormelle, sich zu gleichem Ernst zwingend.

„Hat er Sie liebgehabt?"

„Ja, und ich ihn auch, wie ich gern gestehn will."

„Nun, das ist die Hauptsache, und so können Sie also hierbleiben."

Die ausdrücklich gegebene Genehmigung des Kindes, daß der Gast dableiben dürfe, bildete den Ausgangspunkt eines sehr lebhaften Gesprächs, an dem alle gleichen Anteil nahmen. Die kleine Emma war auf den Schoß der Mutter geklettert; Richard aber hatte sich in eine Ecke zurückgezogen. Während er dort eine Bildermappe durchstöberte, schien es, als ob er seine Aufmerksamkeit ganz allein auf diese richte,

aber doch schweiften seine Augen häufig zu dem Gast hinüber und blieben an dessen Gesicht hängen. Niemand bemerkte dies, als der allein, dem diese Blicke galten.

Später wurden dem Franzosen zwei Zimmer angewiesen. Als er sich allein wußte, trat er an den Spiegel. Er schien mit der Musterung seiner äußern Erscheinung zufrieden zu sein, denn ein Lächeln spielte um die Lippen, als er sich abwandte.

„Hm!" brummte er. „Ich finde nichts Auffälliges an mir. Ich bin vollständig überzeugt, bei allen einen recht guten Eindruck hervorgebracht zu haben, und da man sagt, daß der erste Eindruck maßgebend sei, so kann ich mit meinem hiesigen Erfolg zufrieden sein. Warum aber brachte dieser Knabe die Augen gar nicht von mir weg? Der Junge scheint geweckt zu sein; er kann mich nicht leiden. Es ist klar: er hat eine Abneigung gegen mich, und da es Eltern gibt, die sehr auf die Regungen ihrer Kinder achten, so ist der Junge das einzige Glied dieser Familie, das Besorgnis einflößen könnte. Ich werde ihm Aufmerksamkeit schenken müssen."

Nach diesem Selbstgespräch begann er, es sich bequem zu machen; doch schon nach kurzer Zeit wurde er zum Mahl gebeten, das man des Gastes wegen auf eine andre Stunde als üblich verlegt hatte. George war Diener vornehmer Häuser gewesen und hatte sich als solcher genug Gewandtheit angeeignet, um die Rolle eines Mannes der vornehmen Gesellschaft spielen zu können. Es gelang ihm auch, das Vertrauen der Familie zu gewinnen, mit alleiniger Ausnahme des Knaben, der sich gegenüber den Liebkosungen und geschickt angebrachten Schmeicheleien des Fremden abweisend verhielt.

Der Tag wurde im Familienkreis verbracht, da anzunehmen war, daß der Gast von der Reise ermüdet sei. Aber schon am andern Vormittag fragte Greifenklau ihn, ob es

ihm angenehm sei, einen kleinen Ritt mitzumachen, da er im Begriff stehe, die Feldarbeit zu besichtigen. Natürlich schloß der Franzose sich ihm an. Er hoffte, daß dabei das Gespräch auf den Gegenstand kommen werde, der bisher noch nicht berührt worden war, obgleich George sehr viel daran lag, ihn zur Sprache gebracht zu sehn.

Greifenklau erwies sich trotz seines Alters als ein noch guter Reiter. Der Franzose, der in dieser Kunst keine sehr große Übung besaß, hatte Mühe, mit ihm gleichen Schritt zu halten.

An einem kleinen Vorwerk wurde haltgemacht und ein Imbiß eingenommen. Im Verlauf des einfachen Frühstücks meinte George:

„In der Bewirtschaftung größrer Flächen sind die Deutschen den Franzosen doch entschieden überlegen. Finden Sie das nicht auch, Herr von Greifenklau?"

Der Gefragte antwortete bedächtig:

„Ich möchte das nicht so ungeprüft gelten lassen; denn es fehlen mir die Erfahrungen, um hier einen entscheidenden Vergleich ziehn zu können. Wollte ich nach Ihren Worten urteilen, so müßte ich schließen, daß die Franzosen uns in der Bewirtschaftung kleiner Liegenschaften überlegen sind."

„Das ist es, was ich meine."

„Nun, das liegt doch wohl weniger in der eigentümlichen Veranlagung oder gar in der Verschiedenheit der Völker, als an den wirtschaftlichen Zuständen der beiden Länder. Frankreich ist ein Wein bauendes Land, und bei dieser Art der Fruchtgewinnung ist die Stückbewirtschaftung einträglicher."

„Sie mögen recht haben; doch wenn ich denke, in welcher musterhaften Ordnung sich Ihre Besitzung befindet, so habe ich alle Lust, meine vorhergehende Behauptung aufrechtzuerhalten. Es muß eine wahre Freude sein, sich den Besitzer einer solchen Liegenschaft nennen zu können."

„Ach, mein lieber Herr de Lormelle, das klingt ja, als ob Sie sich nicht im Besitz eines Guts befänden!“

„Meine Familie ist nicht nur wohlhabend, sondern sogar reich; aber Sie wissen, wir Franzosen sind Genußmenschen, und wenn wir arbeiten, so beschäftigen wir uns lieber mit Kunst und Wissenschaft, mit Literatur und Politik, als mit der Zerkleinerung der Ackerscholle, der wir doch nichts weiter abzuringen vermögen als höchst gewöhnliche Kartoffeln, Rüben und Kohl.“

„Aber doch ist das unbedingt notwendig. Auch die Kunst und Wissenschaft, die Literatur und sogar in gewisser Beziehung die Politik beschäftigen sich mit ihnen. Oh, die Landwirtschaft ist Goldes wert!“

„Von dieser Seite aus habe ich die Landwirtschaft allerdings noch nicht betrachtet. Ich bin zufrieden, wenn meine Verwalter und Pächter ihre Gelder zahlen. Das Gold, das dann durch meine Finger rinnt, ist mir wertvoller als das Gold der Ähren und Körner.“

„Und doch ist es wahr, daß dieses eine Gold ohne das andre eine Selbsttäuschung sein würde. Das Metall ist nur ein Tauschmittel; die Landwirtschaft aber ist es, die mit ihren Erträgnissen und Preisen die wirklichen Werte bestimmt.“

„Sie sind, wie ich höre, Volkswirtschaftler, ich aber bin es nicht und darf mich also auf keine Streitfrage einlassen. Aber sollte es in Wahrheit sein, daß das Landleben die Liebe zur Scholle, also auch die Liebe zum Vaterland, großzieht?“

„Es ist so.“

„Dann müßten Sie Ihre Besitzung sehr lieb haben.“

„Ich würde mich nur sehr schwer von ihr trennen.“

„Selbst wenn Ihnen bedeutende Vorteile geboten würden?“

„Es käme darauf an, welche Bedeutung diese Vorteile

für mich hätten. Ich befinde mich grad gegenwärtig in der Lage, über diesen Gegenstand reiflich nachzudenken."

Jetzt sah der Franzose sich auf dem Weg, den er hatte einschlagen wollen.

„Ah!" meinte er. „Wieso, Herr von Greifenklau?"

„Man will mir meine beiden Besitzungen abkaufen."

„Dann muß der Käufer reich sein."

„Er ist es."

„Jedenfalls ein Bewohner der Umgegend, der den Wert Ihres Eigentums genau kennt?"

„Nein, sondern ein Fremder, ein Russe."

„Was für einen Grund hat er, sich hier ansiedeln zu wollen?"

„Ich weiß es nicht und habe auch kein Recht, danach zu fragen. Ich habe erfahren, daß ihm die Gegend gefällt, und daß er sich eingehend nach dem Zustand meiner Besitzungen erkundigt hat."

„Ich bin überzeugt, daß er nur Vorteilhaftes erfahren konnte."

„Das ist allerdings der Fall. Er hat sich dann durch einen Berliner Vermittler an mich gewandt."

„Ich wäre wirklich neugierig, zu erfahren, ob dieser Russe geneigt ist, gut zu zahlen. Die Russen pflegen im Geldpunkt nicht immer anständig zu sein."

„Was das betrifft, so hat mir dieser Herr ein Gebot machen lassen, das mich wirklich in Verlegenheit brachte."

„Wieso?"

„Das Gebot beträgt über hunderttausend Taler mehr, als meine Liegenschaften wert sind."

„Ah!" machte der Franzose im Ton des Erstaunens. „Was gedenken Sie zu tun?"

„Ich habe nie damit gerechnet, zu verkaufen, denn ich bin mit meinem Besitz zu sehr verwachsen, als daß ich mich so leicht von ihm trennen könnte."

„Selbſt bei Ihrem Alter? Sie entſchuldigen die Frage!“

„Oh, ich nehme ſie Ihnen nicht übel, denn ich habe ſie mir ja ſelbſt bereits vorgelegt. Es iſt wahr, ich habe kaum noch ein Jahrzehnt zu leben und muß mich alſo endlich doch von dem Acker trennen, den ich bebaute; aber ich überlaſſe ihn meinem Sohn. Das iſt etwas ganz andres, als ihn in fremden Händen zu wiſſen.“

„Im andern Fall aber hinterlaſſen Sie Ihrem Sohn über hunderttauſend Taler mehr.“

„Das fällt allerdings ins Gewicht. Dazu kommt der Umſtand, daß ich grad jetzt Gelegenheit hätte, eine Beſitzung zu erwerben, die ich bar bezahlen könnte, obgleich ſie bedeutend mehr wert iſt als die meinige.“

„So würde ich zugreifen.“

„Dieſer Gedanke liegt wohl nahe, doch es iſt mir unmöglich, auf eigne Fauſt zu handeln. Ich kann das Erbe meines Sohns nicht veräußern, ohne dieſem Nachricht davon zu geben.“

„Das müſſen Sie allerdings ſchleunigſt tun.“

„Ich habe es auch ſchon getan. Zufällig befindet ſich Gebhard derzeit an einem Ort, mit dem man telegraphiſch verkehren kann.“

„So haben Sie alſo gedrahtet?“

„Natürlich. Und ich erwarte jeden Augenblick den Telegraphenboten.“

„Bei dem regen Anteil, den ich an Ihnen und Ihrer lieben Familie nehme, bin ich wirklich neugierig, wie die Antwort meines Freundes lauten wird.“

„Ich vermute, zuſtimmend.“

„Haben Sie einen Grund dazu?“

„Ja. Es war ihm ſtörend, ſo weit von der Hauptſtadt wohnen zu müſſen, ſo oft er ſich in der Heimat befand. Seine wiſſenſchaftliche Stellung erfordert es, mit den Fach-

größen, die dort weilen, in Berührung zu bleiben. Und sodann liegt die Besitzung, die ich grad jetzt so billig kaufen könnte, an der Bahn, nur wenige Stunden von Berlin entfernt."

„Das ist allerdings vorteilhaft. Jetzt bin ich beinah überzeugt, daß die Antwort Gebhards zustimmend lauten wird. Werden Sie in diesem Fall verkaufen?"

„Ich würde, aber ich bin noch von andrer Seite gebunden. Hat mein Sohn, während Sie in Algerien mit ihm verkehrten, Ihnen erzählt, wie ich in den Besitz des Gutes Breitenheim gekommen bin?"

„Ich glaube, mich entsinnen zu können", antwortete der Franzose nachdenklich. „Erhielten Sie es nicht von Marschall Blücher?"

„Durch seine Vermittlung. Breitenheim ist ein Geschenk des damaligen Königs."

„Ah, ja. Sie hatten sich ausgezeichnet!"

„Was man geschenkt erhält, darf man nicht veräußern. Ich habe anständigerweise die Verpflichtung, Breitenheim festzuhalten."

„O weh! Sie müssen also den Ihnen gebotnen Vorteil von der Hand weisen?"

„Vielleicht auch nicht. Es handelt sich um eine Anfrage an der betreffenden Stelle, ob der Verkauf des Guts dort ungern gesehn werde."

„Haben Sie das tun lassen?"

„Ja. Ich habe den Auftrag dazu brieflich erteilt, und zwar noch, bevor ich mich mit meinem Sohn in Verbindung setzte."

„Müßte die Frage nicht von einer einflußreichen Person ausgesprochen werden?"

„Allerdings. Ich habe einen Verwandten — ah, Sie müssen ihn doch auch kennen. Haben Sie den Namen Eschenrode gehört?"

George war vorzüglich unterrichtet.

„Natürlich. Gebhard hat mir von einem Freund erzählt, der diesen Namen trägt."

„Ja, dieser Eschenrode ist es, den ich meine. Er wohnt in Berlin und erscheint bei Hof. Er ist die geeignete Person, diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen."

„Dann darf ich Ihnen bereits im voraus Glück wünschen."

„Oh, tun Sie das nicht zu früh! Ich weiß nicht, ob der Russe zahlen wird, was ich verlange!"

„Alle Wetter! Sie wollen noch mehr gewinnen als hunderttausend Taler?"

Lormelle machte bei dieser Frage ein sehr erstauntes Gesicht. Ihm schien es ausgeschlossen, daß jemand einen so hohen Gewinn von sich weisen könne. Und zugleich keimte bei ihm die Besorgnis, daß aus dem Handel nichts werden könne. In diesem Fall war es ihm auch unmöglich, den Streich auszuführen, dessentwegen er nach Deutschland gekommen war. Er wollte nicht nur Greifenklau, sondern auch seine beiden Auftraggeber betrügen: den alten Kapitän und den Grafen Rallion.

„Glauben Sie", antwortete Greifenklau, „daß diese hunderttausend ein hinreichender Gegenwert sind für das, was ich aufgebe, wenn ich einen Ort verlasse, der mir und meiner Familie so lieb geworden ist?"

„Sie werden Ihre spätere Heimat ebenso liebgewinnen."

Greifenklau schüttelte unter einem trüben Lächeln den Kopf.

„Nein, niemals! Ich bin zu alt, um mich anderswo noch einleben zu können."

„So wollen Sie den Preis höher stellen? Wenn aber der Russe zurücktritt?"

„So mag er es tun! Ich bin zum Verkauf ja nicht gezwungen. Wenn er noch fünfzigtausend Taler zulegt, werde ich in den Handel einwilligen, sonst aber nicht."

George wagte keine weitre Bemerkung. Ihm war es nicht unwahrscheinlich, daß Rallion und Richemonte auf die Forderung Greifenklaus eingehn würden. In jedem Fall aber war er selbst es, der die Summe in den Säckel strich.

Jetzt wurde der Ritt, der den ganzen Vormittag in Anspruch nahm, fortgesetzt, ohne daß der Gegenstand des beendeten Gesprächs wieder in Erwähnung kam. Das sollte aber sogleich bei ihrer Rückkehr geschehn; denn kaum waren sie eingetreten, so nickte Margot ihrem Mann freundlich und verheißungsvoll zu.

„Ich habe eine Überraschung für dich, lieber Hugo. Rate!"

„Eine Nachricht von Gebhard?"

„Richtig! Hier hast du sie!"

Es waren alle Glieder der Familie anwesend. Auch auf dem Gesicht Idas war die Erwartung zu lesen, was ihr Mann antworten werde.

Greifenklau öffnete das Papier und las.

„Nun?" fragten die beiden Damen. „Lies vor!"

„Gut. Hier steht kurz und bündig:

‚Verkaufe! Befinde mich wohl. Brief unterwegs. Grüße und Küsse.'

Er willigt also ein. Ist dir das noch immer recht, Margot?"

Sie strich sich mit der Rechten langsam über das Haar und antwortete dann beinah leise, damit man ihrer Stimme die Bewegung nicht anhören möge:

„Ihr wißt ja, daß ich glücklich bin, wenn ihr es seid."

Hugo kannte sie aber zu gut. Er trat an sie heran und küßte sie.

„Ich weiß das, Margot. Bist du mir doch aus dem Vaterland in die Fremde gefolgt. Billig aber verkaufe ich den Ort, an dem wir so glücklich gewesen sind, auf keinen Fall!"

11. Verbrecher unter ſich

Im beſten Gaſthof des Städtchens Raſtenburg wohnte Graf Rallion, der ſich aber unter einem andern Namen ins Fremdenbuch eingetragen hatte. Die Zeit wurde ihm ungeheuer lang. Er gab ſich zwar Mühe, ſich mit dem Leſen des kleinen Stadtblättchens zu zerſtreuen, aber er konnte dem Inhalt keinen Geſchmack abgewinnen. Eben ſtand er im Begriff, es mißmutig fortzuwerfen, als an die Tür geklopft wurde.

„Herein!"

Zwei Männer traten ein. Der eine war Bankherr John, den andern hatte der Graf noch nicht geſehn.

„Ich bringe dem Herrn Grafen Rallion den Herrn", begann der Grundſtückmakler ſofort, „der die Güter erwirbt, um ſie ſofort wieder dem Herrn Grafen zu verkaufen, damit dieſer königlich preußiſcher Untertan mit zwei Rittergütern wird, von denen das eine ein Andenken an den Marſchall Blücher, der — —"

„Unſinn!" rief der Graf ärgerlich. „Keine unnötigen Worte! — Wer ſind Sie?"

Mit dieſer Frage wendete er ſich an den Fremden, der ſeine tiefe Verbeugung wiederholte.

„Graf Smirnoff iſt mein Name."

Rallion zog die Augenbrauen zuſammen. Der Fremde trug zwar einen feinen Anzug, doch war es zu verwundern, daß ſich ein Graf bereit finden ließ, ein Geſchäft wie das in Rede ſtehende zu übernehmen.

„Sie sind Russe?“ fragte er ihn.

„Nein, Pole.“

„Können Sie sich ausweisen?“

„Da es sich um einen Kauf handelt, habe ich mich mit den nötigen Papieren versehn.“

„Sind Sie bemittelt?“

„Leider nein.“

„Herr John hier hat Ihnen bereits mitgeteilt, worum es sich handelt?“

„Ich bin vollständig im Bild.“

„Wie hoch schätzen Sie Ihre Beihilfe?“

„Es sind mir zweitausend Taler geboten worden.“

„Sie werden diese Summe allerdings erhalten, aber nur dann, wenn das Geschäft wirklich zustande kommt. Welche Sicherheit aber gewähren Sie, daß Sie mir die beiden Güter wirklich übergeben, nachdem sie von mir auf Ihren Namen bezahlt worden sind?“

„Mein Ehrenwort.“

Es war ein fast höhnisches Lächeln, das der Graf jetzt sehn ließ; aber dennoch klang seine Stimme höflich, als er bemerkte:

„Ich ziehe Ihr Ehrenwort auf keinerlei Weise in Zweifel; aber Sie werden zugeben, daß einer solchen Summe gegenüber weitergehende Sicherheiten erforderlich sind.“

„Ich wüßte keine andern, da ich nicht reich bin.“

„Nun, so weiß ich eine. Sie erhalten, sobald der Handel abgeschlossen ist, die Kaufsumme gegen die Annahme eines Wechsels auf Sicht, der auf die gleiche Summe lautet. Sobald ich Ihnen das Besitzstück abgekauft habe, bezahle ich es mit diesem Wechsel und lege bare zweitausend Taler zu. Sind Sie einverstanden?“

„Jawohl!“

„Sollten Sie zögern, so unterbreite ich Ihnen den Wechsel

und pfände Ihnen die Güter ab. Die zweitausend Taler büßen Sie dann ein."

Da ergriff der Makler das Wort.

„Oh, Herr Graf de Rallion, Sie können sicher sein, daß ich mir einen Herrn ausgesucht habe, dem Vertrauen zu schenken —"

„Erzählen Sie das anderswo!" fiel ihm Rallion in die Rede. „Wann sind Sie zu Greifenklau bestellt worden?"

„Es wurde kein bestimmter Tag genannt. Er wollte eine Antwort aus Berlin erwarten."

„Wird er sie inzwischen erhalten haben?"

„Sie kann jetzt bei ihm sein."

„So ist es besser abzureisen! Was haben Sie hier noch zu tun?"

„Nichts. Nur wollte ich Ihnen den Grafen von Smirnoff vorstellen, damit —"

„Gut, gut! Ich habe den Herrn Grafen kennengelernt. Wir sind also fertig. Reisen Sie ab und benachrichtigen Sie mich sofort, wann Sie das Geld brauchen!"

„So möchte ich sagen, daß die Entfernung zu groß ist, um das Geschäft schnell zustande zu bringen. Möchten der Herr Graf nicht näher zu den Greifenklaus herankommen?"

„Ich will mich nicht von ihnen sehn lassen."

„Wenn Sie mit nach Drengfurt gehn, so werden Sie nicht in die Gefahr kommen, bemerkt zu werden. Es ist noch Platz in unserm Wagen."

Rallion machte eine abwehrende Handbewegung.

„Geht eine Post von hier nach Drengfurt?" fragte er.

„Jedenfalls."

„So benutze ich diese. Sie können sofort abreisen!"

Der Makler entfernte sich mit seinem Begleiter, nachdem vorher der Gasthof bestimmt worden war, wo man sich

treffen wollte. Dann erkundigte sich Rallion nach der Post und erfuhr, daß sie erst am nächsten Morgen abgehn werde.

Es war noch dunkel, als er sich einfand, um den Fahrschein zu lösen. Es währte nur noch kurze Zeit bis zum Abgang, und der Postkutscher saß bereits auf dem Bock. Rallion erfuhr, daß nur noch ein einziger Gast mitfahren werde.

Als er sich zum Einsteigen anschickte, saß dieser schon in der Tiefe des Wagens.

„Rücken Sie zu!" sagte der Graf ärgerlich.

Der Schein der Wagenlaterne fiel dabei auf sein Gesicht, so daß der andre es deutlich erkennen konnte.

„Wieso?" fragte dieser.

„Ich bin nicht gewöhnt, rückwärts zu sitzen."

„Ich auch nicht!"

„Ich habe meinen Schein gelöst und bezahlt."

„Ich auch!"

„Herr, ich bin Edelmann!"

„Herr, ich auch!"

„Mille tonnerres! Ich werde mit dem Kutscher sprechen."

Der Graf trat zum Rosselenker.

„Sorgen Sie dafür, daß ich den Platz erhalte, der mir gebührt!"

Der Kutscher streckte den Arm träge aus und antwortete:

„Her damit!"

„Was?"

„Den Fahrschein!"

„Ah so! Hier!"

Rallion reichte das Papier hinauf. Der Kutscher hielt es an die Laterne und gab sich Mühe, den Inhalt zu entziffern.

„Lautet auf Nummer zwei. Das ist der Platz in der linken Ecke auf dem Hintersitz. Die rechte Ecke hat der andre Herr auf Nummer eins, die er sich bereits gestern abend gelöst hat.

Wenn Ihnen Ihr Platz nicht paßt, können Sie sich auf den Rücksitz setzen, weil bloß zwei Personen da sind."

„Was fällt Ihnen denn ein! Ich bin — —"

„Was mir einfällt? Daß Sie Fahrgast Nummer zwei sind, das fällt mir ein! Darum bekommen Sie den Platz Nummer zwei. In einer halben Minute geht es fort, wer da noch nicht eingestiegen ist, bleibt zurück! Basta!"

Der Graf wäre am liebsten zurückgeblieben, aber er hatte auch nicht Lust, noch einen Tag bis zur nächsten Post zu warten. So stieg er denn mit seinem Handköfferchen ein, das die Summe enthielt, die er für den beabsichtigten Kauf zu gebrauchen gedachte. Aber sich schweigend zu fügen, dazu war er nicht der Mann.

„Frecher Lümmel!" sagte er laut.

„Ein netter Edelmann!" lachte der andere spöttisch.

„Herr, ich werde Genugtuung von Ihnen verlangen!"

Der andre stieß abermals ein geringschätziges Lachen aus.

„Haben Sie gehört?" fragte Rallion.

„Haben Sie gehört? Ich lache!"

„Herr!" knirschte Rallion. „Wissen Sie, was man unter Genugtuung versteht?"

„Oh, sehr genau."

„Daß Sie sich mit mir schlagen werden!"

„Ich befürchte nur, es wird nichts daraus!"

„Sie scheinen unzurechnungsfähig zu sein!"

„Nein, sondern ich scheine nur zu wissen, mit wem ich es zu tun habe: mit einem Menschen, der beim Anblick eines Degens in Ohnmacht fällt. Im übrigen verspüre ich keine Lust, mich mit Ihnen zu streiten. Ich bin müde und werde schlafen, bis der Tag anbricht. Dann können wir unser Gespräch fortsetzen. Sagen Sie aber jetzt noch eine einzige Unart zu mir, so gebe ich Ihnen eine Ohrfeige, daß Ihr

ganzer werter Leib durch die Kutschwand hinaus auf die Straße fliegt!"

Diese Worte waren in einem Ton gesprochen, daß Rallion auf jede weitre Bemerkung verzichtete und sich knurrend auf seinen Sitz zurücklegte.

So verging die Zeit in völliger Schweigsamkeit. Die Räder mahlten im tiefen Sand, und nur zuweilen ließ sich ein kurzer Zuruf des Kutschers hören. Es war dem Grafen nicht ganz geheuer; aber die im Wagen herrschende Stille, verbunden mit dem eintönigen Geräusch der Bewegung, übte eine einschläfernde Wirkung auf ihn aus. Er faßte sein Köfferchen mit den Händen, drückte es an sich und — schloß die Augen.

Als er sie wieder öffnete, war es hell geworden. Sein erster Blick galt natürlich dem Mann, der ihm gegenübersaß. Er konnte von ihm nichts erkennen als ein Paar Stiefel, eine Reisemütze und einen weiten Mantel, der hoch emporgezogen war. Ganz oben, zwischen Mütze und Kragen, blickten zwei dunkle Augen hervor.

Sobald aber ihr Inhaber jetzt bemerkte, daß der Graf seinen Schlummer unterbrochen hatte, ließ er den Mantel herab und enthüllte ein männlich edles Gesicht, das von einem dichten, dunklen Vollbart eingerahmt wurde.

Rallion kam es vor, als ob er diese Züge bereits einmal gesehn habe, aber er konnte sich nicht entsinnen, wo und wann dies geschehn sein sollte.

Jetzt zog der andre ein Täschchen und steckte sich, ohne um Erlaubnis zu fragen, eine Zigarre an. Dann ließ er das Wagenfenster herab und blickte hinaus, um zu sehn, wie weit man gekommen sei. Als er nach einer kleinen Weile den Kopf zurückzog, warf er einen halb spöttischen, halb feindseligen Blick auf den Grafen.

„So, mein Herr, jetzt können wir unser Gespräch fort-

setzen. Vorher war es dunkel, und ich liebe es, dem, der mich fordert, ins Gesicht zu sehn."

„Ich ebenso."

„Das bezweifle ich. Sie haben nur Mut, im Dunkeln zu wühlen. Sie sind ein Schuft, ein Lump, bei dessen Anblick es einem ist, als ob man eine häßliche Spinne entdecke. Ich sage Ihnen das aufrichtig ins Gesicht, bin aber überzeugt, daß Sie mich nicht zur Rechenschaft ziehn, sondern vor mir ausreißen werden!"

Das Gesicht des Grafen war totenbleich geworden. Er ballte die Fäuste.

„Hielte ich nicht meine Ansicht, daß Sie unzurechnungsfähig sind, für unumstößlich, so sollten Sie erfahren, welche Antwort ich auf solche Worte gebe."

„Natürlich werden Sie diese Ansicht aufrechterhalten, damit Sie einen Grund haben, sich zurückzuziehn; aber ich lasse Ihnen die Flucht nicht gelingen. Ich hätte Ihnen die Ohrfeige, die ich Ihnen anbot, nicht nur angedroht, sondern auch wirklich gegeben; aber ich habe es nicht getan aus Rücksicht auf den unglücklichen Umstand, daß Sie mein — Verwandter sind!"

Der Graf machte eine Bewegung der Überraschung.

„Ich? Ihr Verwandter? — Sie träumen!"

„Ich bin vielmehr sehr wach. Sie sind doch jedenfalls der Graf Jules Rallion, nicht?"

„Teufel! Woher wissen Sie das? Und welcher Umstand gibt Ihnen die Erlaubnis, mich Ihren Verwandten zu nennen!"

„Ah! Sollten Sie mich in der Tat nicht kennen?"

„Ich bin ganz ahnungslos!"

„Nun, Sie sahen mich zum erstenmal bei einer Gelegenheit, die Ihnen Veranlassung gab, vor einem Zweikampf davonzulaufen. Sie wurden von Gebhard von Greifenklau gefordert und gaben sich Mühe, schleunigst zu verschwinden!"

„Teufel! Sie sind — Sie sind doch nicht etwa Graf Kunz von Eschenrode —"

„Natürlich bin ich es, mein verehrtester Vetter. Ich bin sehr verwundert, Sie hier zu sehn. Bevor ich Sie aber frage, welchem freundlichen Umstand ich das Glück, Ihnen im Postwagen zu begegnen, verdanke, wollen wir unsre Ehrenangelegenheiten in Ordnung bringen. Schwager Greifenklau wohnt nicht weit von hier, und so bietet sich die beste Gelegenheit, seine damalige Forderung zum Austrag zu bringen. Vorher aber werde ich so höflich sein, Ihnen die verlangte Genugtuung zu geben. Blicken Sie hinaus! Sehn Sie den Wald da vorn, jenseits des Dorfs?"

Der Graf schwieg verbissen.

„Nun, dort liegt ein Forsthaus, woran wir vorüberkommen. Ich kenne den Förster. Er hat prächtige Waffen und wird uns gern zwei gute Pistolen zur Verfügung stellen. Dann gehn wir in den Wald, aus dem, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, nur einer von uns lebendig zurückkehrt. Und dieser eine werde ich sein. Einverstanden?"

Er sah den Grafen mit Augen an, aus denen dieser nicht recht klug werden konnte.

„Natürlich bin ich einverstanden!" antwortete Rallion. „Und ich glaube besser zu wissen, wer der eine ist, der lebendig aus dem Wald zurückkehrt!"

„Oh, was das betrifft, so bin ich überzeugt, daß der, den Sie meinen, den Wald gar nicht betritt!"

„Das wird sich finden!"

Damit war die Auseinandersetzung beendet. Der Postwagen rollte nach kurzer Zeit ins Dorf und hielt vor dem Wirtshaus, um die dortliegenden Briefschaften aufzunehmen.

„Zehn Minuten Zeit, meine Herren!" meldete der Postkutscher.

Rallion stieg aus und trat mit seinem Köfferchen ins Haus.

Eschenrode folgte ihm langsam. Um seine Lippen spielte ein eigentümliches Lächeln. Als er die Gaststube erreichte, war diese leer. Nur der Wirt befand sich da.

„Ist kein Reisender hier eingetreten?" fragte Eschenrode.

„Nein, mein Herr!"

Kunz begab sich in den Hof und dann in den Garten. Dort fand er einen Knecht, der mit dem Spaten arbeitete.

„War ein Fremder hier im Garten?" erkundigte er sich.

„Ja", lautete die Antwort.

„Wohin ist er?"

„Durch die Pforte ins Freie."

Kunz trat zur Tür und kam grade noch zur rechten Zeit, die Gestalt des Franzosen hinter einem Gesträuch verschwinden zu sehn. Er lachte heimlich vor sich hin und kehrte in die Stube zurück.

Es war mehr als eine halbe Stunde vergangen, als der Knecht Schritte hörte. Er blickte sich um und sah den Fremden, der durch die Pforte zurückkehrte, und schüttelte den Kopf. Rallion schritt stracks nach dem Gastzimmer.

„Ei", wunderte sich der Wirt, „sind Sie nicht vorhin mit der Post gekommen?"

„Ja."

„Der Kutscher hat Sie gesucht, weil er nicht länger warten konnte!"

„Nicht länger warten?" klang es erstaunt. „Ich will doch nicht hoffen, daß die Post fort ist?"

„Bereits seit zwanzig Minuten."

„Donnerwetter! Der Kutscher sagte ja, daß er fünfzig Minuten zu warten habe."

„Da haben Sie ihn falsch verstanden. Hier wird zehn Minuten gehalten, keine Sekunde länger! Wohin wollen Sie denn?"

„Nach Drengfurt!"

„Dahin gibts jetzt keine Gelegenheit!"

„Kann ich denn keinen Wagen bekommen?"

„Nein. Kein Mensch im Dorf hat einen Kutschwagen; aber am Nachmittag kommt ein Stellwagen durch, auf dem Sie einen Platz finden werden."

„So werde ich warten! Sagen Sie einmal, wie lange man fahren muß, um jenseits des Dorfs den Wald zu durchqueren."

„Wie lange? Das ist kein Wald, sondern nur ein kleines Eckchen Holz. In zwei Minuten ist man hindurch."

„Es gibt aber ein Forsthaus da?"

„Nein!"

„Wie? Auch keinen Förster?"

„Auch nicht."

Jetzt sah Rallion ein, auf welch schmähliche Weise er sich bloßgestellt hatte. Er biß die Zähne zusammen und wollte etwas sagen, um seine üble Laune auf den Wirt abzuleiten, als draußen ein Wagen im Trab angerollt kam und vor der Tür hielt. Der Kutscher klatschte mit der Peitsche und fragte, als der Wirt herbeieilte:

„Ist die Post schon vorüber?"

„Seit einer halben Stunde."

„Danke. Guten Tag!"

Er wollte eben die Zügel annehmen, wurde aber daran verhindert. Der Wagenschlag wurde geöffnet, und der Insasse sprang heraus.

„Halten bleiben!" gebot er dem Kutscher. Dann wollte er eiligen Schritts ins Haus treten; dort aber kam ihm Rallion bereits entgegen.

„Kapitän, Sie hier?"

„Ja, ich!" antwortete Richemonte. „Ich sah Sie am Fenster stehn und stieg natürlich sofort aus."

„Welch ein Zusammentreffen! Aber sagen Sie, was Sie veranlaßt, in diese Gegend zu kommen."

„Was haben Sie hier im Koffer?“ fragte dagegen der Kapitän, indem er auf das Köfferchen deutete, das der Graf noch in der Hand hatte.

„Geld!“

„Ah so! Hinein damit in den Wagen! Übrigens, da ich Sie hier treffe, haben wir Zeit. Die Pferde mögen einige Minuten ruhn!“

Er nahm den Arm des Grafen und schritt mit ihm abseits.

„Haben Sie wirklich geglaubt, lieber Graf“, fragte er dann, „daß ich mich um diese wichtige Angelegenheit nicht weiter kümmern werde? Wie weit sind Sie?“

„Ich denke, daß die Sache heut oder morgen entschieden sein wird.“

„Wieso?“

Rallion unterrichtete den Kapitän über den Stand der Dinge und meinte dann:

„Aber Sie hier zu sehn, habe ich nicht erwartet!“

„Nicht wahr?“ lachte der Kapitän. „Ich komme, um einen Fehler gutzumachen, den wir begangen hätten und der uns großen Schaden bereiten müßte!“

„Welchen?“

„Denken Sie sich einmal, was geschehn soll! Nachdem George verschwunden ist, erfährt dieser Greifenklau, daß Graf Rallion der eigentliche Käufer ist!“

„Was weiter? Was kann das mir schaden?“

„Sehr viel! Graf Rallion ist sein Todfeind. Dieser Deutsche wird die Tat, die ihn zugrunde richtet, mit dieser Todfeindschaft in Verbindung bringen; er wird sich an die Polizei wenden; man wird nachforschen, und was wird man erfahren —“

„Nun?“

„— daß Graf Rallion, der Käufer, mit diesem sogenannten George de Lormelle im Einvernehmen gestanden hat.“

„Alle Teufel! Ich muß aber doch mit George in Fühlung bleiben!"

„Nein! Das eben dürfen Sie nicht. Das ist mir nachträglich eingefallen, und daher komme ich Ihnen nach."

„Wie aber haben Sie mich gefunden?"

„Ich wußte die Anschrift Ihres Vermittlers. Dort erfuhr ich, daß Sie in Rastenburg weilen, und da angekommen, erfragte ich, daß Sie mit der Post abgereist seien. Ich nahm ein eignes Fuhrwerk, eilte Ihnen nach und — da bin ich!"

„Ist mir lieb! Also Sie wollen Ihren Diener auf sich nehmen?"

„Ja. Sie müssen Ihr Alibi nachweisen können. Man wird erforschen, daß Sie sich zur Zeit der Tat in dieser Gegend befunden haben; aber man darf Ihnen nicht sagen können, daß Sie diesen George de Lormelle gesprochen oder auch nur gesehn haben."

„Wie aber wollen Sie ihn treffen, ohne von andern bemerkt zu werden?"

„Dafür lassen Sie mich sorgen! Aber sagen Sie mir zunächst, was Sie so allein hier tun, und wohin die Postkutsche ist, der Sie sich anvertraut hatten?"

„Ja, mein lieber Kapitän, das ist eine ganz widerwärtige Angelegenheit. Ich steige heut in den Wagen, und wer sitzt darin?"

„Hölle und Teufel! Doch nicht einer von den Greifenklaus?"

„Zwar kein Greifenklau, aber ebenso schlimm, ein Verwandter von ihnen, nämlich dieser Graf von Eschenrode —"

„Der Mann Ihrer Base Hedwig?"

„Ja."

„Ich denke, er steckt in Berlin! Was will er hier?"

„Weiß ichs?"

„Hat er Sie erkannt?"

„Ich denke, nein!“ antwortete Rallion zögernd. „Sobald ich ihn bei Tagesanbruch erkannte, bin ich hier ausgestiegen.“

„Eine Vorsicht, die ich loben muß. Aber sagten Sie mir nicht, daß Greifenklau, um sich entscheiden zu können, einen Brief aus Berlin erwarte?“

„So ist es.“

„Nun, dann ist Eschenrode dieser Brief. Er eilt selber herbei, und wir sind nun sicher, daß die Entscheidung vor der Tür steht. Kommen Sie, steigen wir ein!“

„Bis wohin fahren wir?“

„Sie bis Drengfurt, wo Sie aussteigen, ohne daß ich mich sehn lasse. Ich fahre dann irgendwohin, wo ich den Kutscher loswerden kann, ohne Verdacht zu erregen. Wenn ich mit Ihnen zu sprechen habe, werde ich Sie zu finden wissen. Schlau wird das allerdings anzufangen sein, denn auch mich darf man mit Ihnen jetzt nicht erblicken.“ —

Kunz von Eschenrode war mit der Post weitergefahren; ihn hatte das Zusammentreffen mit Rallion stark belustigt. Welche Bedeutung diese Begegnung für die Familie Greifenklau haben sollte, davon hatte er allerdings keine Ahnung.

Auf Breitenheim richtete sein Erscheinen große Freude an. Er eilte gleich nach dem Aussteigen ins Wohnzimmer und traf hier Margot und Ida. Er umarmte beide herzlich und fragte dann nach Hugo von Greifenklau.

„Er befindet sich bei den Gästen“, antwortete Margot. „Ah, ich habe noch gar nicht gesagt, wen wir hier haben.“

„Ich werde es wohl erfahren.“

„Es ist der polnische Graf von Smirnoff, der sich als Käufer anbietet, und ein Berliner Bankherr, der sein geschäftlicher Berater zu sein scheint. Mein Mann hat mit Sehnsucht auf Ihre Antwort gewartet, lieber Kunz.“

„Ich habe es vorgezogen, sie persönlich zu bringen und

Ihnen meinen Rat anzubieten, da Gebhard nicht anwesend ist."

„Wir sind Ihnen zu großem Dank verbunden. Welchen Bescheid bringen Sie uns?"

„Einen guten. Man sieht nicht die Spur eines Grundes, einer rein geschäftlichen Entschließung eurerseits hindernd in den Weg zu treten, sondern, was ich mir gleich dachte, man sagte sich, daß ihr Herr eures Besitzes seid und damit tun könnt, was euch beliebt."

„So befürchte ich, daß Hugo verkaufen wird!"

„Sie befürchten es?" fragte Eschenrode. „Warum befürchten?"

„Glauben Sie nicht, daß man nur ungern von hier scheidet?"

„Das glaube ich Ihnen ohne alle Versicherung. Aber ich möchte Sie bitten, nicht allein Ihre Gefühle zu berücksichtigen, sondern vor allen Dingen an Ihre Kinder zu denken. Da ist eine Vergrößerung des Vermögens um hunderttausend Taler oder gar noch mehr wohl mit in Rechnung zu ziehn."

„Das mag sein. Wir Frauen rechnen weniger nach Zahlen; unser Einmaleins ist das Gefühl, und das ist nicht immer untrüglich."

„Sie werden also nicht dagegen sein, liebe Tante?"

„Nein", erwiderte sie mit einem Lächeln, in dem sich fast eine Art Entsagung aussprach.

„Was hat Gebhard geantwortet?"

„Auch er ist Ihrer Meinung. Wir sollen verkaufen!"

„Sehn Sie! Ich bin überzeugt, daß Sie die mit dem Verkauf in Verbindung stehende Ortsveränderung bald überwinden werden, und ich hoffe, daß Onkel Greifenklau mir beistimmt."

Er hatte richtig vermutet. Greifenklau hatte fünfzig-

tausend Taler mehr verlangt, und der Pole war mit der Bitte um eine kurze Überlegungsfrist hervorgetreten. Während dieser hatte er sich bei Rallion Weisung geholt und den Auftrag erhalten, die geforderte Summe zu zahlen. Rallion war ja überzeugt, nicht nur in den Besitz der beiden Güter zu gelangen, sondern die Kaufsumme auch wiederzuerhalten.

*

Der Handel wurde abgeschlossen und unter Hinzuziehung gültiger Zeugen mit gerichtlicher Hilfe rechtskräftig gemacht. Dann zahlte Smirnoff die vollständige Kaufsumme in barem Geld auf. Der geringste Teil bestand in wohlgezählten Geldrollen, das andre in Kassenscheinen. Das Geld wurde geprüft und für richtig erklärt.

Diese hohe Summe hatte sich in Rallions Köfferchen befunden. Auf die Frage nach dessen Rückgabe hatte Smirnoff aus Höflichkeit erklärt, da er nun nicht mehr in dem Besitz des Geldes sei, so habe auch der Koffer keinen Wert mehr für ihn, und ihn dem Verkäufer geschenkt. Der ahnte nicht, wie schwer dieser Umstand in die Wagschale fallen werde.

Hugo von Greifenklau hatte den Koffer eigenhändig in sein Zimmer getragen und dort eingeschlossen. Wie zufällig war ihm dabei auf dem Gang George begegnet, der nach den beiden Zimmern ging, die ihm zur Wohnung angewiesen worden waren.

Dort öffnete er den großen Reisekoffer, den er mitgebracht hatte, räumte einige Wäschesachen zur Seite und zog zwei Gegenstände hervor. Der eine war ein Köfferchen von derselben Arbeit und Größe wie jenes, das die Kaufsumme enthielt.

„Steine darin!“ murmelte er. „Was für Augen wird der Alte machen, wenn er sie anstatt des Geldes findet.“

Dann nahm er den andern Gegenstand in die Hand. Es war ein Bund mit zahlreichen Nachschlüsseln.

„Ein Dietrich ist doch eine hübsche Erfindung", flüsterte er vor sich hin. „Dieser Schlüssel öffnet die Zimmertür und der andre hier den Schrank, in den der Alte allem Vermuten nach den Koffer eingeschlossen hat. Jetzt gilts!"

Er steckte die beiden Schlüssel ein, da hörte er, daß Sand gegen sein Fenster geworfen wurde. Er lauschte. Abermals Sand. Schnell versteckte er den kleinen Koffer wieder in dem großen und verschloß ihn. Dann trat er ans Fenster und öffnete es.

„Pst!" hörte er es unten erklingen.

„Wer ist da?" fragte er so leise wie möglich.

„Sind Sie Herr de Lormelle?"

„Ja."

„Können Sie einmal herunterkommen?"

„Wozu?"

„Das kann ich nicht da hinaufrufen! Eilen Sie sogleich nach der großen Kastanie im Garten!"

„Wer sind Sie?"

„Das erfahren Sie nachher."

„Gut, ich komme."

Er verließ das Zimmer, verschloß es und ging nach dem Garten.

Da der bei einem Verkauf gebräuchliche Schmaus gegeben wurde, so hatten sich die Bewohner des Schlosses mit den Gästen im Speisesaal versammelt, und die Diener waren so beschäftigt, daß George gar nicht beachtet wurde. Er gelangte gut an die erwähnte Kastanie, unter der ihm eine lange, dunkle Gestalt entgegentrat.

„George?"

„Ja!" antwortete er. „Wer sind Sie?"

„Ah, die Verkleidung scheint sehr gut zu sein, da du mich nicht erkennst."

Diese Worte waren mit unverstellter Stimme gesprochen worden. Der Diener trat bestürzt zurück.

„Wie? Höre ich recht? Sie sind es, Herr Kapitän?"

„Ja, ich."

„Aber was wollen Sie hier? Wenn man Sie erwischt und festhält, so ist alles verraten."

„Wieso? Erstens wird man mich nicht erwischen, festhalten aber gar nicht. Und selbst, wenn dies geschähe, so wäre doch noch nicht das mindeste verraten. Ich vermute, daß das Geld soeben erst in den Besitz Greifenklaus gelangt ist?"

„Vor einer Viertelstunde."

„Du hast es also noch nicht?"

„Nein."

„Nun, was sollte denn da verraten sein, wenn man mich erwischte! Übrigens hat meine Anwesenheit einen wohlüberlegten Zweck. Ich komme nämlich um deines eignen Vorteils willen und bin froh, dich getroffen zu haben."

„Darf ich fragen, weshalb?"

„Natürlich. Es war verabredet, daß du dich mit dem Geld sofort entfernen solltest."

„Das werde ich auch."

„Nein; das geht nicht."

„Warum nicht?"

„Weil man sofort wissen würde, wer der Täter ist."

„Das mag man immerhin wissen, wenn wir nur das Geld haben."

„Nein. So unvorsichtig wollen wir doch nicht sein! Man würde dir sofort nachforschen und könnte leicht auf deine Spur kommen. Dann bist du verloren, und wir sind es mit dir. Nein, du mußt bleiben!"

„Da wird man auch bei mir suchen und das Geld finden. Das ist noch viel schlimmer als das andre."

„Sei nicht blödsinnig! Das Geld bleibt nicht bei dir liegen, sondern du bringst es mir hierher, und ich schaffe es sofort in Sicherheit."

„Ah, nicht übel!"

Wäre es Tag gewesen, so hätte der Kapitän über das Gesicht, das George dabei machte, erschrecken können. So aber meinte er:

„Man wird den Verlust bemerken und alles aussuchen, aber nichts finden. Der Diebstahl wird in tiefstes Dunkel gehüllt bleiben, und du reist dann ruhig ab."

„Das wird mir nicht gut möglich sein."

„Wieso?"

„Man wird, da ich hier fremd bin, nach meinen Verhältnissen forschen und entdecken, daß ich nicht der Herr de Lormelle bin. Dann bin ich verloren."

„Wie könnte man das entdecken? Die Papiere, die dir Graf Rallion gegeben hat, sind gut."

„Ja, aber wie nun, wenn man Gebhard von Greifenklau telegraphiert, ob es wahr ist, daß wir uns in Algerien getroffen haben, und daß ich sein Freund bin?"

„Das wird man nicht."

„Man wird es, grade so wie man angefragt hat, ob er zum Verkauf der Güter seine Zustimmung erteilt."

„Du besitzt als sein Freund das Vertrauen der Seinigen."

„Aber nicht das Vertrauen der Polizei, die jeden Schloßbewohner scharf ins Auge nehmen wird, mich also auch."

„Ich werde dich benachrichtigen, sobald man telegraphiert."

Diese beiden Männer durchschauten sich; ein jeder von ihnen wollte den andern betrügen. George beschloß, den Kapitän sicher zu machen.

„Werden Sie das erfahren?" fragte er treuherzig.

„Ja. Ich werde genau beobachten.“

„Nun, wenn das ist, so scheint mir Ihre Ansicht richtig. Ich lade keinen Verdacht auf mich, brauche nicht zu fliehn und kann jederzeit in mein Vaterland zurück.“

„Gut, daß du das einsiehst. Das sind Vorteile, die man nicht genug berücksichtigen kann.“

„Wo aber treffe ich Sie später?“

„Es ist nicht nötig, dir einen Ort dazu anzugeben.“

„Wieso?“

„Graf Rallion kauft diesem Smirnoff alles ab und tritt sodann als Besitzer auf. Du brauchst also nicht nach ihm und mir zu suchen. Verstanden?“

„Dann allerdings!“

„Gut also. Wann bringst du das Geld herunter?“

„Das kann ich jetzt unmöglich wissen. Ich muß den geeigneten Augenblick abwarten.“

„Wo ist der Koffer?“

„Im Zimmer des alten Greifenklau.“

„Die Nachschlüssel hast du jedenfalls versucht?“

„Ja, sie passen. Aber sehn Sie da oben die beiden erleuchteten Eckfenster?“

„Was ist damit?“

„Das ist das Zimmer des Alten. Die Kinder sind mit der Erzieherin darin, und ich muß warten, bis sie fort sind.“

Das war eine Lüge. Das Zimmer Hugos lag auf der andern Seite des Vorderhauses.

„Das ist unangenehm“, meinte der Kapitän. „Ich werde wohl lange warten müssen.“

„Hoffentlich nicht. Übrigens, wenn es sich um eine solche Summe handelt, so ist es nicht zu viel verlangt, sich ein wenig in Geduld zu fassen.“

„Predige keine Moral, sondern mach dich an die Arbeit! Ich lege mich hier ins Gras!“

George gelangte in sein Zimmer zurück und zog ein Fläschchen hervor, um die beiden Nachschlüssel einzuölen. Dabei schritt er nachdenklich in der Stube auf und ab. Plötzlich flog ein spöttischer Zug über sein Gesicht.

„Da kommt mir ein feiner Gedanke! Alle Teufel! Ich möchte dabeisein, wenn der alte Schuft den Koffer öffnet und den Zettel zu sehn bekommt!"

Er setzte sich an den Tisch, nahm ein Stück Papier und schrieb mit Tinte in großen Zügen darauf:

„Seinem lieben Freund und Genossen Richemonte zum Andenken an den Schatz, nach dem ihm umsonst der Mund gewässert hat.

George de Lormelle."

Nachdem die Schrift getrocknet war, legte er das Blatt zusammen und steckte es zu sich. Dann begab er sich nach dem Speisesaal, wo man ihn nicht vermißt zu haben schien. Hier blieb er eine Weile, bis er die Überzeugung hegen durfte, daß jetzt niemand den Raum verlassen werde. Nun kehrte er in sein Zimmer zurück, nahm eine sehr lange und feste Schnur sowie das Köfferchen, steckte alles zu sich, was ihm beim Auffinden hätte schädlich werden können, und verließ das Zimmer. Er verschloß die Tür und steckte den Schlüssel ein.

Auf dieser Seite des Gangs war alles still und ruhig. Der Speisesaal lag im andern Flügel des Hauses.

Rasch und unhörbar huschte er bis an die Tür, die ins Zimmer Greifenklaus führte. Ein leises Klirren, und sie war geöffnet. Er trat ein und riegelte hinter sich zu. Auf diese Weise war er sicher, daß er nicht überrascht werden konnte. Selbst wenn jemand kam, vermochte er durchs offne Fenster zu flüchten.

Es brannte kein Licht in dem Raum. Ein Streichholz

flackerte in Georges Fingern auf. Bei dessen Schein bemerkte er, daß der Geldkoffer nicht zu sehn war und also eingeschlossen sein mußte. Er zog den zweiten Schlüssel hervor und öffnete den Schrank. Richtig, er fühlte den gesuchten Gegenstand mit der Hand heraus. Dafür stellte er den mitgebrachten gleichartigen Koffer hinein, der von derselben Schwere war. Dann verschloß er den Schrank wieder.

Nun wickelte er die mitgebrachte Leine auf, band den gestohlnen Koffer daran und ließ ihn zum Fenster hinab. Er hatte sich am Tag genau umgesehn und wußte, daß die Beute hinter einem kleinen Nachtschattengesträuch landete. Es war so finster, daß selbst jemand, der sich in unmittelbarer Nähe befand, nichts bemerkt hätte.

Jetzt zog er den Türriegel wieder zurück. Ein Blick durch die nur eine Spalte breite Öffnung belehrte ihn, daß niemand in der Nähe sei, und so trat er auf den Gang, schloß zu, nahm den Schlüssel zu sich und begab sich hinab vors Fenster.

Der Raub war gelungen. Der Schlüssel steckte im Koffer. Er trug diesen nach dem finstersten Teil des Gartens, öffnete ihn, nahm den Inhalt heraus und steckte ihn sorgfältig in die Ecke der Mauer. Dort lagen mehrere Steine, die von schadhaften Stellen der Umfassung gefallen waren. Mit diesen und mit herumliegendem Laub füllte er den Koffer, tat den Zettel dazu, den er geschrieben hatte, und verschloß ihn wieder.

Nun erst brachte er ihn nach dem entgegengesetzten Teil des Gartens, wo unter der Kastanie der Kapitän auf ihn wartete. Der Alte hörte ihn kommen und zog sich hinter den Stamm des Baums zurück. Der Nahende konnte ja auch ein andrer sein.

„Pst, Herr Kapitän!“

„Wer ist da?“ fragte dieser leise.

„George!“

„Ah“, atmete Richemonte erleichtert auf. „Geglückt?“

„Ja.“

„Wo ist das Geld? Zeig her!“

George gab ihm den Koffer in die Hände. Als der Kapitän ihn fühlte, mußte er sich Mühe geben, einen Ausruf der Befriedigung zu unterdrücken.

„Hat niemand etwas bemerkt?“

„Kein Mensch. Aber, Herr Kapitän, ich werde das Versprochne doch auch wirklich erhalten?“

„Traust du mir etwa nicht?“

„Warum sollte ich Ihnen nicht trauen? Es war nur so ein Gedanke, der mir plötzlich kam. Indes wünschte ich doch, ich könnte, da Sie so viel in den Händen haben, wenigstens einen kleinen Abschlag auch in meine Hand bekommen. Mein Geld ist fast alle; wer weiß, was geschieht, und es wird immerhin einige Zeit vergehn, bevor ich Graf Rallion aufsuchen kann.“

Der Kapitän griff in die Tasche, zog seine Börse hervor und gab sie George.

„Da! Es sind einige Goldstücke drin; ich habe nicht mehr bei mir. Du wirst später desto zufriedner sein. Jetzt aber will ich mich schleunigst aus dem Staub machen. Ich habe sehr weit zu laufen und schwer zu tragen. Gute Nacht, lieber George!“

„Gute Nacht, lieber Herr Kapitän!“

Richemonte verschwand im Dunkel der Nacht. Jenseits des Gartens blieb er aufatmend stehn.

„Ich bin doch besser, als ich dachte“, brummte er. „Gegen zweihundert Franken werde ich ihm gegeben haben. ‚Lieber Herr Kapitän‘, sagte er. Was er wohl später sagen wird? Am liebsten möchte ich alles für mich behalten; doch der

Einfluß Rallions ist groß; ich kann durch ihn weit mehr Vorteile ziehn, als die Hälfte dieser Beute beträgt. Gute Nacht, Greifenklau! Gute Nacht, Madame Margot! Ihr werdet an diesen Abend lebenslang denken." —

George lachte in sich hinein, als er zum Herrenhaus zurückkehrte.

„Dummkopf! ‚Lieber George', sagte er. Gibt mir auch noch eine Handvoll Goldstücke obendrein. Wie ihn das wurmen wird, den alten Spitzbuben!"

Im Schloß erteilte er einem Diener den Auftrag, sobald nach ihm gefragt werde, zu sagen, daß ihn ein leichtes Unwohlsein befallen habe und er um Entschuldigung bitten lasse. Dann suchte er sein Zimmer auf. Dort warf er seinen Reisemantel und eine lederne Reisetasche, die er bei seiner Ankunft getragen hatte, durchs Fenster und ließ sich selber an der Leine hinab.

12. Ein Blitz aus heiterm Himmel

Das Mahl hatte zu einer so späten Stunde geendet, daß die Teilnehmer es vorzogen, im Schloß zu übernachten. Aber am frühen Morgen brachen alle auf. Smirnoff und der Ländermakler waren die ersten, die anspannen ließen, um nach Drengfurt zu Rallion zu fahren. Sie fanden ihn schon in Reisekleidern.

„Wie?" fragte der Pole. „Das sieht ja aus, als ob Sie den Ort verlassen wollten!"

„Allerdings. Ich habe nämlich ein Leiden, das mich öfters plötzlich überfällt. Gestern in der Dämmerung erlitt ich einen solchen Anfall, daß ich nach einer Wärterin schickte, die bis zum Morgen bei mir bleiben mußte. Auch der Wirt hat während der Nacht nicht schlafen können. Ich muß schleunigst nach Berlin, um einen bessern Arzt zu sprechen, als ich hier finde."

Das alles war Berechnung — die Wärterin und die Gasthofbedienung konnten infolgedessen beschwören, daß er sein Zimmer nicht verlassen hatte.

„Und wir?" fragte Smirnoff.

„Nun, wie ist es gegangen?"

„Nach Wunsch. Ich stelle mich Ihnen als den gerichtlich anerkannten Besitzer Ihres Eigentums vor."

„Und die Papiere?"

„Hier! Kauf, Quittung, alles ist vorhanden. Wo es sonst mehrerer Wochen bedarf, um mit den Herren vom Amt

ins reine zu kommen, sind wir hier schnell fertig geworden. Geld ist eine Macht, und ich wünschte, ich besäße sie!"

„Das wird bald der Fall sein. Wir werden den zweiten Teil unsres Geschäfts in Berlin zum Abschluß bringen; das ist dort ja ebensogut möglich wie hier. Ich halte es überhaupt für klüger, es dort zu tun. Wir reisen zusammen. Sind wir fertig, erhalten Sie beide Ihren Lohn."

Dieses schnelle Abreisen war zwischen ihm und dem Kapitän, der schleunigst nachkommen wollte, verabredet. Sie hatten sogar ein Wirtshaus geringeren Rangs als Treffpunkt bestimmt, um möglichst unerkannt zu bleiben.

In dieses Gasthaus begab sich Rallion bereits am zweiten Tag nach seiner Ankunft und erkundigte sich dort nach Richemonte, der hier natürlich einen Decknamen trug. Er war schon eingetroffen.

„Endlich!" rief der Kapitän. „Mir ist die Zeit unendlich lang geworden."

„Wieso? Hatten Sie keine Beschäftigung?"

„Was hätte ich tun sollen?"

„Geld zählen!"

„Fällt mir nicht ein!"

„Weshalb nicht?"

„Weil ich das nur in Ihrer Gegenwart tun möchte!"

„Ah, so! Also George hat seine Schuldigkeit getan?"

„Ausgezeichnet."

„Gut, aber bekommen wird er nichts. Das soll die Strafe sein für seine frühern Spitzbübereien. Wo ist der Koffer?"

„Ich habe ihn in einen Korb gepackt und diesen als Behälter von Gesteinsproben bezeichnet."

„Sehr klug!"

Der Kapitän zog den Korb unter dem Bett hervor, zerschnitt die Stricke und öffnete ihn. Er enthielt Steine und

das Köfferchen, das von beiden mit gierigen Blicken betrachtet wurde.

„Eine Gesteinsprobe!“ lachte der Graf. „Köstlicher Gedanke! Jedenfalls wird nach diesem Koffer bereits geforscht. Das Geld nehmen wir, die Steine aber füllen wir hinein und senden ihn dann der Polizei. Überhaupt ist der ganze Schlag ein wahres Meisterstück! Schließen Sie auf!“

„Der Schlüssel fehlt leider.“

„Warum?“

„George hat ihn jedenfalls nicht vorgefunden. Greifenklau wird ihn zu sich gesteckt haben.“

„So müssen wir uns nach Werkzeugen umsehn.“

„Ich habe schon Hammer und Meißel besorgt.“

Das Köfferchen war nicht so stark gebaut, daß es lange Widerstand hätte leisten können. Der Deckel sprang bereits nach einigen Schlägen auf. Die Augen der beiden Männer fielen neugierig auf den Inhalt.

„Was ist das?“ fragte der Graf. „Laub!“

„Und ein Zettel darüber“, fügte der Kapitän hinzu. „Dieser Greifenklau ist doch ein eigner Kauz, das Geld mit Laub zu bedecken. Die Deutschen sind überhaupt halbverrückte Kerle. Was wollte er mit dem Zettel?“

„Wahrscheinlich hat er die Nummern der Wertpapiere vermerkt und dieses Verzeichnis mit zum Geld gelegt. Wie unsinnig! Nun ist das Geld mitsamt dem Verzeichnis fort, und es wird ihm unmöglich sein, der Polizei die Nummern anzugeben.“

Der Kapitän warf einen Blick auf den Zettel. Seine Augen wurden weit, und er ließ ein Schnaufen hören wie ein gereiztes Tier.

„Himmel und Hölle!“ rief er. „Da, sehn Sie selber!“

Der Graf nahm den Zettel und las laut die Worte vor:

„Seinem lieben Freund und Genossen Richemonte zum Andenken an den Schatz, nach dem ihm umsonst der Mund gewässert hat.

George de Lormelle."

Ratlos sahen sie sich an; sie durchwühlten den Behälter und warfen alles heraus.

„Alle Teufel! Steine und Laub!" rief der Graf.

„Laub und Steine!" wiederholte der Kapitän giftig.

„Er hat uns betrogen!"

„Betrogen und bestohlen! Aber ich werde den Schurken suchen; ich werde ihn zermalmen!"

Sein Gesicht nahm einen schrecklichen Ausdruck an; sein Schnurrbart ging in die Höhe und ließ die langen, gelben Zähne sehn.

„Gesteinsproben!" meinte der Graf mit einem bösen Fluch.

„Der Hund! — Sofort zurück, um ihn zu fangen!"

„Er wird schon längst über alle Berge sein. Das klügste ist, daß wir heimlich nach ihm forschen. Meine Geschäfte hier sind abgemacht. Ich habe den Kauf in den Händen. Vernichten wir den Koffer und verbrennen ihn hier im Ofen. Dann brechen wir auf. Die Güter sind mein; die Rache an Greifenklau ist gelungen; nur das ist verloren, was wir zuviel bezahlt haben. Und wenn wir es klug anfangen, werden wir dem Schurken seinen Raub wieder abjagen."

Sie vernichteten den Koffer und saßen einige Stunden später im Zug, um den gegen Greifenklau gerichteten Schlag auszuführen und zugleich nach den Spuren dessen zu suchen, der sie um ihren Raub gebracht hatte.

*

Greifenklau hatte am Morgen nach dem Kauf Smirnoff und den Makler abfahren lassen, ohne eine Ahnung von

dem Verlust zu haben. Erst als beim Frühstück der Amtsrichter, der die amtliche Handlung geleitet hatte, die Bemerkung machte, daß vorsichtigermaßen ein Verzeichnis der Nummern der Kassenscheine anzulegen sei, öffnete er den Schrank und nahm den Koffer hervor.

Der Schlüssel fehlte. Das fiel ihm auf, denn er wußte genau, daß er ihn steckengelassen hatte. Da er ihn trotz allem Suchen nicht fand, so wurde ihm bedenklich zumute. Er ließ die noch anwesenden Herren rufen und teilte ihnen die beunruhigende Entdeckung mit.

Es wurde beschlossen, nicht erst auf die Ankunft eines Schlossers zu warten, sondern den Koffer sofort aufzubrechen. Das geschah. Der Schreck und die Aufregung, die sich nun aller bemächtigte, ist nicht zu beschreiben. Der Amtmann gab den Befehl, daß kein Mensch, der sich auf dem Schloß befinde, es ohne Erlaubnis verlassen dürfe. Ein Bote wurde zur Polizei geschickt, und dann begann eine allgemeine Aussuchung. Die gestohlene Summe war so bedeutend, daß an eine Schonung der Gefühle des einzelnen nicht gedacht werden konnte.

Diesem ersten Schlag folgte ein zweiter, noch größerer.

Frau Margot hatte sich in ihrem Zimmer befunden, als die schlimme Entdeckung gemacht wurde. Sie war schon längere Zeit unfähig, allein zu gehn. Jetzt hörte sie ein Rennen und Rufen, ein Klagen und Fragen. Sie klingelte, sie rief nach der Dienerschaft, aber vergeblich. Eine ungewöhnliche Angst bemächtigte sich ihrer, und diese nahm zu, je lauter der Lärm wurde, und je weniger man sich um sie bekümmerte.

Sie versuchte sich von ihrem Stuhl zu erheben. Es gelang ihr endlich unter großen Schmerzen. Sie griff sich an der Wand und an den Möbeln hin bis zur Tür, öffnete und schob sich hinaus. Einer der Diener rannte vorüber, ohne sie zu beachten.

„Wilhelm! Wilhelm!“ rief sie. „Was ist geschehn?“

Erst jetzt bemerkte er sie.

„O Gott, gnädige Frau,“ rief er ganz außer sich, „man hat eingebrochen; man hat Sie bestohlen, fürchterlich bestohlen!“

„Eingebrochen? Uns bestohlen? Um Gotteswillen, was ist es denn, was man gestohlen hat?“

„Das Kaufgeld, die ganze Kaufsumme! Aus dem Koffer, in dem sie verschlossen war.“

„O — Gott — Gott — Gott — ver—verkauft — ver—verloren — meine — Ah— Ah— Ahn—!“

Sie brach zusammen.

Der Diener rannte zu Greifenklau, der fassungslos unter den Seinen stand.

„Schnell, schnell! Die gnädige Frau ist in Ohnmacht gefallen!“

Alles eilte mit ihm fort; aber Hugo war nicht imstande, ihm zu folgen. Hätten ihn nicht zwei ergriffen und gehalten, so wäre auch er zu Boden gesunken. Auf diese gestützt, vermochte er erst nach einiger Zeit fortzuwanken, um nach Margot zu sehn. Man hatte sie auf das Ruhebett gebracht; sie schien tot zu sein, ihre Augen waren starr und offen, und vor ihrem Mund stand ein bräunlicher Schaum. Hugo brach mit einem lauten Aufschrei neben ihr zusammen.

Der Amtsrichter schickte einen reitenden Boten zum Arzt, der beide sogleich untersuchte. Er erklärte, daß Frau Margot vom Schlag getroffen sei und nur noch einige Tage, vielleicht nur Stunden zu leben habe; bei Hugo aber sei ein hitziges Fieber ausgebrochen, das sein Leben in die größte Gefahr bringen könne; nur die sorgsamste Pflege werde ihn zu retten vermögen.

In diesem Jammer zeigte es sich, was ein Frauenherz vermag, wenn die Wolken des Unglücks sich zu entladen beginnen. Ida hatte von dem Augenblick an, in dem sie

die Kunde von dem Unglück vernommen, kaum ein Wort gesprochen. Ihr ganzes Wesen schien in Tränen erstarrt zu sein, und doch war sie die einzige, die Ruhe und Fassung zeigte.

In all dieser Aufregung war es keinem Menschen eingefallen, an den französischen Gast zu denken. Nur einer dachte an ihn, und der war — ein Kind.

Der kleine Richard hatte noch in seinem Bettchen gelegen, als sich das Rennen und Rufen erhob. Er war neugierig aufgestanden, hatte die Tür geöffnet und blickte auf das Durcheinander der Erwachsenen, ohne zu wissen, was er davon halten solle. Da aber kam einer weinend den Seitengang hervor, einer, von dem er wußte, daß dieser mit ihm sprechen werde. Es war der alte Kutscher Florian, der, vom Schreck fast gelähmt, herbeiwankte, in der Haltung eines Menschen, der Mühe hat, seine Gedanken in Ordnung zu halten.

„Florian, Florian!" rief der Knabe. „Komm her, Florian! Warum eilen die Leute so?"

Der Alte nahm den Kopf des Knaben zwischen seine Hände, beugte sich nieder und küßte ihn auf das Haar.

„Richard, lieber Richard, es ist ein großes, großes Unglück geschehn! Die Großmama und der Großpapa —"

Er hielt inne; er besann sich, ob es denn auch klug sei, dem Kleinen alles zu sagen.

„Die Großmama und der Großpapa?" fragte Richard. „Was ist mit ihnen, lieber Florian?"

„Nichts, o nichts! Sie schlafen. Aber man hat ihnen Geld gestohlen, alles Geld!"

Da richtete der Kleine die klugen Augen auf den Sprecher und fragte:

„Wer ist der Dieb?"

„Wir wissen es nicht, aber wir suchen nach ihm!"

„Wo war das Geld aufbewahrt?"

„Im Zimmer deines Großpapas!"

Der Kleine schlug die Hände zusammen.

„O Florian, dann weiß ich, wer der Dieb ist! Es ist Herr de Lormelle!"

„Um Gottes willen!" rief Florian. „Laß das ja niemand hören!"

„Warum denn nicht?"

„Weil Herr de Lormelle ein vornehmer Herr ist und ein Freund deines Vaters, aber kein Dieb!"

„Er ist ein vornehmer Herr, aber ich habe ihn nicht lieb. Gestern abend ist er ganz allein im Zimmer des Großpapas gewesen."

Der Diener wurde aufmerksam.

„Hast du das gesehn?"

„Ja."

„Wann war das?"

„Als die vielen Herren im Saal waren und ich schlafen gehn mußte."

„So ist er mit dem Großpapa im Zimmer gewesen?"

„Nein! Großpapa war mit den Herren im Saal. Ich mochte nicht im Bett bleiben; ich war so allein, denn das Schwesterchen schlief. Ich wollte auch im Saal sein, und da stand ich auf und wollte dich rufen. Du solltest mich ankleiden. Aber als ich die Tür öffnete, da sah ich Herrn de Lormelle kommen. Er trat so leise auf, als ob er mich fangen wollte, und da zog ich die Tür heran und ließ nur ein ganz, ganz kleines Lückchen."

Der alte Diener lauschte atemlos.

„Und was sahst du da?"

„Er nahm einen Schlüssel aus der Tasche und schloß Großpapas Tür auf; er trat ein und kam erst nach langer Zeit wieder heraus."

„Hatte er etwas in der Hand?"

„Nein, lieber Florian; ich habe nichts gesehn."

„Merkwürdig! Würdest du das auch andern so erzählen?"

„Wem denn?"

„Dem Onkel Kunz."

„Ja, dem werde ich es sagen!"

„Auch wenn der Herr Amtsrichter dabei ist, lieber Richard?"

„Auch dann."

„So warte einmal! Ich werde die beiden sogleich holen."

Er ging und brachte Kunz mit dem Amtsrichter herbei, denen der Knabe seine Entdeckung in kindlichstolzer Weise mitteilte. Der Beamte folgte der Erzählung mit Aufmerksamkeit und fragte dann Herrn von Eschenrode:

„Haben Sie diesen Herrn de Lormelle heut bereits gesehn?"

„Nein, ich denke erst jetzt an ihn."

„Ich ebenso. Merkwürdig ist es, daß er sich bei diesem Lärm noch nicht hat blicken lassen. Gehn wir nach seinem Zimmer!"

Als auf wiederholtes Klopfen nicht geöffnet wurde, befahl der Amtsrichter, die Tür aufzubrechen. Dies geschah, und als man nun eintrat, fand man das Bett noch unberührt. Der Franzose mußte sich durchs Fenster entfernt haben, denn die Tür war von innen verschlossen gewesen. Das Fenster stand offen, und als man hinabblickte, bemerkte man die Leine.

Nun wurden zunächst die Habseligkeiten des Verdächtigen untersucht. Sein Koffer enthielt etwas Wäsche und einige Kleidungsstücke, die jedoch weiter keinen Anhalt boten. Aber zwischen dem Koffer und der Wand lag — ein Bund falscher Schlüssel. George hatte sie in der Eile vergessen.

„Er ist der Dieb!“ rief der Amtsrichter. „Diese Nachschlüssel erklären alles. Ich werde sofort seine Verfolgung veranlassen!“

Schleunigst wurden Maßregeln ergriffen, des Flüchtigen habhaft zu werden, doch vergeblich.

Die Vorhersage des Arztes ging in Erfüllung; Hugo von Greifenklau wurde von einem hochgradigen hitzigen Fieber ergriffen, währenddessen er nur von Gutsverkäufen, Einbrechern und Kriegskassen phantasierte. Bei seinem Alter war wenig Hoffnung vorhanden, ihn genesen zu sehn. Frau Margot starb am vierten Tag, ohne wieder in den Besitz ihrer Sinne gekommen zu sein. So war in dem Haus langjährigen Glücks tiefe Trauer eingekehrt; Armut, Krankheit und Tod hatten jählings ihren Einzug gehalten, und keiner machte sich solche Vorwürfe wie Kunz, der sich einbildete, daß aus dem Verkauf nichts geworden wäre, wenn er sich nicht so warm dafür eingesetzt hätte.

Man hatte sofort an Gebhard gedrahtet, und die Antwort lautete, daß er schleunigst kommen werde, er kenne keinen Freund namens Lormelle. Kunz ließ sich Urlaub geben, um der verwaisten Familie ein Helfer sein zu können. Auch Hedwig, seine Frau, rief er herbei.

Aber noch ehe beide eintrafen, am fünften Tag nach dem Unglücksfall, meldete ein Diener Kunz von Eschenrode, daß zwei Fremde angekommen seien, die mit Herrn Hugo von Greifenklau zu sprechen verlangt hätten.

„Du sagtest doch, daß der Herr unfähig ist, jemand zu empfangen?“

„Deshalb wünschten sie, bei Ihnen eintreten zu dürfen.“

„Ihre Namen?“

„Sie wollten sie Ihnen selber sagen.“

„Eigentümlich! Führe sie zu mir!“

Nach einigen Augenblicken traten die Angemeldeten ein.

Kaum hatte Kunz einen Blick auf sie geworfen, so sprang er von seinem Stuhl auf. Nicht Rallion rief seine Aufmerksamkeit hervor, sondern Richemonte, dessen Antlitz er mit seinem Blick durchbohren zu wollen schien. Wer dieses Gesicht einmal gesehn hatte, der war nicht imstand, es wieder zu vergessen.

Und er hatte es gesehn, drüben in Afrika, kurz nach der Löwenjagd.

Die beiden verbeugten sich, aber auf eine Weise, die die Absicht zu verstehn gab, das grade Gegenteil von Höflichkeit erkennen zu lassen.

„Sie sind Herr von Eschenrode?" fragte Rallion.

„Wie Sie wissen!" antwortete Kunz. „Sie kommen jedenfalls, um mir Ihr Verschwinden aus dem Postwagen zu erklären."

„Oh, ich werde Ihnen noch ganz andre Sachen zu erklären haben!"

„Vielleicht werden Sie mir endlich auch Genugtuung geben wollen!" meinte Kunz in verächtlichem Ton.

„Gewiß! Das ist ja grade der Grund meiner Anwesenheit. Ich komme, um Ihnen mitzuteilen —"

„Oh, bitte, bitte!" unterbrach ihn Kunz. „Wollen Sie mir nicht vorher den andern Herrn vorstellen?"

„Eigentlich wollte ich dies erst später tun, doch kann ich Ihnen den Namen meines Freundes sagen: Herr Kapitän Albin Richemonte."

Eschenrode fühlte sich einen Augenblick lang außerstande, einen Laut von sich zu geben; aber er verstand, seine Züge zu beherrschen. Sein Blick ruhte mit einem starren, fast toten Ausdruck auf dem Kapitän; nach einigen Sekunden aber forderte er Rallion auf:

„Sprechen Sie weiter!"

„Das wird sogleich geschehn. Herr von Greifenklau hat

seine bisherigen Besitzungen an den Grafen von Smirnoff verkauft?"

„Ja."

„Unter der Bedingung, diese Besitzungen mit seinem Privateigentum innerhalb eines Monats, vom Tag des Kaufabschlusses an gerechnet, zu verlassen?"

„Ja."

„Nun, so teile ich Ihnen mit, daß ich in alle Rechte des Grafen Smirnoff eingetreten bin. Ich habe ihm die beiden Güter abgekauft."

Zwischen Eschenrodes Zähnen drang ein zischendes Pfeifen hervor, der einzige Laut, den er während einer ganzen Weile hören ließ. Tausend Gedanken und Vermutungen kreuzten sich in seinem Kopf.

„Ich hoffe, daß Sie gehört haben, was ich soeben sagte!" meinte Rallion.

Kunz nickte.

„Ich habe Sie sehr wohl verstanden. Ich glaube sogar, daß Sie mir viel mehr mitgeteilt haben, als Sie bezweckten. Ich ersuche Sie, mir ins Nebenzimmer zu folgen."

Er stieß eine Tür auf und ließ die beiden vorangehn. Sie blieben wie gebannt am Eingang stehn. Das Gemach, worin sie sich befanden, war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen; kein Tisch, kein Möbel war vorhanden. In der Mitte des Raums aber erhob sich ein mit schwarzem Krepp und Samt ausgeschlagnes Trauergerüst, an dessen Seiten auf hohen Leuchtern eigenartig duftende Walratkerzen brannten. Die Fenster waren verhängt, und das Licht der Kerzen fiel auf einen Sarg, der die Blicke der beiden magnetisch auf sich zog. In diesem lag Margot, in helles, schimmerndes Weiß gekleidet. Der schöne Mund war scharf geschlossen, die gerundeten Wangen eingefallen. Auf der

einst so lichten Stirn spielten gelbgraue Töne, und das Weiß des Haars hatte seinen Glanz verloren.

Niemand schien bei der Leiche zu weilen, aber unten am Sargaufbau hatte ein vom vielen Weinen bleicher und matter Knabe gesessen und immerfort geschluchzt: „Großmama, meine liebe, liebe Großmama!“ Doch als sich die Tür geöffnet, hatte er sich in die tiefen Falten des Samts versteckt.

Kunz von Eschenrode stieg die Stufen hinauf und deutete mit der Rechten auf die Tote.

„Kennen Sie diese hier?“ fragte er mit tiefer Stimme, der man nicht anhören konnte, ob sie vor Rührung oder vor Grimm zitterte. „Ich sagte Ihnen vorhin, daß Sie mir mehr mitgeteilt haben, als Sie eigentlich beabsichtigten. Sie haben mir eingestanden, daß Sie das Eigentum dieser Hingemordeten durch einen Dritten kauften und den Kaufpreis durch einen Vierten rauben ließen, um ein Werk entsetzlicher Rache auszuüben. Die Hingegangne ist ein Opfer dieser Rache geworden, und auch der, mit dem sie im Leben verbunden war, ringt mit dem Tod. Ich lege meine Hand hier auf das Herz der Toten und schwöre, daß ich nicht ruhn und rasten werde, bis die bösen Taten ans Licht gebracht sind und ihren Lohn gefunden haben! Graf Rallion und Kapitän Richemonte, es wird der Tag kommen, an dem wir im Namen der ewigen Gerechtigkeit mit Ihnen abrechnen! — Gehen Sie! — Es ist hier nicht Raum für Sie neben der Leiche dieser edlen Frau!“

Er wies nach der Tür. Rallion fühlte ein Grauen in seinen Gliedern und wendete sich zum Gehn. Richemonte aber faßte ihn am Arm.

„Warten Sie!“ sagte er.

Dann schritt er langsam näher, stieg die Stufen empor, trat ganz nahe zum Sarg hin und nahm die Leiche mit einem

kühl musternden Blick in Augenschein. Es zeigte sich in seinem Gesicht nicht die leiseste Spur einer Gefühlsregung. Er hatte die Tote, die seine Schwester gewesen war, verfolgt, so lang er sie kannte. Und nun sie als Leiche vor ihm lag, war bei ihm von Reue nicht die Rede. Er hatte sein Ziel erreicht.

Nachdem er sie betrachtet hatte, wie man eine Wachsfigur anschaut, wandte er sich eisigkalt ab, zuckte die Achseln und sagte:

„Sie ist nicht zu bedauern. Sie hat trotz aller Mühe, die ich mir mit ihr gegeben habe, nie erkannt, was zu ihrem Besten diente. Ich habe es nicht glauben mögen, aber es gibt wirklich Menschen, die alles wollen, nur ihr eignes Glück nicht."

Eschenrode fühlte sich im tiefsten Innern empört.

„Schurke!" stieß er zornig hervor.

Richemonte wendete sich um.

„Meinen Sie etwa mich, Monsieur?"

„Ja, Sie!"

„Sie sind zu albern, als daß Sie mich beleidigen könnten."

„Ich werde Sie aus dem Haus werfen lassen!"

„Herr von Eschenrode", spottete Rallion, „nehmen Sie sich in acht, daß nicht Sie es sind, der hier aus dem Haus geworfen wird!"

„Feigling!"

„Feigling? — Es hat ein jeder Mensch seine eigne Art zu kämpfen. Während andre im Kugelregen fechten, tut der Minierer seine Pflicht unter der Erde, und er ist nicht weniger mutig als die andern. Gebhard von Greifenklau war einst so toll, mich zu fordern. Ich habe diese Forderung angenommen, aber ich verzichtete darauf, mit Waffen zu kämpfen, die ihm als Offizier geläufiger waren als mir. Die Rollen wären ungleich und die Entscheidung ungerecht

gewesen. Ich habe nach andern Waffen gegriffen, und Sie sehn jetzt, daß ich Sieger bin."

Da trat Eschenrode rasch einen Schritt vor.

„Ah, damit geben Sie zu, daß der Schlag gegen die Familie Greifenklau von Ihnen ausgeführt wurde!"

„Denken Sie, was Sie wollen! Sollten Sie so sinnlos sein, anzunehmen, daß ich bei Ihnen eingestiegen bin und das Geld genommen habe, das Ihnen abhanden gekommen ist, so habe ich nichts dawider. Ich begnüge mich damit, Herr der Besitzung zu sein, die meinem Gegner gehörte. Wollen Sie den Kampf noch weiter treiben, so bin ich bereit, ihn wieder aufzunehmen. Ich teile Ihnen mit, daß ich hier nicht wohnen, sondern die Verwaltung des Besitztums einem Beamten anvertrauen werde. Glauben Sie vielleicht, irgendwelchen Rechtstitel geltend machen zu können, so bedienen Sie sich meinetwegen der Ihnen zur Verfügung stehenden gesetzlichen Mittel, aber sorgen Sie dann dafür, daß mein Verwalter bei seinem Einzug niemand von denen vorfindet, die zu lieben ich keine Veranlassung habe! Ich würde in diesem Fall in unnachsichtlicher Weise mein Hausrecht in Anwendung bringen. Adieu, Monsieur!"

* *

Der Schlag war gefallen, und Margot von Greifenklau war glücklich zu preisen, daß sie ihn nicht mehr mitempfand. Sie wurde begraben. Alle ihre einstigen Untergebnen betrauerten in ihr eine Herrin, die selbstlos wie eine Mutter auf das Wohl aller bedacht gewesen war.

Hugo von Greifenklau hatte eine kräftige Natur; er war vom Fieber zwar niedergeworfen worden, es hatte ihn dem Tod nahegebracht, aber er genas.

Als er das erstemal das Lager verlassen konnte, befand er sich bereits seit langer Zeit in Berlin, wo Kunz von Eschen-

rode ihm eine Wohnung gemietet hatte. Seine Schwiegertochter und seine beiden Enkel waren bei ihm, aber er fühlte sich trotz ihrer Gegenwart einsam und verlassen. Ihm fehlte Margot, die seine Seele gewesen war. Man hatte ihm ihren Verlust erst später mitgeteilt, weil die Ärzte es zuerst nicht gestatteten; aber dennoch war es, als ob diese Schreckenskunde ihn wieder auf das Lager werfen wollte. Es bedurfte der ganzen Liebe und Anhänglichkeit der Seinigen, seine Gedanken von diesem Verlust wenigstens zeitweilig abzulenken.

Besser wurde das, als Gebhard endlich eintraf. Er war von allem unterrichtet worden; er wußte, daß seine Mutter tot und sein Vater schwerkrank war; er wußte auch, daß ihr Vermögen verloren sei, und daß ihr Feind sich auf ihrem Eigentum eingenistet habe. Er hatte darum seine Rückkehr nach Kräften beschleunigt, aber es war ihm nicht möglich gewesen, eher zu kommen.

Jetzt nahm er das Werk in die Hand, an dem bereits Eschenrode und die Polizei vergeblich gearbeitet hatten, nämlich die Erforschung dessen, was damals geschehn war.

Bei reiflicher Erwägung schien es fast sicher, daß zwischen jenem Diebstahl und dem Ankauf der Güter durch Rallion ein Zusammenhang bestand; aber war die Lüftung des darübergebreiteten Schleiers bisher eine Unmöglichkeit gewesen, so blieben auch alle weitern Nachforschungen ohne Erfolg. Dieser war nur denkbar, wenn der Dieb, der sogenannte George de Lormelle, entdeckt und ergriffen wurde; es gelang jedoch nicht, auch nur die leiseste Spur von ihm aufzufinden.

Inzwischen war zu dem Unglück auch noch ein weitres gekommen. Eines Tags traf ein schwarzgeränderter, versiegelter Brief aus Paris bei Gebhard von Greifenklau ein, worin ihm mitgeteilt wurde, daß die Tante seiner

Frau, die Gräfin Juliette de Rallion, an einem Schlaganfall plötzlich verstorben war. Das Testament ergab, daß sie ihren beiden Nichten, Ida und Hedwig, nur je ein kleines unbedeutendes Vermächtnis zugewendet hatte, während der Hauptteil der Hinterlassenschaft ihrem Neffen, dem Grafen Jules de Rallion zufiel.

Durch Erkundigungen erfuhr man, daß im Herzen der alten Dame zuletzt eine leidenschaftliche Verehrung für Napoleon III. aufgeflammt und dadurch ihr früherer Deutschenhaß aufs neue erwacht war. So hatte Graf Rallion ein leichtes Spiel, als er ihr riet, ihr früheres Testament umzustoßen, damit ihr Vermögen nicht ins Land des „Erbfeindes" wandere.

Die Gräfin Rallion war hochbetagt gewesen, und Gebhard hatte hoffen dürfen, es werde ihnen bei ihrem Ableben ein beträchtlicher Teil ihres Nachlasses zufallen. Das wäre in seiner gegenwärtigen Lage eine große Hilfe für ihn gewesen. Nun war selbst diese Hoffnung vernichtet.

Jetzt galt es, zu arbeiten und zu schaffen, damit die nackte Armut nicht ihren Einzug halte.

Zwar hatte Gebhard an seinem Schwager Kunz einen Freund, dessen ganzes Eigentum ihm zur Verfügung gestanden hätte, aber er zog es vor, selber seinen Unterhalt zu verdienen. Er versuchte, die Erfahrungen und Anschauungen, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte, zu verwerten. Er schrieb Bücher, Berichte und Gutachten und hatte die Freude, seine Mühe anerkannt und belohnt zu sehn. Es gelang ihm, sich mit der Feder eine, wenn auch nicht glänzende Stellung zu erobern.

Aber die Zeit rückte vor, und mit ihr stiegen die Ansprüche, die das Leben und die Sorge für die Seinen an ihn stellten. Der kleine Richard hatte das Alter erreicht, in dem er als Kadett eintreten sollte; dazu waren Mittel

erforderlich, die Gebhard nicht besaß. Zwar griff Kunz von Eschenrode ein; aber es war vorauszusehn, daß die Ausgaben von Jahr zu Jahr steigen würden. Eschenrode sollte nicht gewohnheitsmäßig in Anspruch genommen werden; man mußte daran denken, sich irgendeine Hilfsquelle zu erschließen.

So saßen Großvater, Vater und Mutter oft sorgend beisammen, um zu beraten und Pläne zu entwerfen, die sich aber als nicht ausführbar erwiesen.

Ein einziger unter diesen Plänen gab, so abenteuerlich er auch auf den ersten Blick erschien, doch eine kleine Hoffnung des Gelingens. Und stets war es Hugo, der die Rede auf ihn brachte.

„Die Kriegskasse", meinte er, „könnten wir doch die Kriegskasse finden!"

„Sie gehört nicht uns; sie ist Eigentum Frankreichs", wendete Gebhard ein.

„Frankreich wird dem Finder eine Belohnung zahlen."

„Nun wohl! Aber wo soll man sie suchen?"

„Ich kann mich leider nicht mehr besinnen; so weit meine Gedanken reichen, muß ich mir sagen, daß ich sie nicht sehr fern, und zwar südlich von dem Ort vergraben habe, wo sie erst lag. Die Zeichnung, die ich damals fertigte, hat zwar Blücher erhalten, aber ich habe ein Doppel genommen, das wir noch jetzt besitzen."

Dieses Gespräch wiederholte sich so oft, daß Gebhard von Greifenklau sich endlich an den Gedanken gewöhnte, der verlornen Kriegskasse nachzuforschen. Im stillen tat auch Ida alles mögliche, ihn in diesem Beschluß zu bestärken. So saßen sie an einem schönen Sommertag des Jahres 1859 in dem kleinen Gärtchen, das zu ihrer gegenwärtigen Wohnung gehörte, und sprachen über denselben Gegenstand. Da erwärmte sich Hugo so sehr dafür, daß er schließlich ausrief:

„Nun gut, Gebhard! Wenn du nicht gehst, so gehe ich!"

„Du? — Ausgeschlossen!"

„Warum?"

„Grad jetzt macht dir deine alte Wunde sehr viel zu schaffen. Du bedarfst der Ruhe und mußt auf Monate hinaus jede größre Anstrengung vermeiden. Es ist keine Erholung, dort im Gebirg herumzuklettern und nach einem Ort zu suchen! Dazu kommt, daß es heimlich geschehn muß. Das Wetter darf gar nicht berücksichtigt werden, im Gegenteil, je schlimmer es ist, desto sichrer ist man vor etwaigen Lauschern."

„Hm! Das mag sein! Also ich muß leider verzichten; aber du, Gebhard, könntest es doch versuchen!"

„Wenn ihr es denn so dringend wünscht, so will ich euch den Willen tun. Aber wie?"

„Das ist nicht schwer", ließ sich hinter ihm eine Stimme vernehmen.

Er drehte sich um. Da stand der alte, treue Kutscher Florian Rupprechtsberger, der damals mit Hugo nach Deutschland gekommen war und auch dann die Familie nicht verlassen hatte, als sie arm wurde.

„Nicht schwer? Wieso?" fragte Gebhard.

„Ich gehe mit!"

„Du? Hm!"

Florian war alt geworden. Gebhard betrachtete seine Gestalt mit prüfendem Blick, ob der brave Mann den Anstrengungen einer solchen Reise auch noch gewachsen sei.

„Das ist wahr", sagte Hugo. „Da ich nicht mit darf, so ist unser Florian der einzige, der jene Gegend kennt."

„Wird er sich ihrer auch erinnern können?" meinte Gebhard.

„Gewiß!" antwortete Florian. „Ich war ja mit in der Schlucht, wo das Geld erst vergraben war. Das war an

dem Tag, an dem der Kapitän Richemonte den Baron de Reillac ermordete."

„Das haſt du ſchon oft erzählt; aber wirſt du dieſe Schlucht auch heut noch wiederfinden?"

„Das verſteht ſich!"

„Beſchreibe den Weg!" befahl Hugo.

„Man geht durch Bouillon, an dem Wirtshaus vorüber, in dem Sie einmal eingekehrt waren, ein Stück am Waſſer hin, und dann bei den Bäumen biegt man links ein, um den ſchmalen Weg zu verfolgen, der an der Köhlerhütte vorüberführt. Von da aus hat man nur einige Minuten weiter durch den Wald zu ſteigen; dann öffnet ſich zur rechten Hand die Schlucht."

„Das iſt richtig. Aber ſeit jener Zeit ſind viele Jahre vergangen, und es wird manches verändert ſein, vielleicht ſo, daß man das Gelände nicht mehr wiedererkennt."

„Den Berg haben ſie doch nicht fortſchaffen können, und die Schlucht iſt alſo auch noch da."

„Wohl wahr! Aber wenn ihr nun die Schlucht gefunden habt, was dann?"

„Dann nehmen wir den Plan in die Hand, den Sie damals gezeichnet haben, und ſuchen, indem wir uns von der Schlucht aus immer nach Süden halten."

„Glaubſt du denn, daß du eine ſolche Reiſe noch mit unternehmen kannſt?"

„Ich laufe noch um die Erde herum, wenn es gilt, etwas zu tun, was Ihnen Freude macht."

„So habe ich nichts dagegen, daß du mit Gebhard reiſt. Und da wir nun einmal den Entſchluß gefaßt haben, ſo wollen wir auch nicht lange zögern, ihn zur Ausführung zu bringen."

Florian zeigte große Freude.

„Herrlich!" rief er aus. „Bei dieſer Gelegenheit kann

ich einmal meine Verwandten besuchen. Die Alten sind freilich gestorben, und die Jungen habe ich noch gar nicht gesehn, aber wir schreiben uns zuweilen. Und das schöne Geld! Vielleicht werden Sie dadurch wieder so reich, wie Sie gewesen sind!"

„Den wievielten Teil des Ganzen würdet ihr wohl erhalten?" fragte Ida.

„Ich bin mit dieser Frage", lächelte Hugo, „hier bei einem Rechtskundigen gewesen. Er hat nachgeschlagen und gesagt, daß eine Kriegskasse, die so lange vergraben liege, unter den Begriff des Schatzes falle. Der Finder bekommt grade die Hälfte, während die andre dem Besitzer des Bodens gehört, auf dem der Schatz gefunden wird."

Diese Auskunft steigerte die Begeisterung für das Unternehmen, und es wurde beschlossen, die Vorbereitungen zur Abreise sofort zu treffen.

13. Die Tochter des Schäfers

Unterdessen wohnte Kapitän Richemonte mit Baron und Baronin Liama de Sainte-Marie auf Jeannette. Am Zustand des Barons hatte sich nichts gebessert, er war vielmehr noch tiefsinniger geworden. Der in der Sahara an den Arabern verübte Massenmord quälte sein Gewissen mehr und mehr, und der Gedanke an jene ruchlose Tat versetzte ihn zeitweilig in einen Zustand finstern, dumpfen Brütens. Später traten sogar Stunden ein, in denen er die Geister der Ermordeten zu sehn glaubte.

Er durfte nicht mehr ohne Aufsicht gelassen werden, und diese mußte der Kapitän selbst übernehmen. Wäre eine andre Person damit betraut worden, so stand zu befürchten, daß die ganze Vergangenheit verraten wurde.

Schließlich mußte aber doch ein Arzt zu Rat gezogen werden. Er erhielt so viel mitgeteilt, wie angängig war, ohne gefährliche Vermutungen in ihm zu erwecken, und er riet nach einiger Beobachtung des Kranken zu Zerstreuung und einer Ortsveränderung, die in einer Reise bestehn könne. Diese müsse aber möglichst anstrengend sein, da körperliche Ermüdung einen heilsamen Einfluß auf den erkrankten Geist ausüben würde.

Der Kapitän fluchte im stillen über den Zustand seines Verwandten und Pflegesohns. Sich seiner zu entledigen, hätte sein Gewissen durchaus nicht belastet; aber er überlegte sich, daß dies nur ein sehr dummer Streich wäre.

Starb der Baron de Sainte-Marie, so gelangten Liama und ihr Töchterchen Marion zur Erbschaft. Das schien bedenklich, und deshalb mußte der Kranke weiterleben.

Richemonte beschloß, mit ihm eine Fußreise zu unternehmen, und zwar ins Gebirge. Er wollte nach den Argonnen hinauf und dann in den Ardenner Wald.

Die Vorbereitungen machten nicht viel Umstände. Ein junger, starker Knecht wurde als Diener mitgenommen, um bei der Bewältigung des Kranken behilflich zu sein, wenn sich bei ihm ja ein Anfall von Tobsucht einstellen sollte. Dann ging es fort. Erst mit der Post nach Châlons und hinauf in den Argonner Wald, der von Bar-le-Duc bis nach Launois durchwandert wurde. Diese anstrengende Fußwanderung war von ausgezeichneter Wirkung auf den Baron. Einige leichtere Anfälle in den ersten Tagen abgerechnet, war über ihn nicht zu klagen gewesen, und selbst sein Trübsinn, der ihn seit Jahren nicht verlassen hatte, schien nach und nach einer andern Stimmung Platz zu geben. Er wurde von Tag zu Tag heiterer und gesprächiger und begann sich mit allem, was er erblickte, immer lebhafter zu beschäftigen. Nur von der Vergangenheit zu sprechen, mußte Richemonte streng vermeiden. Selbst wenn der Kranke nur daran dachte, stellte sich sofort die frühere Stimmung wieder ein.

*

Zwischen Launois und Signy l'Abbaye liegt ein allerliebstes kleines und wohlhabendes Dorf. Es gab nur eine einzige Familie, die wirklich arm genannt werden konnte, die des Hirten Verdy. Er bewohnte mit Frau und Tochter eine kleine Hütte, die einen einzigen Raum bildete und Mensch und Vieh zu gleicher Zeit beherbergte.

Das Mädchen war sein Augapfel, machte ihm aber fast

mehr zu ſchaffen als der ſämtliche Tierbeſtand des Dorfs, über den er auf der Weide die Aufſicht hatte.

Die Tochter Adeline war als Kind von den Sprößlingen der reichen Bauern verachtet und zurückgeſetzt worden, deshalb hatte ſie ſich an die Einſamkeit gewöhnt. Aber ſie war eitel. Sie beſah ſich im Spiegel, ſie verglich ſich mit den andern Mädchen, und ſie kam zu der Überzeugung, daß ſie unter ihnen allen die Schönſte ſei.

Zum Putzen fehlte ihr nicht mehr als alles, und ſo ſann ſie nach, ob ſie nicht etwas verdienen könne. Als Magd vermieten wollte ſie ſich nicht; ſie mochte ſich nicht von denen befehlen laſſen, die ſie verachteten.

Da kam ihr ein andrer Gedanke. Ihr Vater beſaß einige Erfahrung in der Behandlung kranker Tiere. Oft hatte ſie für ihn hinaus aufs Feld und in den Wald gehn müſſen, um heilſame Pflanzen zu holen. Sie wußte, daß die Apotheker ſolche Kräuter brauchen und von Sammlern kaufen. Darum begann ſie Teepflanzen zu ſuchen und an die Apotheke zu liefern. Das war eine leichte Arbeit und brachte Geld ein, viel zwar nicht, aber doch immer ſo viel, wie ſie für ſich brauchte.

Es dauerte nicht lange, ſo hatte ſie Schuhe und Strümpfe, einen hübſchen Rock und eine weiße Schürze. Einige Bänder und Schleifen kamen dazu, und nun begannen auch die Burſchen ihre Blicke auf ſie zu richten. Aber ſie wollte nichts mehr von denen wiſſen, die ſie zuvor nicht angeſehn hatten.

Während ihres einſamen Aufenthalts in Wald und Feld gab ſie vielen bittern Gedanken Raum. Vor allen Dingen gedachte ſie ſich an der engherzigen Umwelt zu rächen. Aber wie?

In ſolchen Stunden wuchs in ihr der Plan, den Mädchen den vornehmſten Burſchen des Dorfes wegzuködern. Dies war der Sohn des Maire, des Bürgermeiſters.

Von diesem Augenblick an begann sie die Angel nach ihm auszuwerfen. Die andern verspotteten sie, aber der Bursche sah recht gut, daß sie die Hübscheste von allen war.

Zuerst trafen sie sich zufällig hier oder da, und endlich wurden wirkliche Verabredungen getroffen.

Schließlich erschien sie mit ihm beim Tanz. Sie hatte sich bisher dort nie sehn lassen dürfen, und so war es für sie ein großer Sieg, als der Sohn des Maire sich mit ihr im Kreis drehte und keine andre beachtete.

Aber seine Eltern überhäuften ihn mit Vorwürfen und Erklärungen, deren Ende war, daß der Vater dem Sohn verbot, mit Adeline jemals wieder ein Wort zu sprechen.

Die beiden trafen sich nun hinter dem Rücken der Eltern, und es kam die Stunde, in der sie weinend dem Geliebten erklärte, daß sie nun heiraten müsse. Da aber regte sich der Hochmut des Reichtums in dem Burschen. Er begann zu überlegen und kam zur Einsicht, daß die Tochter des armen Hirten keine Frau für ihn sei.

Bald gab es für die Verlassene keine Gelegenheit mehr, den Geliebten zu sehn, als beim Tanz. Darum ging sie hin. Aber sie feierte keine Siege mehr, sondern erlitt nur Niederlagen.

Da, eines Sonntagabends, saß sie, Rachegedanken im Herzen, wieder beim Tanz. Alle waren lustig; nur sie blieb allein und unbeachtet.

Plötzlich richteten sich aller Augen nach der Tür. Es waren zwei vornehm gekleidete Fremde eingetreten, zwei Herren, die dem Tanz zuschauten.

Der Ältere trug einen grauen Schnurrbart und blickte mürrisch drein. Der Jüngere machte einen vorteilhafteren Eindruck und hatte jenen eigentümlich leidenden Blick, der oft große Anziehungskraft auf Frauen ausübt.

Nachdem sie eine Weile zugeschaut hatten, schien der

Alte sich zu langweilen. Er ging. Der andre aber blieb neben dem Eingang stehn und setzte seine Beobachtungen fort. Adeline sah, daß sein Blick von einem Mädchen zum andern ging, als ob er ihre Schönheit prüfen wolle, und jetzt, jetzt ruhte sein Auge auch auf ihr.

Sie senkte den Blick und fühlte dabei, daß ihr das Blut in die Wangen stieg. Als sie nach einer Weile die Augen wieder aufschlug, sah er sie noch immer an.

„Ich habe ihm gefallen!" dachte sie. „Was mag er sein?"

Sie beobachtete ihn heimlich und bemerkte, daß seine Augen wieder und immer wieder zu ihr zurückkehrten. Endlich kam er gar auf sie zu.

„So allein und abgesondert von den andern, Mademoiselle?" fragte er.

„Ich bin stets allein, Monsieur!"

„Warum, mein Kind?"

„Ich bin arm."

„Was tut das? Sind die andern so stolz?"

„Ja, sehr stolz!"

„Lächerlich! Worauf können sie denn so stolz sein? Auf Bildung und Kenntnisse etwa? Jedenfalls nicht! So tanzen Sie wohl gar nicht?"

„Nein!"

„Doch Sie tanzen wohl gern?"

„Ich habe noch nicht viel getanzt, aber ich tanze gern."

„Dürfen auch Fremde hier teilnehmen?"

„Wer wollte es ihnen untersagen, Monsieur?"

„Nun — werden Sie mir den nächsten Tanz schenken?"

Das Herz wollte ihr vor Freude zerspringen.

„Sie scherzen!"

„O nein, ich scherze nicht! Auch ich tanze gern; aber ich war lange Zeit nicht in Frankreich, sondern in einem Land, wo man nicht tanzt. Werden Sie mir den Tanz verweigern?"

„Nein, Monsieur!"

„So bitte, kommen Sie! Die Musik beginnt!"

Der Fremde legte den Arm um sie. Willenlos ließ sie sich von ihm führen. Sie hielt die Augen geschlossen, und darum bemerkte sie nicht, daß kein andres Paar an diesem Tanz teilnahm. Man fürchtete den vornehmen Herrn zu stören, wenn man ihm in den Weg tanze. Aber als er ausruhend mit ihr stehenblieb, ergriffen einige Burschen ihre Mädchen und schwenkten im Kreis.

Noch zweimal kam an die beiden die Reihe, dann schwieg die Musik. Und während der augenblicklichen Stille trat ein dritter Fremder in den Saal, schritt auf ihren Tänzer zu und sagte laut, daß alle es hörten:

„Herr Baron, der Herr Kapitän läßt fragen, ob Sie jetzt mit zu Abend speisen werden."

„Nein", antwortete er. „Sag ihm, daß er nicht auf mich warten möge. Ich esse später."

Der Bote — es war der Diener, der Knecht aus Jeannette — kehrte in die Gaststube zurück.

„Nun?" fragte Richemonte, der bereits an dem einfach gedeckten Tisch saß.

„Der Herr Baron bittet, nicht auf ihn zu warten."

„Ah! Vergnügt er sich denn da oben?"

„Der Herr Baron tanzt", meinte der Diener zögernd.

„Donnerwetter! Wirklich?"

„Ja. Der Walzer war zu Ende, und der Herr Baron hatte noch sein Mädchen am Arm."

Das Gesicht Richemontes verzog sich zu einem spöttischen Lachen.

„Was war es denn für eine Nymphe? Hübsch oder häßlich?"

„Sehr schön."

„Hm. Wir sind hier nicht bekannt; da mag es gehn. Er

mag also in seinem Spaß ungestört bleiben. Ich lege mich nach dem Essen schlafen; du wirst ihn dann bedienen!"

Im Saal hatten die Worte des Dieners Aufsehen erregt. Ein Baron hatte mit der Tochter des Hirten getanzt!

Adeline schwamm in einem Meer von Wonne. Sie hätte die ganze Welt umarmen mögen. Ein Baron war er, ein Baron. Das war die Rache an dem ungetreuen Geliebten, der jetzt dort in der Ecke stand und ein Gesicht machte, als ob er nicht genau wisse, ob er sich ärgern solle oder nicht.

Der Baron hatte sie nicht wieder abseits nach der Bank geführt, auf der sie gesessen hatte, sondern an einen Tisch.

„Ich wünschte, ich wäre der Sohn eines Bauern, wie diese hier. Dann könnten Sie öfters meine Tänzerin sein."

„Oh, Monsieur, Sie würden wie die andern sein und eine Reiche vorziehn."

„Nein. Ich würde die vorziehn, die mir gefällt, und das sind Sie. Haben Sie noch Eltern?"

„Ja."

„Und was ist Ihr Vater?"

„Er ist nur der Hirt des Dorfes."

„Nur! Warum gebrauchen Sie dieses Wort? Ein jeder Mann ist ein ganzer Mann, wenn er seinen Platz ausfüllt. Sie werden mich neugierig schelten, aber ich hab noch eine Frage: ob Sie einen Verehrer haben?"

„Ich habe keinen", antwortete sie errötend.

„Sagen Sie die Wahrheit?"

„Gewiß, Monsieur!"

„Aber einen, den Sie liebhatten, hat es bereits gegeben?"

Sie blickte verlegen vor sich nieder und zögerte zu antworten. „Ja, ich habe einen Geliebten gehabt", sagte sie endlich, „aber wir sprechen nicht mehr miteinander."

„Ah! Ist er hier?"

„Ja."

„Wollen Sie mir ihn zeigen?"

„Er steht jetzt ganz allein am Schanktisch und läßt sich Wein geben."

„Dieser? Er hat keinen Geschmack, Mademoiselle, keinen Geschmack und kein Herz, und darum wären Sie nicht glücklich mit ihm geworden. Verstößt es gegen den Gebrauch dieser Gegend, wenn ich Sie einlade, heut abend mit mir zu speisen?"

„Nein. Aber es würde auffallen, wenn wir dies an einem Ort täten, wo wir allein wären."

„Also hier?"

„Ja, hier, wo man uns offen beobachten kann."

„Gut! So sagen Sie mir nur noch, ob es auffällig sein würde, wenn ich Sie nachher nach Haus begleitete."

„Ja; man würde sehr darüber sprechen, und ich dürfte mich nicht wieder sehn lassen."

„Können wir es nicht so einrichten, daß man es nicht bemerkt? Der Abend ist so schön. Wir könnten noch ein wenig spazierengehn."

„Dann wäre es klüger, daß ich eher verschwinde und Sie erwarte."

„Weshalb?"

„Weil es ungebräuchlich ist, daß die Dame den Herrn erwartet. Man wird also nicht so leicht auf den Gedanken kommen, daß ich dies tue, sondern glauben, daß ich nach Haus gegangen bin."

„Ah, Sie sind nicht bloß schön, sondern auch klug! Also werde ich Sie begleiten dürfen?"

„Ich weiß noch nicht. Um dies sagen zu können, müßte auch ich Ihnen eine Frage vorlegen dürfen."

„So fragen Sie."

„Aber diese Frage wird Sie vielleicht verletzen."

„Aus Ihrem Munde verletzt sie mich nicht."

„Sie sind verheiratet?"

„Ich war es, aber meine Frau ist gestorben", log er.

„So sind Sie Witwer?"

„Ja."

„Dann nehme ich Ihre Begleitung an. Wenn Sie nach mir den Saal verlassen, so gehn Sie rechter Hand zum Dorf hinaus. Es ist nur zwei Minuten bis zum letzten Haus, dort werde ich Sie erwarten."

Sie blieben für den Abend miteinander an dem Tisch sitzen. Er tanzte noch öfters mit ihr, und so fiel es nicht auf, daß sie an seinem Mahl teilnahm. Höchstens fühlte man Mißgunst anstatt Mißtrauen. Und als das Mädchen endlich Abschied nahm, war jedem Argwohn die Möglichkeit abgeschnitten.

Der Baron wartete noch eine Viertelstunde und ging dann auch, suchte seinen Diener auf und befahl ihm, da er noch ein wenig frische Luft schöpfen wolle, dafür zu sorgen, daß er bei seiner Rückkehr die Tür offen finde. Dann verließ er das Haus.

Am angegebnen Ort fand er Adeline. Sie weigerte sich nicht, ihm ihren Arm zu reichen, und dann spazierten sie miteinander unter den Bäumen dahin, die die nach Mézières führende Landstraße zu beiden Seiten einfaßten.

Sie sprachen über nichts und vieles. Adeline wußte gut zu plaudern und befand sich in einem seligen Rausch. Sie war dem Mann dankbar, der ihr den Triumph über den Geliebten verschafft hatte; und als er endlich versuchte, ihr einen Kuß zu geben, fand er nur einen schwachen Widerstand.

Doch machte Adeline gar nicht den Eindruck auf ihn, als ob sie gegen einen jeden andern in gleicher Weise sich verhalten hätte. Als dann das Dorf wieder vor ihnen lag, sagte er im Ton des Bedauerns:

„Wie ſchnell iſt dieſe Stunde vergangen! Ich wünſchte ſehr, Sie näher kennenzulernen.“

„Iſt das ſo ſchwer?“ lockte ſie.

„Gut. Ich werde morgen noch hierbleiben. Bitte, geben Sie Zeit und Ort an!“

Sie deutete nach rechts hinüber.

„Sehn Sie dort im Mondſchein die Waldecke?“

„Ja.“

„Am Tag werden Sie eine hohe Eiche bemerken, die da ſteht. An dieſer Eiche treffen Sie mich Mittag Punkt ein Uhr. Ich gehe Pflanzen ſammeln.“

„Ah! Ich werde Ihnen helfen.“

„Jetzt gute Nacht, Monſieur!“

„Gute Nacht!“

14. Auf der Suche nach der Kriegskasse

Während der Abwesenheit des Barons, oder vielmehr schon, während er sich noch im Saal befand, hatte sich etwas Wichtiges ereignet.

Grad als der Kapitän sein Abendbrot verzehrte, waren zwei neue Gäste angekommen, ein älterer und ein jüngerer Mann. Sie nahmen an einem nahen Tisch Platz. Richemonte saß in einer Nische, wo sie ihn nicht bemerken konnten, während er ihre Gestalten in einem gegenüberhängenden Spiegel erblickte. Es war ihm, als ob er den ältern bereits gesehn habe, doch er konnte sich nicht besinnen.

Beide bestellten sich Trank und Speise. Während aufgetragen wurde, fragte der Ältere:

„Wohnt nicht ein fremder Herr bei Ihnen, der seinen Namen Chenet eingetragen hat?"

„Jawohl, Monsieur", antwortete der Wirt.

„Haben Sie noch Platz für uns beide?"

„Sind Sie die zwei Herren, die Monsieur Chenet erwartet?"

„Ja. Hat er von uns zu Ihnen gesprochen?"

„Er hat mir gesagt, daß Sie sich hier treffen wollen, und wird nicht schlafen gehn, sondern Sie auf seinem Zimmer erwarten."

„Welches Zimmer?"

„Nummer drei."

„Gut. Geben Sie auch uns ein Zimmer!" Und zu

seinem Gefährten gewendet, fragte er: „Wir brauchen doch nicht verschiedne Stuben?“

„Nein, wir bleiben beieinander, Onkel Florian.“

Bei dieser Antwort des Jüngern ging es wie ein helles Licht durch Richemontes Gedächtnis. ‚Onkel Florian!‘ Ja, jetzt besann er sich. Diesen Menschen kannte er sehr genau. Es war Florian Rupprechtsberger, der einstige Kutscher von Jeannette. Was wollte dieser Mensch hier? Er wohnte in Berlin bei der Familie von Greifenklau. Wer war der sogenannte Herr Chenet, der ihn erwartete?

All diese Fragen gaben ihm zu denken. Er hatte Zimmer Nummer zwei und lag also neben diesem Chenet. Kurz entschlossen stand er auf und begab sich nach oben; ganz unhörbar schritt er auf die Tür seines Zimmers zu und öffnete ebenso leise mit dem Schlüssel. Sodann stellte er einen Sessel hart an die von seiner Seite aus verriegelte Verbindungstür der beiden Zimmer und nahm darauf Platz, um das Kommende abzuwarten.

Endlich, nach längerer Zeit, hörte er Schritte. Man klopfte drüben.

„Wer ist da?“ fragte eine Stimme von innen.

„Ich, Florian.“

Es wurde geöffnet, und der Genannte trat ein.

„Welche Unvorsichtigkeit, deinen Namen draußen auf dem Gang zu nennen!“ hörte Richemonte. „Wir gehn hier unter fremden Namen und müssen diese beibehalten! Du kommst spät: ich glaubte, daß es sich bei Nacht im Wald sehr schlecht suchen lasse.“

„Ich denke, daß ich Ihre Verzeihung schon erlangen werde. Wie gut, daß wir uns trennten! Man bestreicht da in der gleichen Zeit eine größre Fläche.“

„Wie?“ fragte der andre schnell und freudig. „Bist du vielleicht glücklich gewesen?“

„Ja, ich hoffe, den Ort gefunden zu haben. Sie hatten zwar den Plan bei sich, aber ich habe mir alles ganz genau gemerkt. Die Bäume, die auf dem Platz stehn, sind natürlich größer und stärker geworden, zwischen ihnen kann Gebüsch entstanden sein, aber es stimmte alles; die Erhöhungen und Vertiefungen, die Bäume, nur der Baumstumpf fehlte, der mit angegeben ist."

„Er kann währenddessen ausgefault sein. Hast du nicht den Boden untersucht?"

„Wir hatten keine Werkzeuge mit als unsre Stöcke und Messer, und eine Kriegskasse vergräbt man doch tiefer, als daß man sie mit dem Messer erreichen kann. Wir müssen uns morgen einen Spaten verschaffen und den Ort gemeinschaftlich untersuchen."

„Natürlich! Für morgen genügt es nur, zu wissen, ob wir den richtigen Ort gefunden haben, und dann —"

Da begann drüben die Tanzmusik wieder aufzuspielen, und Richemonte konnte kein Wort mehr verstehn.

„Donnerwetter!" flüsterte er erregt. „Da taucht die Kriegskasse wieder auf. Sie suchen sie; sie haben sie vielleicht schon gefunden, wenigstens den Ort, wo sie vergraben liegt. Dieser Chenet ist ganz sicher ein Greifenklau! Welch ein Glück, daß wir hier eingekehrt sind! Aber diesmal sollen sie mir nicht entkommen. Und die Kasse wird mein, oder der Teufel ist mit ihnen im Bund!"

Noch während die Musik spielte, hörte Richemonte drüben die Tür gehn. Florian entfernte sich. Jetzt gab es nichts mehr zu erlauschen; darum entkleidete Richemonte sich leise und legte sich zu Bett. Aber der Schlaf floh seine Augen; die Gestalten der Vergangenheit wurden lebendig und traten vor seine Seele, all sein Haß wurde wieder wachgerufen. Er wälzte sich auf dem Lager und zog, als der Tag anbrach, es vor, auf den Schlaf zu verzichten.

Er durfte sich jetzt unten nicht blicken lassen; deshalb verließ er leise sein Zimmer, um dem Diener einzuschärfen, wie er sich zu verhalten habe. Wieder zurückgekehrt, schloß er sich ein und zog sich an. Er mußte, wenn die Kriegskassensucher das Gasthaus verließen, bereit sein, ihnen zu folgen.

Als dann das Leben sich im Haus zu regen begann, huschte er einmal hinab, um anzuordnen, daß keinem, der etwa nach ihm und seinem Gefährten fragen würde, Auskunft erteilt werden solle. Ein Baron und ein Kapitän, das waren hier so seltne und so vornehme Leute, daß er überzeugt war, man würde seine Anweisung befolgen.

Nun stellte er sich auf die Lauer. Er bedauerte, daß er keine Waffen bei sich trug; doch hatte er ein Einschlagmesser einstecken, dessen eine Klinge so lang und spitz war, daß es sich immerhin als Verteidigungswaffe, unter Umständen sogar zum Angriff gebrauchen ließ.

Endlich regte es sich im Zimmer neben ihm. Sein Bewohner hatte ausgeschlafen und begab sich nach kurzer Zeit hinab in die Gaststube. Eine halbe Stunde verging, und dann sah Richemonte, daß drei Personen aus dem Haus traten und sich langsam entfernten. Zwei waren der frühere Kutscher Florian und sein Verwandter, und im dritten erkannte er an der Familienähnlichkeit einen Greifenklau.

Jetzt verließ auch er sein Zimmer und begab sich eiligst zum Baron, den er noch im Bett fand.

„Schon wach?“ fragte Sainte-Marie. „Wir wollen doch nicht etwa aufbrechen?“

„Nein“, antwortete er. „Du kannst ruhig liegenbleiben. Wir werden heut noch nicht abreisen.“

„Nicht?“ rief der Baron, ebenso erfreut wie verwundert. „Aus welchem Grund?“

„Ich habe keine Zeit, dir das jetzt auseinanderzusetzen.

Ich muß schleunigst ausgehn und komme wohl erst am Abend nach Haus. Dann wirst du erfahren, worum es sich handelt. Ich hoffe, daß du dir die Zeit nicht lang werden läßt."

Er hatte keine Ahnung von der Freude, die er mit dieser Mitteilung seinem Verwandten machte, und verließ nun das Gasthaus mit dem festen Vorsatz, Greifenklau und seine beiden Begleiter nicht aus dem Auge zu lassen.

Draußen vor dem Dorf bekam er sie zu Gesicht. Sie waren von der Straße abgewichen und machten sich an einem Pflug zu schaffen, neben dem eine Hacke und eine Schaufel lagen. Diese beiden Werkzeuge waren ihnen ein willkommner Fund. Sie nahmen sie auf und legten dafür einige Geldstücke auf den Pflug, entfernten sich jedoch rasch, um nicht etwa mit dem Eigentümer in Streit zu geraten.

Richemonte folgte ihnen von weitem. Das Gelände war hügelig, und so wurde es ihm nicht schwer, sie im Auge zu behalten, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Erst als sie den Wald erreichten, mußte er sich näher an sie heranmachen, um sie sich nicht entgehn zu lassen. —

*

Der Baron befahl inzwischen dem Diener, ihn im Gasthof zu erwarten, und begab sich zur verabredeten Zeit zum Treffpunkt. Der erwähnte Baum war leicht zu finden, da er weit über seine Umgebung emporragte.

Adeline hatte bereits auf ihn gewartet und duldete es ohne Widerstreben, daß er sie mit einem Kuß begrüßte.

„Beinah wäre es mir unmöglich gewesen, Wort zu halten!" sagte sie.

„Warum?"

„Weil mein Vater heut selber geht, um Kräuter zu suchen, die ich noch nicht kenne. Er hat einige kranke Tiere in seiner Herde, für die er die Pflanzen braucht. Nun sollte ich mit

der Mutter bei den Schafen bleiben, habe aber einen alten Gevatter zu ihnen gestellt."

„Das hast du recht gemacht, mein liebes Kind. Wir werden nun miteinander durch Busch und Wald streifen und einige glückliche Stunden genießen."

Das geschah. Sein Kopf war geschwächt; er dachte nicht der Verwicklungen, die eine Begegnung mit der reizenden Adeline haben könne; er sagte ihr seinen Namen, nannte ihr seinen Wohnort und gab ihr schließlich in seiner Verantwortungslosigkeit und Verliebtheit das Versprechen, sie zu heiraten.

Adeline fühlte keineswegs Leidenschaft für ihn. Die Hauptsache für sie bestand in seinem vornehmen Rang. Und als er ihr endlich gar das Heiratsversprechen gab, da war für sie kein andrer Gedanke vorhanden, als ihn festzuhalten. Baronin von Sainte-Marie zu werden, welch ein Gedanke! Um ihn zu verwirklichen, wäre sie zu allem fähig gewesen.

So streiften sie quer durch den Wald, bis sie ein besonders lauschiges Plätzchen fanden.

Sie setzten sich eben in duftendes Moos, als nicht weit von ihnen ein gellender Schrei die Stille zerriß.

Sie horchten auf, und Adeline sagte:

„Mein Gott, das war kein gewöhnlicher Schrei! Es ist —"

Sie hielt inne und fuhr erschrocken zusammen; denn es erscholl ein Hilferuf, laut und gräßlich, wie ihn nur einer, der sich in Todesgefahr befindet, ausstoßen kann.

„Was geschieht da?" stieß sie hervor. „Mein Vater ist im Wald! Komm!"

Der Baron eilte voran, und sie folgte ihm. Sie gelangten an eine Stelle, wo der Boden des Waldes sich zu einer Art von Schlucht niedersenkte. Da unten war der Schauplatz eines erbitterten Kampfes.

Zwei Männer hatten einen dritten gepackt; sie strengten sich an, diesen niederzuringen, während er sich mit einem Messer gegen sie wehrte. Nicht weit von ihnen lag ein vierter auf der Erde; er schien tot zu sein. In kurzer Entfernung von der ringenden Gruppe sah man ein frisch ausgegrabenes Loch, aus dem die Stiele einer Hacke und einer Schaufel hervorragten.

Die beiden ersten waren Florian und sein Neffe; der dritte mit dem Messer war Richemonte, und der, der mit einer Stichwunde in der Brust an der Erde lag, war Gebhard von Greifenklau.

Der Baron sah seinen Verwandten in offenbarer Lebensgefahr. Er wußte zwar nicht, worum es sich handle, aber er fühlte den Drang, Richemonte beizustehn. Er sprang die steile Böschung hinab, ohne von den Ringenden, die nur mit sich selber beschäftigt waren, bemerkt zu werden, ergriff die Hacke, holte aus und schlug mit solcher Gewalt auf Florian ein, daß er mit zerschmettertem Schädel zusammenbrach. Richemonte hielt den Verwandten des einstigen Kutschers mit den Armen fest umschlossen.

„Ah, du!" rief er. „Welch ein Glück! Komm, schlag auch den nieder! Ich halte ihn fest!"

Der Mensch konnte sich nicht bewegen. Er sah die Hacke hoch erhoben, stieß einen fürchterlichen Angstschrei aus und lag im nächsten Augenblick tot neben seinem ermordeten Oheim.

Richemonte schnaufte vor Anstrengung. Er hatte es mit kräftigen Gegnern zu tun gehabt. Fast atemlos fragte er:

„Aber wie kommst du hierher?"

Sainte-Marie stand wie eine Bildsäule vor ihm. Mit noch erhobner Hacke starrte er auf die beiden Männer, die er getötet hatte.

„Nun?" drängte Richemonte ungeduldig.

Da sah ihn der Baron wie abwesend an.

„Was sagtest du?"

„Ich will wissen, wie du an diesen Ort gekommen bist!"

„Ich ging spazieren. Aber, mein Gott! Die Hacke ist voller Blut und dein Messer auch!"

Richemonte verzog den Mund zu einem grimmigen Lächeln.

„Natürlich ist es blutig! Ich habe ja diesen Menschen damit niedergestochen!"

„Wer ist er? Weshalb griffen sie dich an?"

„Sie mich? — Ich war es, der angriff!"

„Du? Warum?"

Seine Augen zeigten einen eigentümlichen, irren Flimmer, und der Ton seiner Stimme war nicht mehr der eines Menschen, der vollständig selbstbewußt redet und handelt. Der Anblick des Bluts hatte die alten Erinnerungen wachgerufen.

„Du kennst diesen Menschen nicht?" antwortete Richemonte, auf Gebhard deutend. „Er hat mit den beiden andern hier dieses Loch gegraben. Kannst du dir denken, warum er von Deutschland hierhergekommen ist, um die Hacke in diesen Boden einzuschlagen?"

„Nein."

„So will ich dir sagen, daß hier die Kriegskasse vergraben liegt, die wir so lang gesucht haben."

Da kehrte das Bewußtsein in den Blick des Barons zurück. Seine Augen leuchteten auf.

„Die Kriegskasse?"

„Ja, und dieser Mensch ist Gebhard von Greifenklau, den wir bereits in Algerien verfolgten! Er ist uns damals entgangen; jetzt aber habe ich meine Rechnung mit ihm abgeschlossen. Der andre ist der Kutscher Florian und der dritte dessen Verwandter, wie ich gestern erlauschte."

Der Baron war an den Rand der Grube getreten. Er

blickte hinab, die Hacke noch immer in der Hand. Sein Gesicht hatte jenen Ausdruck wieder angenommen, der ein Vorbote seiner Anfälle war, unter denen der geistig Gestörte zu leiden hatte.

„Das Geld ist da unten! Der Schatz! Die Kriegskasse! Da muß man hacken, hacken! Heraus mit dem Geld, und hinein mit den Erschlagnen!"

Er sprang in das Loch hinab und begann zu hacken, ohne sich weiter um den alten Kapitän zu bekümmern.

Dieser hatte in seiner Erklärung fortfahren wollen, kam aber nicht dazu. Seine Augen waren erschrocken nach dem Rand der Schlucht gerichtet, von dem zwei Personen langsam herabgestiegen waren.

Während nämlich der Baron dem Kapitän zu Hilfe gesprungen war, hatte Adeline vor Schreck über den Anblick der Kämpfenden ihre Schritte gehemmt. Sie war kein furchtsames Wesen; der erste Eindruck war rasch bekämpft, und schon wollte sie dem Baron folgen, als sie hinter sich das Geräusch von schnellen Schritten hörte.

Sie drehte sich um und bemerkte ihren Vater, der überrascht stehn blieb. Er hatte ein Messer mit sehr langer Klinge in der Hand, das ihm zum Ausgraben der Wurzeln diente.

„Du hier, Mädchen?" fragte er. „Ich denke, du bist daheim? Wer hat gerufen? Wer befindet sich in Gefahr?"

„Da, sieh!"

Er blickte in die Schlucht, grad in dem Augenblick, wo der Baron den zweiten niederschlug.

„Ah! Mörder!" meinte er. „Ich muß hinab!"

Sie hielt ihn zurück.

„Halt, halt!" raunte sie ihm zu. „Der eine ist ein Verehrer von mir. Wenn du willst, daß ich eine Baronin werden soll, so sei still und menge dich nicht eher in diese Sache, bis ich es will!"

Der Vater machte ein verblüfftes Gesicht.

„Du, eine Baronin?“ fragte er.

„Ja, komm mit hinab! Richte dich nur genau nach meinem Verhalten!“

Richemonte sah sie kommen. Der Schreck verzerrte für einen Augenblick seine Züge. Er nahm den Griff seines Messers fester in die Hand. Der Schäfer hielt aber das seinige auch noch gefaßt. Zwei Zeugen des Mords? Sollte es nochmals zum Kampf kommen?

„Herr Kapitän, befürchten Sie nichts!“ rief ihm Adeline entgegen. „Wir kommen als Freunde!“

„Wie? Sie kennen mich?“ fragte er.

„Ja. Ich habe dem Herrn Baron im Wald Gesellschaft geleistet, und da wurde natürlich auch von Ihnen gesprochen.“

„Wer sind Sie?“ fragte er finster.

„Ich heiße Adeline Verdy. Mein Vater ist Schäfer in dem Ort, wo Sie heut übernachteten.“

„Ah! So sind Sie wohl seine Tänzerin von gestern abend und hatten ein Stelldichein im Wald verabredet?“

„So ist es!“ entgegnete sie offen trotz seiner verächtlichen Miene.

„Schön, meine Verehrteste! Sie haben gesehn, was hier geschehn ist?“

„Natürlich!“

„Auch gehört, was wir gesprochen haben?“

„Jedes Wort.“

„Hol Sie der Teufel! Wie können Sie meinen Gefährten verführen, mit Ihnen im Wald herumzuschleichen? Wie können Sie sich mit Angelegenheiten befassen, die nicht die Ihrigen sind?“

„Diese Angelegenheit ist grad so gut die meinige wie die Ihrige; das werde ich Ihnen beweisen. Hier ist ein Schatz vergraben, eine Kriegskasse. Diese drei Männer wollten

sie holen und wurden dabei von Ihnen und dem Baron ermordet. Lassen Sie uns sehn, ob hier in Wirklichkeit etwas vergraben liegt! — Vater, halte dein Messer bereit: dem Herrn Kapitän ist nicht zu trauen!"

Sie trat an die Grube, um den Bemühungen des Barons zuzuschauen. Der Schäfer bog sich zu den Toten nieder, um sie genauer zu betrachten. Richemonte wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Dieses Mädchen hatte ihm gegenüber eine Sicherheit entwickelt, die ihn in Bestürzung versetzte.

„Sie waren auch mit dem Baron im Wald?" wandte er sich an Verdy.

„Das geht Sie nichts an!" brummte der Schäfer, der nicht wußte, ob er mit ja oder nein antworten solle. „Wir haben gesehn, daß Sie diese drei Männer ermordeten. Das weitere wird sich finden."

„Ah! Sie wollen den Inhalt der Kasse wohl mit uns teilen?"

„Was wir wollen, geht Sie jetzt noch nichts an! Sehn Sie zunächst zu, ob die Kasse wirklich vorhanden ist!"

Der Kapitän zog die Lippe hoch und zeigte seine langen, gelben Zähne. Er hätte den Schäfer und dessen Tochter am liebsten erstochen, fürchtete sich aber vor dem Messer des ersten und wollte auch abwarten, was die beiden Personen gegen ihn unternehmen würden. Deshalb beschloß er, ihre Gegenwart zunächst zu übersehn und den Baron bei seiner Arbeit zu unterstützen. Er stieg in die Grube und nahm die Schaufel in die Hand.

Der Baron arbeitete in einem seiner plötzlichen Wahnsinnsanfälle, ohne sich um irgendwen zu kümmern. Das Loch wurde zusehends breiter und tiefer, aber es zeigte sich keine Spur eines Kastens oder sonstigen Gefäßes.

Der Schäfer stand inzwischen mit seiner Tochter am Rand der Grube. Es war ihm, als ob er träume. Adeline wollte

eine Baronin werden, man wollte hier eine Kriegskasse ausgraben — beides gleich unglaublich! So verging eine halbe Stunde, ohne daß man etwas fand. Da sprang der Kapitän aus der Grube und rief:

„Nichts liegt da, gar nichts! Dieser Kerl, dieser Greifenklau muß sich geirrt haben! Er hatte einen Plan, nach dem er sich richtete. Wo ist das Papier hingekommen?"

Er suchte überall vergebens. Da meinte die Schäferstochter, in selbstsicherm Ton, als ob sie in alle Verhältnisse eingeweiht sei:

„Hat er ihn vielleicht eingesteckt? Vater, suche den Toten dort einmal aus!"

Der Zettel war allerdings jetzt unmöglich zu finden. Er war, als Greifenklau von dem Kapitän rücklings überfallen wurde und den Messerstich erhielt, zur Erde gefallen. Während des nachfolgenden Ringens hatten die drei Männer ihn in das aus der Grube aufgeworfne Land so tief hineingetreten, daß er nicht mehr zu sehn war, und der Baron hatte dann so viel Erde darauf geschaufelt, daß alles Nachsuchen vergeblich sein mußte.

Während der alte Schäfer in die Taschen Gebhards griff und ihn hin und her wendete, begann aus der Wunde das Blut von neuem zu fließen. Zu gleicher Zeit bewegte der anscheinend Tote die Arme.

„Herrgott! Er lebt noch!" rief der Hirt. „Er bewegte die Arme!"

Der Schäfer mochte einige ärztliche Kenntnisse besitzen. Er unterwarf den Deutschen einer eingehenden Untersuchung und meinte dann:

„Er lebt — er ist nicht tot."

„Wird er wieder zum Bewußtsein kommen?" fragte Richemonte.

„Gleich wohl nicht. Die Verwundung ist lebensgefährlich.

Er könnte aber bei guter Pflege noch gerettet werden. Doch bevor er zum Bewußtsein gelangen dürfte, wird ihn das Wundfieber gepackt haben."

„Verdammt! Wir könnten ihn zwingen, uns das Geheimnis mitzuteilen. Wenn er stirbt, geht es verloren; wenn er aber leben bleibt, so wird er uns gefährlich!"

Er strich sich nachdenklich die Spitzen seines Bartes; dann wendete er sich mit einer raschen Bewegung an das Mädchen.

„Mademoiselle, können Sie schweigen?"

„Ja!"

„Kann man sich auch auf Ihren Vater verlassen?"

„Grad so wie auf mich."

„Und würden Sie den Mund halten, wenn ich Ihnen verspreche, daß, falls wir die Kasse noch finden, Sie einen Teil der Summe erhalten sollen?"

„Ja", antwortete sie nachdenklich. „Ich setze aber voraus, daß dieser Teil nicht zu armselig ist. Wieviel geben Sie?"

„Den zehnten Teil."

„Gut, so werden wir schweigen."

Der Kapitän machte das Gesicht eines Fuchses, der mit der Henne ewigen Frieden schließt, um sie desto eher verspeisen zu können. Das Mädchen aber ließ ein Lächeln sehn, hinter dem viel mehr verborgen lag, als Richemonte ahnte.

„So sind wir also einig", fuhr er fort. „Der Zufall hat uns zusammengeführt, und so wollen wir auch Verbündete bleiben. Es gilt, diesen Verwundeten heimlich so lange zu pflegen, bis er sprechen und uns sein Geheimnis mitteilen kann. Könnten Sie ihn nicht in Ihrer Wohnung aufnehmen?"

„Es würde sich vielleicht ermöglichen lassen, Monsieur."

„Aber es dürfte kein Mensch etwas merken."

„Das versteht sich von selbst."

„So wollen wir ihn verbinden, damit er sich nicht verblutet. Sie halten mich für den Mörder dieser Leute?"

„Ja", antwortete Adeline.

„Sie irren sich. Ich werde Sie von den Verhältnissen unterrichten, und dann sollen Sie sehn, daß Ihre gegenwärtige Meinung falsch ist. Den Verwundeten können wir erst, wenn es dunkel ist, nach Ihrer Wohnung bringen. Bis dahin haben wir zu tun. Das Loch muß wieder zugeschüttet werden."

„Und die Toten?"

„Legen wir mit hinein. Vorwärts! Komm heraus!"

Diese letzten Worte galten dem Baron, der noch immer im Schweiß seines Angesichts an der Vergrößerung der Grube arbeitete. Der Kapitän mußte ihn am Arm ergreifen und herausziehn. Der Blick des Barons fiel auf die zerschmetterten Schädel der beiden Leichen. Seine Augen wurden noch stierer, als sie vorher gewesen; er fuhr sich mit beiden Händen an den Kopf und rief in jammerndem Ton:

„Gott, ich habe sie gemordet! Ich bin ein Mörder! Wo ist die Kriegskasse? Wo ist sie?"

„Still!" raunte ihm der Kapitän zu. „Soll man uns etwa hören und erwischen?"

„Erwischen? Nein, nein! Seid still, still! Sprecht leise, ganz leise! Aber der Mörder bin ich doch!"

„Es gibt Stunden, in denen sein Geist krank ist", erklärte Richemonte den beiden andern.

„Ich werde ihn gesund machen", meinte Adeline.

Sie trat zu dem Baron, legte den Arm um ihn, drückte ihn zärtlich an sich und sagte:

„Sei ruhig! Sei still! Du bist doch kein Mörder!"

Er blickte ihr forschend ins Angesicht, und dabei schien es in seinem Geist ein wenig heller zu werden.

„Kein Mörder?“ fragte er. „Wer aber bist denn du? Ah, du bist meine Tänzerin, Adeline, die schöne Hirtentochter! Ja, ich bin kein Mörder. Du aber bist meine Braut, meine Geliebte! Komm, laß dich küssen!“

Er zog sie an sich und küßte sie auf den Mund. Sie litt es geduldig und führte den Baron, der sich willenlos von ihr leiten ließ, nach einer kleinen Bodenerhöhung, wo sie mit ihm Platz nahm. Ihr Vater schaute ihr verwundert zu.

Der Kapitän forderte den Schäfer auf, ihm beim Zuwerfen der Grube behilflich zu sein. Der Mann gehorchte. Er war, solang er lebte, ein armer, aber ehrlicher Kerl gewesen. Jetzt war er auf einmal Zeuge einer gräßlichen Bluttat geworden; er fühlte sich betäubt; er arbeitete, ohne zu wissen, was er eigentlich tat; er half die beiden Leichen in die Grube legen, schüttete das Erdreich hinein, stampfte es fest und streute Laub und Reisignadeln auf die Stelle, die nun bedeutend höher geworden war. Er tat das ohne Willen und Absicht, fast wie ein Nachtwandler.

Unterdessen hatten der Baron und Adeline sich flüsternd unterhalten. Er machte ihr unter fortwährenden Liebkosungen Mitteilungen, die von ungeheurer Wichtigkeit für sie waren, wie ihre verstohlenen Blicke bewiesen, die sie von Zeit zu Zeit auf Kapitän Richemonte richtete.

Endlich brach der Abend herein, und nun wurde der Verwundete auf eine notdürftige Tragbahre gelegt und von Richemonte und dem Schäfer nach dessen Häuschen getragen. Der Baron und Adeline folgten Arm in Arm, wie zwei, die zusammengehörten.

Was an diesem Abend in der Hütte des Schäfers noch geschah und verhandelt wurde, das deckt der Schleier des Geheimnisses. Der Knecht aus Jeannette wunderte sich nicht wenig, daß seine beiden Herren so spät nach dem Gasthof zurück-

kehrten. Geradezu bestürzt aber war er über den aufgeregten Zustand des Barons, der fast an Raserei grenzte.

Das, was Sainte-Marie laut schrie und erzählte, war gefährlich. Der Kapitän mußte ihn mit Hilfe des Dieners binden und knebeln. Unter diesen Umständen war von einem Bleiben keine Rede. Es wurde ein Wagen zur Stelle geschafft; man lud den Baron auf und verließ noch während der Nacht den verhängnisvollen Ort.

Der Baron war kaum zu bändigen: er sah nur die Geister erschlagener Menschen und tiefe Gruben mit Kriegskassen. Er bildete sich ein, während jeder Schlacht — bei Austerlitz, Magenta, Solferino und vielen andern — Kriegskassen gestohlen zu haben. Einmal schrie er nach Liama und dann wieder nach Adeline, um bei ihnen Rettung zu suchen vor den Gestalten, die ihn verfolgten. —

Die Ärzte in Jeannette rieten zu einer dauernden Ortsveränderung, und da sich Gelegenheit bot, Jeannette mit einer andern Besitzung zu vertauschen, so ging der Kapitän auf diesen Handel ein. Er war im Grund genommen froh, von Jeannette fortzukommen, denn mit dieser Gegend waren zu böse Erinnerungen für ihn verknüpft, und außerdem hatte er die Erfahrung gemacht, daß seine Bewohner mehr von seinen Verhältnissen wußten, als ihm lieb sein konnte.

Der Wohnsitz, nach dem er übersiedelte, war Ortry, ein kleiner Landflecken nahe der Luxemburger Grenze. Dort bezog er ein altertümliches, doch gut erhaltnes Schloß, das inmitten eines umfangreichen Parks mit vielem Zubehör lag. Er hatte erst kurze Zeit da gewohnt, als ihm gemeldet wurde, daß eine junge Dame angekommen sei, die ihn zu sprechen wünsche. Er erstaunte nicht wenig, in dieser Dame Adeline, die Schäferstochter, zu erkennen. Sie war wie eine vornehme Frau gekleidet. Jedenfalls hatte sie dazu einen Teil der Summe verwendet, die der Kapitän ihrem Vater zurück-

ließ, um die zur Pflege Gebhards notwendigen Ausgaben zu bestreiten.

„Bringen Sie mir gute Nachricht?“ fragte er sie.

„Ja“, lautete die Antwort. „Der Verwundete ist so weit wiederhergestellt, daß für sein Leben nichts mehr zu befürchten ist. Immerhin liegt er noch schwerkrank darnieder.“

„Haben Sie über die Kriegskasse mit ihm gesprochen?“

„Ja. Er verweigert jede Auskunft.“

„Mir wird er sie nicht verweigern. Ich werde ihn zum Reden zu zwingen wissen! Noch heute fahren wir ab. Ich werde sogleich meine Reisevorkehrungen treffen.“

„Sie meinen, daß ich mit Ihnen fahren soll?“

„Natürlich!“

„Kann ich nicht vorher den Herrn Baron sprechen?“

„Wozu?“

„Nun, es versteht sich ja von selbst, daß ich gern sehn möchte, wie er sich befindet.“

„Das muß Ihnen gleichgültig sein. Sie scheinen zu vergessen, daß er sich nur in einem Anfall seiner Krankheit auf einige Augenblicke mit Ihnen beschäftigt hat. Zwischen einem Baron und einer Schäferstochter aber ist eine so große Kluft, daß Sie sich um das Befinden meines Sohns nicht zu kümmern haben.“

„Sie haben recht, Herr Kapitän!“ rief sie mit blitzenden Augen. „Der Unterschied zwischen einer ehrlichen Schäferstochter und Mördern, Dieben und gewesnen Spionen ist allerdings sehr groß!“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß der Herr Baron mir alles erzählt hat. Ich weiß alles, was Sie verbrochen haben!“

„Ah!“ sagte er heimtückisch. „Was mein Sohn gesprochen hat, ist ein Erzeugnis des Wahnsinns gewesen. Kommen Sie sofort mit zu ihm! Er wird alles widerrufen.“

„Ich danke!“ entgegnete ſie, überlegen lächelnd. „Ich habe gehört, daß es in dieſem Schloß viele verborgne Winkel gibt, in denen ich nicht gern verſchwinden möchte. Ich gehe. Am Bett des Deutſchen, den Sie töten wollten wie ſeine Begleiter, werde ich mit Ihnen meinen Vertrag abſchließen. Gehn Sie nicht auf dieſen ein, ſo wird mein Vater ſofort Anzeige des Geſchehnen erſtatten. Der, der verwundet in unſrer Hütte liegt, iſt der rechtmäßige Beſitzer Ihres Eigentums, denn der einzige Sainte-Marie, den es nach dem Tod des Marabut noch gab, iſt von euch ermordet worden. Ich rate Ihnen, machen Sie Frieden mit mir, ſonſt ſind Sie verloren!“ — — —

15. Ein deutſcher Kundſchafter

Seit Waterloo herrſchte in Frankreich die feſte Überzeugung, daß es auch ſpäterhin nur einer Vereinigung von Rußland, Öſterreich, Preußen und England möglich ſei, die Fänge des franzöſiſchen Adlers in Banden zu ſchlagen. Napoleons III. Erfolge in Italien und der Krim gaben dieſem Glauben weitere Nahrung. Napoleon hatte durch Palikao wehrloſe Chineſen beſiegt und ſogar drüben in Mexiko ſeine Adler fliegen laſſen; das machte ihn übermütig, und er glaubte ſchließlich ſelber, ein ebenſolcher Schlachtengott zu ſein wie der Gründer des Hauſes Bonaparte. Er hegte die Anſicht, daß es kein Reich der Erde gebe, das ohne Verbündete wagen könne, einen Krieg mit Frankreich zu führen.

Er überſchätzte ſeine Kräfte und unterſchätzte die der andern Staaten, beſonders der Deutſchen.

Der Deutſche iſt der Schwerfälligſte in der europäiſchen Völkerfamilie. Unter ſeinem ruhigen, anſpruchsloſen, ſcheinbar gleichgültigen und träumeriſchen Weſen verbirgt ſich eine kraftvolle, widerſtandsfähige Natur. Seine ſprichwörtlich gewordne Geduld gibt ihm den Anſchein eines Menſchen, den man ungeſtraft am Bart zauſen kann; aber unter dieſer äußern Ruhe wacht ein reges Ehrgefühl, das, wenn immer wieder beleidigt, ſich plötzlich entlädt; und dann pflegt der ſo falſch beurteilte „deutſche Michel“ ein ganz andrer Kerl zu werden.

Nach den Napoleonischen Kriegen hatte eine verhältnismäßig lange Ruhe die Deutschen und besonders die Preußen innerlich kraftvoll erstarken lassen. Der verbesserte Volksunterricht und treffliche Kriegsschulen hatten ausgezeichnete Offiziere und ein fähiges Heer herangebildet.

Während Napoleon über Marschälle und Generale verfügte, die sich in Afrika, Rußland, China, Italien und Mexiko einen Namen gemacht hatten, besaß Preußen nur noch eine militärische Berühmtheit, den General Wrangel, der aber zu alt war, um gegebenenfalls die Heeresleitung zu übernehmen. War in Paris von Bismarck, von Moltke die Rede, so zuckte man die Achseln.

Napoleon III., ein Meister des diplomatischen Ränkespiels, verkannte die Größe Bismarcks; und er hielt es für einen großen Erfolg seiner Schachzüge, als endlich die innerpolitischen Spannungen zwischen Berlin und Wien zur blutigen Entscheidung von 1866 trieben. Er hatte damit Bismarck den Fehdehandschuh hingeworfen. Und siehe da: der ungelenke Deutsche bückte sich gleichmütig und hob ihn auf.

Preußen marschierte. In Paris rechnete man mit seiner raschen Niederwerfung durch Österreich oder, was man noch lieber sah, mit einer gegenseitigen Zermürbung der beiden Gegner. Es kam anders. Preußen siegte; es warf Österreich und die andern deutschen Staaten mit ungeahnter Schnelligkeit nieder.

Auch jetzt noch unterschätzte Napoleon die Kraft des Siegers. Er verlangte durch den Gesandten Benedetti die Grenze vom Jahr 1814. Dadurch wären Rheinbayern und Rheinhessen nebst Mainz an Frankreich gefallen. Außerdem sollte Preußen auf das Besatzungsrecht in Luxemburg verzichten. Im Weigerungsfall drohte der Kaiser mit Krieg gegen Preußen.

Nur auf Zuraten andrer nahm er seine Kriegsdrohung

zurück, wendete sich aber, um diese Schlappe wettzumachen, wegen Ankaufs von Luxemburg an den König von Holland, um den Franzosen auf alle Fälle eine Gebietserweiterung zu bringen. Bismarck aber erklärte öffentlich, daß er seine Einwilligung versage; zugleich machte er die Bündnisverträge bekannt, die er mit den süddeutschen Staaten abgeschlossen hatte, und so mußte Napoleon abermals die Überlegenheit des Deutschen spüren.

Diese wiederholten Niederlagen Napoleons gegen Bismarck wirkten verhängnisvoll auf die inneren Verhältnisse Frankreichs. Der Kaiserthron verlor von seinem Glanz, und die Parteien begannen an ihm zu rütteln. Und so kam Napoleon immer mehr zur Überzeugung, daß er seinen wankenden Thron nur noch durch einen kriegerischen Erfolg stützen könne. Aber er überschätzte die Vorteile der französischen Heeresverfassung. Er hatte bei General Leboeuf, dem Kriegsminister, angefragt und von diesem die Antwort erhalten: „Nous sommes archiprêts!“ Die Geschichte fällte später ein andres Urteil.

*

Es war im Frühjahr 1870. Der Moseldampfer, der des Morgens halb sieben Uhr von Koblenz abfuhr, um nach einem Übernachten in Traben-Trarbach die Fahrgäste nach Trier zu bringen, hatte Zell verlassen und arbeitete sich von neuem flußaufwärts.

Neben andern Fahrgästen, die meist den zweiten Platz besetzten, waren mehrere junge Herrn zugestiegen, die unter dem Sonnendach Platz nahmen, ohne sich darum zu kümmern, ob sie andern die Aussicht auf die lachenden Ufer raubten. Ihr auf französisch geführtes Gespräch war so lärmend, daß sich aller Blicke auf sie richteten.

Einer von ihnen, der ein Einglas ins Auge geklemmt

hatte, deutete mit seinem Stöckchen aufs Ufer und sagte so laut, daß es jeder auf dem Schiff hören konnte:

„Lieber Graf, ist es nicht eine Schande, daß ein so schöner Fluß und ein so herrliches Land unserm Frankreich noch immer vorenthalten werden? Wann endlich werden wir einmal marschieren, um uns die ganze linke Seite des Rheins zu holen! Ich hasse die Deutschen!"

„Und bereist doch ihre Länder, bester Oberst!"

„Bah!" antwortete der Oberst. „Man weiß ja, weshalb man sie bereist. Muß man nicht einen Gegenstand, den man erlangen will, vorher prüfen und kennenlernen?"

Er sprach das in einem Ton, als ob man hinter seinen Worten ein wichtiges Geheimnis zu suchen habe. Er war ein wirklich schöner Mann, und da er bei seiner Jugend bereits den Rang eines Obersten bekleidete, so war anzunehmen, daß er von hoher Geburt sei und einflußreiche Verbindungen besitze.

„Pst!" raunte sein Nachbar. „Du gerätst sonst in Gefahr, von diesen guten Teutonen für einen geheimen Sendling gehalten zu werden!"

„Mögen sie! Diese Herren Spießbürger sind ungefährlich. Ich bin überzeugt, daß wir im Fall eines Krieges einen sehr unterhaltsamen Spaziergang nach Berlin machen werden!"

„Kein Zweifel; ob er aber viel Unterhaltung bringen würde, das ist fraglich. Diese Deutschen sind ein höchst langweiliges Volk, roh, grob zugehackt. Blick dich um! Findest du unter den weiblichen Fahrgästen ein einziges Gesicht, das wirklich wert wäre, geküßt zu werden? Ich werde einmal nach der Kajüte gehn, um zu schauen, ob es dort vielleicht etwas Besseres gibt!"

Er erhob sich und stieg die enge Treppe hinab, die unter Deck führte.

Wer die beiden Damen sah, die da unten auf dem Plüschsofa saßen, der mußte sich sagen, daß der Graf hier finden werde, was er suchte.

Es waren eine Blonde und eine Dunkle. Die erste war von mittlerer Größe und feinen, doch jugendlich vollen Formen. Unter langen Wimpern glänzte das Licht himmelblauer Augen. Dieses Mädchen war zwar keine hinreißende Schönheit, aber von berückender Anmut und Lieblichkeit.

Ganz anders die Dunkle. Von hoher, junonischer Gestalt, schien sie nur zum Herrschen bestimmt zu sein. Der herrlich gezeichnete Kopf trug eine Fülle kastanienbrauner Haare. Die großen, von langen Wimpern beschatteten Augen besaßen jene mandelähnliche Form, die nur der sonnige Orient seinen Töchtern verleiht. Um die eigenartig anmutige Schwingung der Lippen lagerten Trotz und Sanftmut, Stolz und Milde, Selbstbewußtsein und Hingebung, und es mußte der Zukunft überlassen bleiben, welche von diesen Eigenschaften die Oberhand erlangen und dem Gesicht sein dauerndes Gepräge erteilen würde.

Diese beiden Mädchen waren in ein eifriges Gespräch vertieft. Sie führten es, obgleich sie sich allein befanden, doch mit unterdrückter Stimme.

„Aber, liebe Marion", sagte die Blonde, „davon habe ich bisher ja gar nichts gewußt. Ich denke, wir haben niemals ein Geheimnis voreinander gehabt, und nun erfahre ich zu meinem Erstaunen, daß du grad das Allerwichtigste, was es für ein Mädchen gibt, mir so lange Zeit und so hartnäckig verschwiegen hast!"

„O Nanon! Ich habe dieses Geheimnis ja erst aus dem letzten Brief erfahren, den Papa mir schrieb. Hier, lies selber!"

Marion griff in ein zierliches Saffiantäschchen, das an ihrem Gürtel hing und dessen goldner Bügel mit echten

Ceylonperlen besetzt war. Sie zog ein Schreiben hervor, das sie der Freundin reichte. Diese öffnete es, und während sie las, nahmen ihre Züge den Ausdruck des höchsten Erstaunens an; als sie das Blatt wieder zusammengefaltet hatte und es zurückgab, sagte sie unter einem bedenklichen Kopfschütteln:

„Das ist wirklich außerordentlich! Du sollst schleunigst nach Haus zurückkehren, um den dir bestimmten Bräutigam kennenzulernen. So hast du diesen Oberst Graf Rallion noch niemals gesehn?"

„Nie. Ich weiß nur, daß die Rallions von sehr altem und einflußreichem Adel sind, und daß das jetzige Haupt der Familie die Gunst der Kaiserin, also auch des Kaisers, in hohem Grad besitzt. Das ist jedenfalls der Grund, daß der Sohn, obgleich noch jung, doch bereits Oberst ist."

„Aber wie kommt dein Papa zu dem Plan dieser rein geschäftsmäßigen Verbindung?"

„Das ist auch mir unbegreiflich."

„Kennt der Oberst dich vielleicht, Marion? Als Freundin darf ich dir wohl sagen, daß du sehr schön bist. Es ist leicht möglich, ja wahrscheinlich, daß er dich zu besitzen wünscht, falls er dich einmal gesehn haben sollte."

Die Gefragte ließ ein merkwürdig geringschätziges Lächeln um ihre Lippen spielen.

„Das wäre wohl kein Grund, ihm meine Selbständigkeit zu opfern. Wer mich einst besitzen will, der muß es verstehn, sich nicht nur meine Liebe, sondern auch meine Hochachtung zu erwerben. Ich werde mich niemals verschenken."

Sie warf den Kopf mit einer unnachahmlich stolzen Bewegung zurück.

„Ah, du hast wohl gar schon ein Ideal?" fragte Nanon lächelnd.

„Ich habe eins, wie jedes junge Mädchen", lautete die

Antwort. „Ich weiß auch, daß dieses Ideal ein Traumgebilde ist. Aber eigentümlich — eigentümlich —“

Sie hielt mitten im Satz inne. Ihre vorher so selbstbewußt leuchtenden Augen nahmen plötzlich einen sinnenden Ausdruck an, mit dem sie den Blick durchs offne Fenster hinaus auf die Wellen richtete, die unter dem Rad des Dampfers hervorschäumten und weit ausgreifende, dunkle Wasserfurchen bildeten, deren gischtgekrönte Massen die diamantenen Strahlen des Sonnenlichts zurückwarfen.

„Was ist eigentümlich?“

Marion strich sich mit der Hand leise über die Stirn.

„Es ist eigentümlich, daß ich einen Mann gesehn habe, der genau das Äußere meines Ideals besitzt. Die Seele freilich wird ihm desto unähnlicher sein. Ich war fast erschrocken, als ich die Gestalt, von der ich so oft geträumt hatte, plötzlich in Wirklichkeit erblickte.“

„Glückliche Marion! Wenn doch auch ich einmal mein verkörpertes Ideal schauen könnte! Aber sag, wo hast du den Mann getroffen, und wer war er?“

„Es war in Dresden, und er war Offizier. Ich fuhr nach dem berühmten Blasewitz, das Schiller durch seine „Gustel“ verewigt hat, und begegnete da auf der Straße einem kleinen Trupp von Offizieren. Sie jagten an meinem Wagen vorüber, flüchtig wie Schattenbilder, und doch sah ich das Bild meiner Träume unter ihnen.“

„Wie romantisch! Hast du ihn noch einmal wiedergetroffen?“

„Ihn nicht, aber — sein Bild.“

„Ach! Erzähle! Du hast dich vielleicht nach ihm erkundigt?“

„Wie wäre das möglich gewesen? Übrigens erwartetest du mich in Berlin; ich hatte Eile. Aber du weißt, daß ich mich in Berlin photographieren ließ. Dabei mußte ich mich

einige Augenblicke gedulden und betrachtete inzwischen die Bilder und Landschaften, die an den Wänden hingen und auf den Tischen lagen. Da — da erblickte ich ihn — in der Ulanenuniform, wie er in Dresden an mir vorübergestürmt war. Es war ein Brustbild; einige Dutzend Stücke lagen auf einem Häufchen beisammen auf dem Tisch —"

„Ei! — Weißt du, was ich an deiner Stelle getan hätte?"

„Jedenfalls dasselbe, was ich tat", lächelte Marion. „Ich war allein; niemand sah es — ich wurde zur Diebin; ich nahm eins und steckte es zu mir."

Nanon schlug die Hände zusammen.

„So werde ich also dein Ideal zu sehn bekommen!"

Ihre Augen richteten sich auf Marions Hände, die nach dem Täschchen griffen, um es zu öffnen.

„Du hast es da?" fuhr Nanon fort. „Nun sollte noch sein Name dabeistehn!"

„Der Name steht auf der Rückseite", bemerkte Marion. „Hier hast du es!"

Nanon griff zu, drehte sich leicht seitwärts und ließ das Licht voll auf das Bild fallen.

„Ein herrlicher Kopf!"

„Nicht wahr?" bemerkte Marion mit leuchtenden Augen.

„Und der Name?" Nanon drehte die Karte um und las: „Richard von Greifenklau. — Ein schöner Name! Nicht, Marion?"

Die Gefragte nickte.

„Und eigentümlich ist es, daß ich meinem Ideal stets auch den Namen Richard gegeben habe. Richard Löwenherz ist mir der liebste Held der Geschichte, und Richard ist mir der liebste Mannesname."

„Ich stelle mir Richard Löwenherz etwas anders vor als diesen Oberleutnant. Ich möchte diesen doch lieber mit dem Recken Hüon in Wielands Oberon vergleichen. Diese

Stirn, dieſes Auge, dieſes ganze Geſicht — man muß es beim erſten Anblick lieben. Ich verſtehe nichts von der Kunſt, die Züge eines Menſchen zu deuten; ich laſſe am liebſten mein Herz entſcheiden."

„Und was ſagt dir dein Herz, liebe Nanon?"

„Dieſer Mann iſt ſelbſtbewußt, aber nicht adelsſtolz; er iſt kühn und verwegen, ſcheint mir jedoch auch auf dem Feld der Liſt ein gefährlicher Gegner zu ſein. Seine Stirn iſt die eines geübten Denkers, und ſein Mund dürfte der Rede mächtig ſein, ſchweigende Beobachtung jedoch vorziehn. Sein Gemüt empfindet tief, läßt ſich aber von der Gewalt des Augenblicks nicht beherrſchen."

Marion nahm lachend der Freundin das Bild aus der Hand.

„Halt ein! Wenn er wirklich ſo wäre, wie du ihn beurteilſt, ſo gliche er meinem Ideal ganz genau, und ich müßte ſehr bedauern, daß ich über die Familie der Greifenklaus nichts erfahren konnte."

„Du brauchteſt dir ja nur den Gothaer Adelskalender zu kaufen."

„Er war nicht vorrätig, und ich beſtellte ihn mir. Da aber rief mich der Brief des Vaters ab, und ich mußte hinterlaſſen, mir den Kalender nachzuſchicken. Ah, wie ſchade!"

Dieſe letzten Worte wurden leiſe geſprochen. Sie galten dem Grafen, der grad in dieſem Augenblick in die Kajüte trat, um zu ſehn, ob ſich hier ein Geſicht finde, das wert ſei, geküßt zu werden. Als er die beiden Damen erblickte, drückten ſeine Mienen ein ſchlecht verhehltes Erſtaunen aus; er machte eine tiefe Verbeugung und zog ſich ſchnell wieder zurück. Draußen auf der Treppe murmelte er:

„Die Baroneſſe de Sainte-Marie! Das wäre eine Zudringlichkeit am unrechten Platz. Sie verſteht es, ſich unnahbar zu halten."

Er kehrte aufs Deck zurück.

„Nun, etwas gefunden?“ wurde er gefragt.

„Allerdings!“ antwortete er. „Aber ich habe doch recht, dieſe Deutſchen haben gar keine ausgeprägten Züge. Als ich da unten endlich eine Schönheit entdeckte, war ſie eben eine — Franzöſin.“

„Auf die du aber keinen Angriff zu machen wageſt. Du biſt ſchnell genug davongelaufen.“

„Weil ich Sie zufällig kenne. Mit ihr iſt nicht zu ſpaßen!“

„Ah, die muß man ſich anſchaun!“ lachte einer. „Iſt ſie es wirklich wert?“

Der Graf zuckte überlegen die Schultern.

„Sie gilt als eine der größten Schönheiten nicht bloß von Paris, ſondern von ganz Frankreich.“

Dieſe Worte brachten eine ſichtbare Aufregung unter ſeinen Genoſſen hervor.

„Und erbt einmal etliche Millionen“, fuhr der Graf fort.

„Ihr Name?“

„Baroneſſe Marion de Sainte-Marie!“

„De Sainte-Marie! Ah, die iſt allerdings bekannt! Ich werde ſogleich gehn, um mich ihr vorzuſtellen. Einer ſolchen Schönheit muß man huldigen.“

„Halt!“ ſagte Rallion. „Bleib hier! Dieſer Dame wird keiner von euch huldigen.“

„Warum?“ lautete die Frage.

„Weil ich allein das Recht der Huldigung habe; ſie iſt meine Braut.“

Sie alle blickten ihn verwundert an. Keiner von ihnen wußte, daß der Oberſt verlobt war.

„Ich wills euch kurz erklären: Mein Vater ſchrieb mir, daß er die Tochter eines Freundes mir zur Frau beſtimmt habe. Ich hatte die Dame zwar noch nicht geſehen, fand aber keinen Grund, mich dem Willen meines Vaters zu wider-

ſetzen, denn — ſie iſt die Baroneſſe de Sainte-Marie! Sie war gleich mir verreiſt und kehrt ebenſo wie ich auf den Ruf ihres Vaters in die Heimat zurück. Wir befinden uns auf demſelben Schiff, ohne uns früher getroffen zu haben oder perſönlich zu kennen. Dennoch erkannte ich ſie vorhin ſofort, weil mein Alter mir ein Bild von ihr mitgeſandt hatte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mein Recht auf ihre Perſon behaupte. Ich gehe jetzt, ihre Bekanntſchaft zu machen, und ich bitte: keine Einmiſchung!"

Sein Geſicht hatte den Ausdruck dabei gewechſelt. Vorher hatte man es ſchön und regelmäßig nennen müſſen, jetzt aber war es das grade Gegenteil. Die Naſe war weiß geworden, und die Lippen hatten ſich zuſammengepreßt. Die Stirn hatte ſich ſo in Falten gelegt, daß ſein Kopfhaar faſt die Brauen berührte, und alles Blut ſeines Geſichts ſchien ſich nach dem Stierhals zurückgezogen zu haben, deſſen Stärke zu dem keineswegs rieſigen Bau des übrigen Körpers in keinem Verhältnis ſtand.

Als der Oberſt ſich jetzt umdrehte und die Treppe zur Kajüte hinabſtieg, blickten ihm die andern wortlos nach, und nur der Graf ſagte mit halblautem Lachen:

„Da ſteckt er wieder einmal die Teufelsflagge heraus!"

Er hatte vollkommen recht. Das flackernde, giftige Auge Rallions hatte den hölliſchen Blick, den die Italiener Malocchio nennen, und von dem ſie meinen, daß jeder, auf dem er haftet, unwiderruflich dem Unglück verfallen ſei. —

*

Am frühen Morgen desſelben Tags ſaßen in Simmern, dem Hauptſtädtchen des Hunsrück, zwei Herren, ein älterer und ein jüngerer, am Tiſch eines niedrigen Zimmers, um Kaffee zu trinken. Ihre Mienen zeigten dabei keineswegs jene Behaglichkeit, mit der man ſich dem Genuß des braunen

Mokkatranks hinzugeben pflegt; es schien vielmehr, als sei ihre Unterhaltung auf einen sehr ernsten Gegenstand gerichtet.

Beide waren Offiziere, und beide trugen Waffenröcke, der ältere die eines Generals und der jüngere, der nicht viel über zwanzig Jahre zählen mochte, die eines Ulanenoberleutnants.

Dieser war ein besonders schöner Mann. Obgleich er in einem tiefen Polstersessel ruhte, erkannte man doch seine hohe, ebenmäßige Gestalt. Sein mit einem blonden Schnurrbart geschmücktes Gesicht war von einem weichen, aber edlen Schnitt. Aus seinen blauen Augen blickte jene Gutmütigkeit, die starken Menschen eigen zu sein pflegt; doch auf der Stirn lag eine unermüdliche Tatkraft, und unter den Spitzen des Schnurrbarts versteckte sich ein leiser, schalkhafter Zug, der widerwillig zuzugeben schien, daß der ausgesprochnen Gutmütigkeit unter Umständen eine hinreichende Menge von Verschlagenheit zu Gebot stehn könne.

„Also, lieber Greifenklau, Ihre Aufgabe haben Sie begriffen?" fragte der General.

„Sie ist nicht schwer zu verstehn, Exzellenz!"

„Sehr wohl! Den Feldzugsplan müssen Sie selbst entwerfen. Ich kann Ihnen dies ohne Furcht überlassen, da ich weiß, was für ein gewandter Taktiker Sie sind. Es bleibt mir also nur noch übrig, Ihnen die Namen zu nennen. Wollen Sie bitte schreiben . . ."

Der Oberleutnant zog eine Brieftasche hervor, dann fuhr der General fort:

„Der Liebling Napoleons, von dem ich sprach, ist Graf Rallion, und der Vertraute des Kriegsministers Leboeuf ist der Baron de Sainte-Marie."

„Ah!"

„Was sagten Sie?"

„Nichts, Exzellenz. Ich versuche, mir alle Ihre Angaben genau einzuprägen."

„Das ist auch sehr nötig. — Der Graf hat einen Sohn und der Baron eine Tochter; diese beiden kennen sich noch nicht, sollen sich aber heiraten. Sie werden in Ortry, unweit der Luxemburger Grenze, in der Nähe von Diedenhofen, das die Franzosen Thionville nennen, zusammentreffen. Ortry gehört dem Baron. Dieser hat aus der Ehe mit seiner zweiten Frau einen Knaben, den seine Lehrer leidlich verwahrlost haben; darum stellt der Baron einen deutschen Erzieher für den Jungen an, und dieser Lehrer sollen Sie sein."

„Unter welchem Namen, Exzellenz?"

„Hier ist Ihr Ausweis, und hier sind auch Empfehlungsbriefe. Es wird ganz auf Sie ankommen, ob Sie Erfolg haben werden. Übrigens haben wir bereits für alles gesorgt, sogar für Lichtbilder der betreffenden Personen, damit Sie im voraus Bescheid wissen."

Er entnahm der Mappe, aus der er bereits die Empfehlungsbriefe und den Ausweis hervorgeholt hatte, mehrere Lichtbilder und legte sie dem Oberleutnant einzeln vor.

„Hier", fuhr er fort, „haben Sie den Grafen Rallion; hier ist sein Sohn, der Oberst; ferner sehn Sie hier den Baron de Sainte-Marie; dies ist sein Junge; der Schlingel sieht nach gar nichts Gutem aus. Desto größern Eindruck macht seine Stiefschwester, Baronesse Marion. — Hier. — Ich muß Sie vor ihr warnen; ich gestehe, daß ich nicht weiß, ob ich in Ihren Jahren solchen Augen widerstanden hätte."

Der General hatte die letzten Worte im Scherz gesprochen. Der Oberleutnant nahm das Bild. Kaum hatte er jedoch einen Blick daraufgeworfen, so fuhr er vom Sessel auf.

„Was ists?" fragte der General. „Kennen Sie die Dame?"

Das Rot der Beschämung flog über das Gesicht des Oberleutnants.

„Nein, Exzellenz", antwortete er, sich wieder setzend.

Der Vorgesetzte blickte ihm wohlwollend, aber forschend in die Augen.

„Es schien mir doch so?"

Der junge Offizier zögerte ein Weilchen mit der Antwort, erklärte dann aber:

„Verzeihung, Exzellenz. — Auf einem Spazierritt in der Nähe Dresdens sah ich eine Dame, deren wunderbare Schönheit einen großen Eindruck auf mich machte, obgleich ich sie nur im Vorüberreiten erblickte."

„Ah, Feuer gefangen!"

Richard von Greifenklau errötete.

„Ich habe bisher nur meiner Pflicht leben wollen, denn ich bin arm und diene, wie Exzellenz wissen, auf Beförderung. Darum nahm ich mir nicht Zeit zu — andern Dingen!"

„Oh, grad da Sie arm sind, mußten Sie nach einer reichen Heirat trachten!"

„Ich bitte um Entschuldigung, Exzellenz, daß ich hierin meine eigne Ansicht habe. Ich mag meiner Frau nur mein Lebensglück, nicht aber äußern Besitz und sonstige Vorteile verdanken. Der kurze Augenblick auf dem Ritt zwischen Dresden und Blasewitz wäre vielleicht bedeutungsvoll geworden, wenn er mir einen Anknüpfungspunkt geboten hätte. Da kam ich einige Tage später in Berlin zum Photographen, um bestellte Bilder abzuholen, und erblickte bei ihm eine Aufnahme jener Dame. Ich bat um einen Abzug davon, erhielt ihn aber nicht, da der Mann erklärte, dies nicht mit seiner Pflicht vereinbaren zu können. Ja, ich konnte nicht einmal ihren Namen erfahren, weil sie ihn nicht genannt, sondern hinterlassen hatte, sie werde ihre Bilder selber abholen. Exzellenz werden sich nicht wun-

dern, daß ich überrascht bin, nun hier das Bild zu sehn und den Namen zu hören."

Der General lächelte.

„Aber, lieber Oberleutnant, die Erfüllung Ihrer Pflicht wird Ihnen jetzt bedeutend schwerer fallen, als Sie vorher dachten. Es ist kein Spaß, sich der Dame seines Herzens als Schulmeister vorstellen zu müssen, während man ganz andre Verdienste hat!"

Greifenklau machte eine unternehmende Handbewegung.

„Erstens kann ich die Baronesse ja nicht für die Dame meines Herzens erklären, und zweitens glaube ich nicht, daß sie meiner Aufgabe gefährlich werden kann." Und ernster fügte er hinzu: „Exzellenz wissen, daß ich nie leichtsinnig spiele."

„Ich weiß, Greifenklau, ich weiß!" versicherte der General. „Ich bin ganz ohne Besorgnis. Gehn Sie mit Gott, Herr Oberl — wollte sagen, Herr Schulmeister!"

Er hatte sich erhoben und reichte Richard die Hand. Dieser drückte sie ehrfurchtsvoll, steckte die empfangenen Papiere und Aufnahmen zu sich und ging.

Auf seinem Zimmer zog er Marions Bild hervor und betrachtete es aufmerksamer, als er es vorher getan hatte; dann klingelte er. Sein Bursche erschien.

„Hast du alles besorgt, Fritz?"

„Alles, auch den verteufelten Buckel", lautete die Antwort. „Wollen Sie das Ding denn wirklich aufschnallen, Herr Oberleutnant?"

Richard brauchte doch einige Zeit, bevor er sich entschied.

„Ja. Es bleibt alles bei meinem frühern Entschluß. Der Buckel kann übrigens nicht weggelassen werden, da er in meinem Ausweis angegeben ist."

„Und wann reisen Sie ab, gnädiger Herr?"

„Sobald du fertig sein wirst. Das wird nicht lange dauern,

denn da du ein gelernter Bader bist, so wird es dir von der Hand gehn."

„Aber der hübsche Bart!"

„Er wird wieder wachsen, Fritz. Die Hauptsache ist, daß ich hier aus dem Haus komme, ohne daß man meine veränderte Gestalt bemerkt. Ich werde dich und das Fuhrwerk vor der Stadt erwarten. Ich fahre über Kirchberg nach Trarbach, wo ich morgen früh den Moseldampfer besteige. Doch ich werde im letzten Dorf vor Trarbach das Gefährt verlassen, da es auffallen würde, wenn ein Schulmeister im Wagen ankäme. Der General wird ihn dort abholen lassen. Wir beide reisen weiter, ohne uns zu kennen. Ich gehe als Erzieher nach Ortry, und für dich wird sich in der Nähe ein Plätzchen finden lassen, wo du mir zur Verfügung stehn kannst, ohne daß deine Anwesenheit auffällig erscheint oder Mißtrauen erweckt. Fang jetzt an!"

* *

Eine Stunde später verließ auf der Kirchberger Straße ein Mann die Stadt Simmern, den man auf den ersten Blick für einen Jünger der Erziehungskunst halten mußte. Seine früher hohe Gestalt war — wohl vom vielen Studieren — vornübergebeugt und steckte in einem engen, ziemlich verschossnen, aber sehr reinlich gehaltnen Anzug. Der Mann war bucklig, doch nahm ihm dieser bedauerliche Zustand nichts von der Würde seines Berufs, die seinem ganzen Wesen sichtlich aufgeprägt war. Sein schwarzes, bereits spärliches Haar fiel lang bis auf den Kragen eines Rocks herab, wie er vor zwanzig Jahren einmal getragen worden war. Der Zylinderhut auf dem Kopf und der graublaue Regenschirm unter dem Arm waren gewiß langjährige Gefährten dieses Rocks, und das einfache Messinggestell der großglasigen blauen Brille schien auch nicht kürzere

Zeit auf dem Naſenrücken des Eigentümers gethront zu haben.

Nach einiger Zeit wurde dieſer Mann von einem unbeſetzten Wagen eingeholt, und der Kutſcher hatte die Freundlichkeit, ihn als nichtzahlenden Fahrgaſt aufſteigen zu laſſen.

Sie erreichten Kirchberg, fuhren, ohne anzuhalten, durch dieſen Ort und gelangten in der Abenddämmerung an ein Dorf, vor dem der Gaſt ausſtieg. Er ſchritt hindurch und kam an einen kleinen Wald, wo er wartete, bis nach einer halben Stunde der Kutſcher wieder zu ihm ſtieß, diesmal jedoch zu Fuß.

„Alles in Ordnung?“ fragte der Mann.

„Ja, Herr Oberleu . . .“

„Pſt, laß den Oberleutnant beiſeite! Du kennſt mich jetzt gar nicht, und wenn wir uns ſpäter ſprechen, bin ich für dich nur der Doktor der Philoſophie Andreas Müller. Verſtanden?“

„Sehr wohl, Herr Doktor!“

„So komm!“

Sie wanderten miteinander durch die einbrechende Nacht und erreichten Trarbach kurz vor neun Uhr abends. Hier trennten ſie ſich, um jeder einen andern Gaſthof aufzuſuchen. Da der Ort beiden unbekannt war, ſo mußten ſie die Wirtshäuſer erſt erfragen. Doktor Müller traf einen Mann, der ihm Auskunft gab.

„Kommen Sie, ich werde Sie führen, denn ich gehe ein Glas Wein trinken, unſer Weg iſt alſo derſelbe. Große Anſprüche werden Sie allerdings nicht machen können, denn heut hat das Schiff aus Koblenz hier angelegt, und es ſind viele Reiſende hier ausgeſtiegen, die die beſten Zimmer beſetzt haben.“

Müller fand die Wahrheit dieſer Worte beſtätigt. Es gelang ihm zwar, noch einen Platz zu erhalten, doch der Raum lag hoch unterm Dach.

In der Gaststube, wo er sein Abendbrot einnahm, befand sich ein Billard, auf dem die französischen Herren spielten, die mit dem Dampfer angekommen waren. Sie traten hier ebenso laut und rücksichtslos auf wie auf dem Fahrzeug, und taten, als ob außer ihnen niemand zugegen sei.

Auch der Oberst befand sich noch bei ihnen: er war jetzt der Lauteste von allen. Er hatte sich der Baronesse vorgestellt und sie nicht eher wieder verlassen, als bis er ihr die besten Zimmer dieses Hauses zur Verfügung stellen konnte. Sie hatte ihn bezaubert.

Marions erste Regung war gewesen, ihn abweisend zu behandeln, um sich gleich von vornherein ihre Freiheit zu bewahren; doch er war so tadellos, so ausgezeichnet ritterlich aufgetreten, daß sie unmöglich die schickliche Höflichkeit außer acht lassen durfte. Er hatte mit keiner Silbe des Verhältnisses erwähnt, in das sie zueinander treten sollten, und so hatte sie ihm keine abschlägige Antwort geben können, als er sie bat, ihr später gute Nacht sagen zu dürfen. Er war zurückhaltend und artig; sie fühlte keine Abneigung gegen ihn und beschloß, erst dann Stellung für oder gegen ihn zu nehmen, nachdem sie seine Wesensart und die Gründe kennengelernt hatte, die ihren Vater veranlaßten, eine Verbindung zwischen ihr und ihm nicht nur zu wünschen, sondern in einer Weise anzukündigen, die keine Zeitversäumnis und keinen Widerspruch dulden zu wollen schien.

Die Herren befanden sich noch beim Spiel, als die zehnte Stunde schlug. Der Oberst zog seine Uhr heraus, um die Zeit zu vergleichen, und sagte:

„Schon so weit! Ihr müßt mich entschuldigen. Ich muß zur Baronesse, um mich für heut bei ihr zu verabschieden."

„Aber wer wird so lange für dich spielen?"

„Will gleich mal Ausschau halten — ah!" Sein Blick war

auf Müller gefallen, der in der Nähe des Billards saß und dem Spiel zuschaute. „Ich werde mir den da zum Vertreter bestellen."

Mit diesen Worten trat er auf Müller zu.

„Ich bin Graf Rallion. Wer sind Sie?"

Müller hob den Kopf und betrachtete den Fragenden vom Kopf bis zu den Füßen.

„Ah, Graf Rallion!" dachte er. „Das ist ja der Gegner, mit dem du dich zu messen haben wirst!" Und laut antwortete er:

„Ich heiße Müller und bin Erzieher."

Er hatte diese Worte trotz der barschen Anfrage des Obersten in einem sehr bescheidnen Ton gesprochen.

„Erzieher? Gut. Können Sie Billard spielen?"

„Ein wenig."

„So vertreten Sie mich für kurze Zeit! Hier haben Sie meinen Spielstock."

Es machte Müller Laune, auf die ungezogne Zumutung dieses Mannes einzugehn.

„Sehr gern, gnädiger Herr; werde mir alle mögliche Mühe geben."

Rallion verließ die Stube, nachdem er seine Freunde durch einen Blick aufgefordert hatte, sich mit dem Buckligen einen Spaß zu machen. Sie versuchten dies, und Müller nahm ihre losen Witze so demütig hin, als ob er nicht an die Möglichkeit eines Widerspruchs denke. Dabei spielte er so schlecht, daß er bei jedem Stoß ein schallendes Gelächter erregte.

Nach kurzer Zeit kam der Oberst zurück und blickte nach seiner Nummer. Er sah, daß sie sich verschlechtert hatte, und faßte Müller am Arm.

„Herr, wie können Sie mein Spiel so verderben? Eigentlich sollte ich Ihnen . . ." er holte wie zu einer Ohrfeige

aus. „Aber Sie sind ja ein halber Krüppel. Doch ganz lasse ich Sie nicht entkommen. Sie tun, sobald die Reihe an mich kommt, noch einen Stoß für mich. Ist er gut, so dürfen Sie gehn, ist er aber schlecht, so haben Sie sich auf einen Stuhl zu stellen und uns öffentlich Abbitte zu leisten!"

„Schön, gnädiger Herr!" sagte Müller und ergriff den Stock wieder, den er bereits fortgelegt hatte. „Nur noch einen einzigen Stoß?"

„Ja."

„In Ihrem Auftrag? Unter Ihrer Verantwortung?"

„Natürlich!"

Müller nickte mit einem sehr unterwürfigen Gesicht, wartete, bis die Reihe an ihm war, und trat dann ans Billard. Als er den Stock anlegte, befahl der Oberst:

„Also rechte Mühe geben! Vorwärts!"

„Keine Sorge!" meinte Müller mit zuversichtlichem Lächeln. „Ich weiß ganz gewiß, daß es diesmal gelingen wird."

Er holte aus, stieß mit voller Kraft zu und — riß ein langes Loch in das Billardtuch. Die Folge war vorherzusagen. Alles lachte; der Oberst aber packte ihn beim Arm.

„Kerl, Tölpel!" rief er. „Wissen Sie, daß ich das Tuch zu bezahlen haben werde?"

„Ja, leider!" nickte Müller sehr höflich.

Gegen diese Gleichmütigkeit war nichts zu machen. Der Oberst ließ ihn los und rief den Wirt herbei. Dieser erklärte, daß hier der gewöhnliche Schadenersatz, der für ein kleines Loch gebräuchlich ist, nicht zureichend sei. Der gewaltige Riß war nicht auszubessern, und der Oberst mußte sich bereiterklären, den ganzen Wert des Tuches zu bezahlen. Er ahnte nicht, daß es Müllers Absicht gewesen war, ihn zu bestrafen, und befahl ihm, die öffentliche Abbitte zu

tun. Müller ſtieg bereitwillig auf einen Stuhl und ſagte mit lauter Stimme:

„Ich bitte den Herrn Grafen Rallion um Verzeihung, weil ich ihn ſo ſchlecht vertreten habe. Das nächſte Mal werde nicht ich um Verzeihung zu bitten haben. Gute Nacht!“

Er ſtieg vom Stuhl und war zur Tür hinaus, bevor man ihn fragen konnte, wie er ſeine letzten Worte gemeint habe. Die Herrn dachten wohl nicht, daß das Geſagte bereits am nächſten Morgen in Erfüllung gehn würde. Müller hatte das Zimmer ſchnell verlaſſen, um alle Weiterungen zu vermeiden und ſich zur Ruhe zu begeben. Er kannte die Lage der ihm angewieſnen Kammer, da man ſie ihm bei ſeiner Ankunft gezeigt hatte, und war überzeugt, ſie aufzufinden, auch ohne ſich leuchten zu laſſen.

Er gelangte in den erſten Stock, deſſen ganzen Gang er zu durchſchreiten hatte, um die Treppe zu erreichen, die ihn vollends nach oben brachte. Der Fußboden war mit einem weichen Läufer belegt, ſo daß ſeine Schritte nur ein geringes Geräuſch hervorbrachten. Er hatte noch nicht die Hälfte ſeines dunklen Wegs zurückgelegt, da öffnete ſich grade vor ihm eine Tür und eine Dame trat heraus. Sie ſtand nach dem Innern des Zimmers gewendet und ſagte:

„Nochmals gute Nacht, meine liebe Manon. Träume ſüß von deinem Ideal, ſonſt verwirklicht es ſich dir nicht wie mir das meinige!“

Sie wendete ſich um und erblickte Greifenklau. Beide ſtanden einander gegenüber, bewegungslos, ſie vor Schreck und er vor glückſeligem Erſtaunen. Das war ja das leibhaftige Original ſeines Bildes! Und wie ſchön war ſie! Er hatte im Vorüberreiten ihr Antlitz und ihre Geſtalt nur flüchtig erblickt, jetzt aber ſtand Marion vor ihm in all ihrer Schönheit.

„Was wollen Sie hier?“ fragte ſie ihn, um nur etwas zu ſagen.

„Verzeihung!“ antwortete er. „Der Teppich dämpfte den Schall meiner Schritte. Ich wollte vorübergehn, als Sie auf den Gang traten.“

Müller sagte dies in einem Ton, der ihre Bestürzung völlig beseitigte. Sie erhob das Licht, um ihn genauer zu betrachten.

Jetzt fiel das Licht voll auf ihn. Ihre Augen öffneten sich; sie trat rasch einen Schritt zurück und fragte hastig:

„Wer sind Sie?“

„Ich heiße Müller und bin Lehrer“, entgegnete er. Wie gern hätte er ihr seinen wahren Namen und Stand genannt!

„Ah, welche Ähnlichkeit!“ sagte sie.

„Fast nur bis auf den Bart!“ erklang da eine silberhelle Stimme aus dem geöffneten Zimmer heraus.

Müller hatte bis jetzt nur Augen für die Baronesse gehabt, nun erst bemerkte er, daß eine zweite Dame im Zimmer stand und ihn betrachtete. Er konnte sich diese Worte nicht erklären, machte eine Verbeugung und setzte seinen Weg fort.

„Mein Gott!“ hörte er hinter sich rufen. Die folgenden Worte wurden nur geflüstert, so daß er sie nicht verstehn konnte. Sie lauteten: „Der Mann ist ja — bucklig, liebe Marion! Wie schade um dieses Gesicht!“

Marion trat wieder ins Zimmer zurück, zog die Tür heran und sagte:

„Er hat mich sehr erschreckt. Also auch du hast seine Ähnlichkeit bemerkt?“

„Mit dem Bild des Oberleutnants von Greifenklau? Ja. Doch gehn sie einander jedenfalls nichts an.“

„Ganz sicher. Aber im ersten Augenblick war es mir doch, als ob er wirklich vor mir stände, ganz er selbst, nur ohne Bart. — Gute Nacht, Nanon!“

„Gute Nacht, meine beste Marion!“

16. Ein Schiffbruch auf der Mosel

Während die Damen sich zur Ruhe begaben, lehnte Müller am offnen Fenster seines Dachkämmerchens und ließ den Blick den dahineilenden Wolken nachschweifen. Er dachte an die seltsame Begegnung mit Marion. Was hatte sie gemeint mit dem Traumbild, das ihr verwirklicht worden sei? Welche Ähnlichkeit war den beiden an ihm aufgefallen? — „Bis auf den Bart!" hatte die andre gesagt.

Das größte Bedenken verursachte ihm der Umstand, daß Graf Rallion auch mit zugegen war. Hatte der General denn nicht gesagt, daß sie einander noch nicht gesehn hätten? Sollte dies auf einem Irrtum beruhn? Sollte vielleicht grad dieser Oberst ihr Traumbild gewesen sein?

Bei diesem Gedanken war es Müller, als ob sich vor ihm eine dunkle, verhängnisvolle Wand auftürme, bereit, über ihm zusammenzubrechen. Er fand während der ersten Hälfte der Nacht keine Ruhe und schlief erst ein, als bereits schüchterne Vogelstimmen das Nahen des anbrechenden Morgens verkündeten.

Und dann kam der Hausknecht, um ihn mit der Bemerkung zu wecken, daß der Dampfer in kurzer Zeit abfahren werde. Er erhob sich und fand, als er das Gastzimmer betrat, daß die Fahrgäste bereits alle aufgebrochen waren. Er trank seinen Kaffee schleunigst und eilte ihnen nach.

Dichter Nebel lag auf dem Fluß. Die Luft lastete schwer und regungslos auf der Gegend, und anstatt der gewöhnlichen

Morgenfrische war ein lauer, unerfreulicher Druck zu bemerken, der die feuchten Ausdünstungen der Wiesen und des Wassers beinahe greifbar machte.

Als Müller an den Fluß gelangte, stand man im Begriff, das Landungsbrett vom Schiff wegzuziehn. Er sprang hinüber und löste sich an der Schiffskasse eine Karte für den zweiten Platz. Da er am Heck eingestiegen war, mußte er die ganze Länge des ersten Platzes durchwandern. Dort saßen die französischen Herrn auf ihren Feldstühlen. Als sie ihn erblickten, rief der Oberst:

„Da kommt auch der deutsche Tölpel! Macht ihm Platz, damit er kein Unheil anrichtet!"

Sie ließen ihn unter lautem Lachen an sich vorübergehn. Er nickte ihnen mit ehrerbietiger Freundlichkeit zu und zog den Hut vor ihnen, als ob er ihre höhnischen Gesichter für den Ausdruck gnädiger Herablassung halte.

Vorn auf dem zweiten Platz saß Fritz, der Diener, der sich stellte, als ob er Müller nicht kenne. Er hatte sich sehr verändert. Anstatt seiner gestrigen Kleidung trug er eine weite, blauleinene Bluse, ebensolche Hose und ein rotes Tuch um den Hals. Auf seinem glatt geschornen Kopf saß ein Hut von der Form, wie sie in jenen lothringischen Gegenden, besonders in den Verwaltungsbezirken Moselle und Meurthe, gebräuchlich ist. Wer Fritz nicht kannte, der mußte ihn für einen jungen Landmann aus der Gegend von Metz oder Nancy halten.

Das Schiff stieß ab. Müller stand an der Brüstung und beobachtete die Bewegung der Räder, die die heut sehr dunkel gefärbten Wasser peitschten. Da bemerkte er einen Mann, der vom ersten Platz auf dem Achterdeck aus langsam nach vorn geschritten kam. Beim Anblick dieses Herrn drehte sich Müller schnell um. Es war ersichtlich, daß er verhindern wollte, von ihm genauer betrachtet zu werden.

Der Fahrgast war sehr anständig gekleidet. Seine fast militärisch stramme Haltung, der flott gehaltne Spitzbart und der goldne Zwicker gaben ihm ein vornehmes Aussehn. Seine Blicke überflogen die Anwesenden. Als er den Buckligen sah, huschte ein leises Lächeln über seine geistreichen Züge, und er schritt in der Haltung eines Mannes auf ihn zu, der sich gelangweilt fühlt und um jeden Preis eine Zerstreuung sucht.

Müller bemerkte diese Absicht und wendete sich noch weiter ab, so viel dies, ohne auffällig zu werden, geschehn konnte. Es half ihm nichts. Der Fremde schlenderte bis hart an ihn heran, blieb da stehn, warf einen beobachtenden Blick hinaus auf den dichten Nebel und sagte dann:

„Ein unangenehmer Morgen! Dieser Nebel ist so dick und massig, daß es scheint, als könne man ihn in Bänder zerschneiden. Ich fürchte, wir werden auf unsrer Fahrt ein tüchtiges Gewitter bekommen."

Müller wußte, daß ihn der Fremde sehr gut kenne, nicht nur ihn, sondern auch den Diener Fritz. Er sah seinen ganzen Plan in der allergrößten Gefahr, mußte aber antworten. Er verstellte daher so viel wie möglich seine Stimme.

„Das Gewitter ist uns sicher. Man wird nach unten gehn müssen."

Dabei drehte er sich um und machte Miene, seinen Worten sogleich die Tat folgen zu lassen. Der andre jedoch legte ihm die Hand auf den Arm.

„Sie können noch warten, denn das Unwetter hat sich noch lange nicht ausgebildet. Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen — ich nenne mich Bertrand und bin seit einiger Zeit Arzt in Diedenhofen."

Jetzt war Müller gezwungen, sich voll zu dem Sprecher herumzuwenden.

„Ich heiße Andreas Müller und gehe als Erzieher nach Ortry.“

„Andreas Müller, Doktor der Philosophie; ich weiß das.“

„Ah!“ sagte Müller, beinah erschrocken.

„Ja. Ich bin Hausarzt des Herrn von Sainte-Marie, der sich gegenwärtig in Ortry befindet, und weiß, daß er Sie erwartet.“

„Aber, mein Herr, wie können Sie wissen, daß grad ich der Erwartete bin?“

„Sie nennen mir ja Ihren Namen, den ich vom Herrn Baron gehört habe. Und übrigens“ — hier sank seine Stimme zu einem leisern Ton herab — „hörte ich es auch von meinem Kräutersammler, den ich gestern abend in Trarbach angestellt habe.“

Müller machte eine Bewegung, die eine stumme Frage ausdrückte, und der Arzt fuhr fort:

„Ich traf diesen Mann, dem ich sehr viel verdanke, ganz unerwartet. Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß ich im deutsch-österreichischen Krieg auf der Seite Österreichs als Arzt tätig war. Bei Gitschin widerfuhr es mir, daß ich den Verbandplatz wechselte und dabei vor ein preußisches Ulanenregiment geriet, das zum Angriff vorstürmte. Ich sah, daß ich nicht weichen konnte und zermalmt werden würde, besonders da mich in demselben Augenblick ein Granatsplitter gefährlich verwundete und zu Boden riß. Unwillkürlich erhob ich in flehender Stellung die Arme. Die Lanzenspitzen der Ulanen flogen wie ein brausender Wald daher und befanden sich kaum noch hundert Schritte von mir entfernt. Das heransausende Regiment bildete eine fest geschloßne, eisenstarrende Masse; man sah, es werde unwiderstehlich alles vor sich niederreißen. Ich war verloren und erwartete, im nächsten Augenblick die stampfenden Pferdehufe auf meinem Körper zu fühlen. Da bemerkte ein

junger Offizier meine emporgestreckten Hände; er spornte sein Pferd zu doppelter Eile; in weiten Sätzen kam er voraus- und herangesprengt, und indem er an mir vorüberschoß, bog er sich zu mir herab, faßte mich mit starker Faust, riß mich empor, warf mich vor sich über sein Pferd und nahm nun wieder Fühlung mit den Seinen. Das geschah so schulgerecht und mit Entwicklung einer solchen ungeheuren Körperstärke, als habe er sich für diesen Fall besonders eingeübt. Mein zerschoßnes Bein schmerzte mich, mein Kopf brannte. Ich sah rechts und links die fürchterlichen Lanzen emporragen; ich hörte den Donner des Hufgestampfes; ich sah grad vor uns das Aufblitzen der österreichischen Batterien: dann entschwand mir im Getöse des wilden Kampfes die Besinnung."

Müller hörte wortlos zu; aber seine Augen leuchteten und seine Wangen glühten. Er schien das Gefährliche seiner jetzigen Lage vergessen zu haben; er dachte nicht daran, daß seine Verkleidung entdeckt werden könne, ja, bereits durchschaut sei. Der Arzt fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich zwischen den Kanonen der eroberten Stellung, ein preußischer Regimentsarzt kniete, mit meiner Verwundung beschäftigt, bei mir, und dabei stand der Leutnant, der mich gerettet hatte. Er übergab mich, nachdem ich verbunden worden war, seinem Burschen, der eine Kugel in den rechten Arm erhalten hatte und im Lazarett mein treuer Pfleger wurde. Ihnen beiden, dem Leutnant von Greifenklau und seinem wackern Fritz, verdanke ich meine Rettung und mein Leben. Ich habe ihn nicht vergessen und würde ihn unter Tausenden herausfinden und unter jeder Verkleidung erkennen."

Er sprach diese Worte mit einem feinen Lächeln und fügte dann hinzu:

„Ich bin ein Deutsch-Österreicher, ein Deutscher von ganzer

Seele; aber ich hatte in Thionville einen Verwandten, der Arzt war und eine bedeutende Tätigkeit entfaltete; er starb und hinterließ mir sein Vermögen samt Praxis. Ich hatte keine Veranlassung, diese Lebensstellung auszuschlagen, und befinde mich sehr wohl. Gestern abend übernachtete ich in Trarbach und traf dort zu meiner großen Freude jenen wackern Offiziersdiener. Er suchte in der Nähe von Thionville eine leichte Stellung, die ihm Zeit genug läßt, seinen persönlichen Liebhabereien nachzuhängen, und so habe ich ihn als Kräutersammler bei mir angestellt. Was ich weiter ahne und schließe, Herr Doktor, das ist wohl nicht nötig, zu sagen. Ich freue mich darauf, Sie recht oft in Ortry zu sehn, und versichere Ihnen auf mein Ehrenwort, daß ich nur den innigen Wunsch habe, Ihnen nützlich sein zu können."

Er reichte Müller die Hand und kehrte auf seinen frühern Platz zurück. Gott sei Dank, die Gefahr war vorüber! Fritz hatte sehr viel gewagt, diesen Arzt zu seinem Vertrauten zu machen, aber das Wagnis war geglückt. Übrigens wußte Fritz ja weiter nichts, als daß sein Herr verkleidet nach Ortry gehe; mehr konnte er dem Arzt nicht gesagt haben. Und dieser hatte jedenfalls Bildung und Dankbarkeit genug, seinen Lebensretter nicht in Verlegenheit zu bringen. Vielleicht war es sogar vorteilhaft, ihm begegnet zu sein. Seine Bekanntschaft mit den Verhältnissen und Personen konnte für Müller von großem Nutzen sein. Zunächst war es ja schon als eine große Bequemlichkeit zu betrachten, daß Fritz ein so gutes Unterkommen gefunden hatte, das ihm erlaubte, seinem Herrn zu jeder Zeit zur Verfügung zu stehn. Es war recht umsichtig von Bertrand gewesen, den Kräutersammler in französische Tracht zu stecken, und ebenso war es dankenswert, daß er Müller aufgesucht hatte, um sich ihm zu erklären und ihn zu beruhigen. Und zuletzt zeigte der Arzt noch den feinen Takt, sich zurückzuziehn, sobald er

erkannt hatte, daß es ihm geglückt sei, die Verlegenheit Müllers zu beheben.

Doktor Andreas Müller fühlte sich vollständig befriedigt. Er sah, daß Fritz einen bittend fragenden Blick herüberwarf, und beantwortete dieses stumme Gesuch um Verzeihung mit einem wohlwollenden Lächeln.

Unterdessen war der Dampfer bereits über Bernkastel hinausgekommen, ohne daß die Nebel weichen wollten. Er fuhr noch an Mühlheim, Wingerath und Emmel vorüber, und nun endlich zog der Nebel in langen Schwaden über die Wellen dahin. An dieser Stelle macht der Fluß eine weite Biegung nach Norden hin und bietet der Schiffahrt gefährliche Hindernisse. Während er das linke Ufer unterhöhlt hat und da tiefe Strudel bildet, setzt er auf der andern Seite alles ab, was er mit sich führt. Kapitän und Steuermann müssen hier beide besonders vorsichtig sein.

Die Nebel schwanden, aber anstatt daß es heller wurde, breitete sich unheimliche Dunkelheit über die Erde. Der Himmel hatte sich schwarz umzogen, und die Wolken hingen schwer und tief hernieder, so daß es schien, als ob man sie greifen könne. Ein andauerndes Wetterleuchten umzuckte den Himmel; einzelne schwere Tropfen fielen; dann fuhr ein Blitzstrahl herab, daß es war, als ob ein großer, ungeheurer Feuerklumpen vom Himmel falle — ein entsetzlicher Donnerschlag erfolgte, und nun brach ein Regen los, daß man meinte, die Wellen eines ganzen Meeres stürzten von der Höhe nieder.

Das Schiffsdeck war im Nu von sämtlichen Fahrgästen verlassen. Sie eilten nach den Kajüten, um Schutz zu suchen.

Droben befanden sich nur noch die zur Führung des Dampfers dienenden Leute. Sie hatten einen schweren Stand. Blitz folgte auf Blitz und Schlag auf Schlag. Der Regen

strömte so dicht herab, daß der Mann, der am Bug stand und die Glocke läutete, kaum zehn Fuß weit zu sehn vermochte. Er mußte sich festhalten, um vom Sturm nicht fortgerissen zu werden.

Die vorhin erwähnte Krümmung war schon zur Hälfte überwunden, und man durfte hoffen, in kurzer Zeit in Thron oder Neumagen anzulegen, wo man das Gewitter vorüberlassen konnte. Der Dampfer kämpfte mit aller Kraft gegen die aufgeregten Wellen an, die in rasender Schnelle ihm entgegenschossen. Der Mann an der Glocke gab sich alle Mühe, mit seinem Blick die Regenmassen zu durchdringen, die ihm von dem orkanartigen Sturm entgegengeschleudert wurden. Da — er horchte auf: es war ihm, als ob er vor sich ein Krachen und Stöhnen, ein eigenartiges Rauschen und Prasseln vernommen habe, das nicht mit dem Heulen des Sturms und dem Brausen der Wogen verwechselt werden konnte. Schnell drehte er sich zurück und hielt die Hände an den Mund, um den Warnungsruf erschallen zu lassen — zu spät, denn in demselben Augenblick ertönte ein schmetternder Krach; das Schiff erzitterte in seinem ganzen Bau, und der Mann, der den Ruf hatte ausstoßen wollen, wurde vom Bug des Fahrzeugs auf eine gewaltige, sich da draußen auftürmende Holzmasse geworfen. Sein Angstschrei erschallte zu gleicher Zeit mit dem des Kapitäns und des Steuermanns. Der erste war von der Kommandobrücke auf Deck gestürzt und der zweite von seinem Rad hinweg hinaus in die Wogen geschleudert worden.

Wie sich später herausstellte, hatte sich weiter oben ein tiefgehendes Floß losgerissen und war mit dem wilden Strom in rasender Schnelle flußabwärts getrieben.

Sein Zusammenprall mit dem Dampfer hatte in den Kajüten eine schreckliche Verwirrung hervorgerufen. Die

Fahrgäste waren zu Boden geworfen worden und mit ihnen alles, was nicht niet- und nagelfest war.

Beim Andrang so vieler Menschen hatten Marion und ihre Freundin es vorgezogen, in der Damenkajüte Schutz zu suchen. Jetzt stürzten beide aus dem engen Raum heraus. Marion erblickte den Grafen Rallion, der sich soeben von seinem Fall wieder aufgerichtet hatte.

„Oberst, um Gottes willen, retten Sie uns!" rief sie.

Er wandte sich nach ihr hin und wollte eben antworten, als von Deck herab der laute, angstvolle Ruf erschallte:

„Rette sich, wer kann! Wir sinken!"

Als Rallion diese Worte hörte, sprang er mit einem raschen Satz nach der Treppe und eilte hinauf, die Fahrgäste ihm nach. Die beiden Damen wurden zur Seite gedrängt; keiner nahm Rücksicht auf sie. Man zerquetschte sie fast an der engen Tür, die nach oben führte; man heulte und schrie, man tobte und fluchte; man schlug mit Fäusten um sich, um den andern zuvorzukommen. Und dazu rollte der Donner, und die Blitze leuchteten mit ihrem grellen Schein zu den kleinen Fensterchen herein.

„Gott, erbarme dich unser!" schluchzte Nanon, indem sie sich zitternd in die Ecke schmiegte, um von den rasenden Menschen nicht erdrückt zu werden.

Jetzt, in diesem gefahrvollen Augenblick zeigte sich die Überlegenheit Marions in ihrer vollen Größe. Sie schlang die Arme um die bebende Freundin.

„Nur Mut! Noch sind wir nicht verloren. Der Oberst ist fortgeeilt, um zu sehn, wie es steht. Warten wir; er kommt sicher wieder, um uns zu holen oder zu beruhigen!"

In der zweiten Kajüte war die Verwirrung womöglich noch größer als in der ersten. Auch hier war alles durcheinandergeschleudert worden. Hier hörte man das knirschende Eindringen des Bugs in die Stämme des Floßes und das

Krachen und Prasseln der schweren Hölzer, die von den Fluten vor dem Schiff übereinandergeschoben wurden. Der Heizer war mit dem Maschinisten flüchtend an Deck geeilt, und die nun sich selbst überlaßne Maschine arbeitete, ohne gestoppt zu werden, gegen die mächtigen Massen des Floßes an. Dadurch stieg das Schiff vorn in die Höhe und sank hinten tiefer in den Strom. Ein Krach ertönte am Vorderteil, und sofort drang das Wasser in einem armdicken Strahl zu der durchbrochnen Wand herein.

Jetzt drängten die Fahrgäste unter wildem Angstgeheul nach der Tür. Da kam Müller der Gedanke an die Baronesse. Diese war jedenfalls auch an Bord. Er sprang nach der Seite, wo Fritz stand, den Blick auf seinen Herrn gewendet, um sich nach dessen Verhalten zu richten.

„Fritz", rief Müller, so daß die Worte trotz dem Schreien der Menschen, dem Tosen der Fluten und dem Heulen des Sturms zu hören waren, „hast du zwei junge Damen einsteigen sehn? Eine Blonde und eine Braune?"

„Ja! Sie müssen in der ersten Kajüte sein."

„Schnell zu ihnen!"

Er sprang zu der kleinen Tür hinaus, die in die Küche und den Maschinenraum führte. Aus diesem ging eine schmale, steile Treppe an Deck. Fritz folgte ihm sofort.

Oben sahen sie zunächst den Kapitän liegen, der mit dem Kopf auf die harten Planken gestürzt war und die Besinnung verloren hatte. Am Heck waren die französischen Herren beschäftigt, den dort hängenden Hilfskahn näher heranzuziehn, um sich in ihm zu retten. Müller sprang hinzu.

„Halt! Die Damen gehn vor!"

„Pack dich, Tölpel!" rief der Oberst, indem er in den Kahn sprang.

Das Schiff war hinten bereits so tief gesunken, daß das Wasser bis an die Fenster der Kajüte stieg. Müller sah, daß

keine Zeit zu verlieren war. Er gab es auf, mit den Franzosen um das Boot zu kämpfen, zumal jetzt auch die andern Fahrgäste herbeidrängten und unter vielstimmigem Brüllen darnach verlangten. Er eilte zur Kajütentreppe, und Fritz folgte ihm hinunter.

Dort lehnten die beiden Mädchen noch eng umschlungen in der Ecke.

„Ists gefährlich?" fragte Nanon, als sie den Deutschen erblickte.

Müller deutete nach dem Fenster, über das die Wogen emporschlugen.

„Kommen Sie, schnell!" rief er, die Hand nach Marion ausstreckend.

„Holen Sie den Grafen Rallion!" bat sie, ohne vorher zu fragen, ob Müller ihn auch kenne.

„Er hat sich schon in Sicherheit gebracht! Um Gottes willen, schnell!"

Das Wasser hatte soeben die Scheibe des einen Fensters eingedrückt und drang herein. In wenig Augenblicken mußte das Schiff sinken. Müller faßte die Baronesse, hob sie empor, als ob sie ein Kind sei, und eilte mit ihr an Deck. Fritz hatte Nanon ergriffen und leuchte hinter ihm her.

Die Gefahr hatte den höchsten Grad erreicht. Der Regen schien nicht mehr in Tropfen, sondern in einer zusammenhängenden Masse zu fallen, durch die der Blitz seine Feuerstrahlen schleuderte. Das Vorderteil des Schiffs hatte sich hoch emporgearbeitet, während das Hinterteil zusehends tiefer sank. Mächtige Stämme und Hölzer, die sich vom Floß losgerissen hatten, schossen vorüber. Jetzt löste sich der Kahn, worin die Franzosen saßen, vom Schiff, und ein vielstimmiges Wutgeheul folgte ihm.

„Feigling!" murmelte Marion. „Nun gibt es keine Rettung; wir sind verloren!"

Müller ließ sie auf die Füße gleiten und deutete hinaus auf die wirbelnde Flut.

„Wollen Sie sich mir anvertrauen?"

Sie war totenbleich geworden und antwortete:

„Gegen diesen Aufruhr der Gewalten ist jeder Kampf vergebens."

„Man muß es versuchen. Sehn Sie!"

Er deutete nach Doktor Bertrand, der in diesem Augenblick über Bord sprang, faßte sie abermals fest und zog sie nach dem Steuer. Dort lag das Schiff bereits so tief, daß das Wasser das Deck erreichte. Es bedurfte hier keines Sprungs; man konnte langsam ins Wasser gleiten. Marion blickte sich nach der Freundin um. Diese hing ohnmächtig am Hals Fritzens, der jetzt an seinem Herrn vorübereilte und mit seiner Last in die Fluten glitt. Da legte auch die Baronesse die Arme um Müller, der mit ihr dem Diener folgte.

Jetzt begann für die beiden Männer ein hartes, fast übermenschliches Ringen mit den empörten Wellen. Die Wogen rissen die Stämme mit sich fort und brachten grade dadurch den beiden Schwimmern die größte Gefahr. Müller war mit dem Wasser vertraut. Er erkannte, daß er nur darauf zu achten habe, immer oben zu bleiben; der Strom zog ihn ganz von selbst mit fort und dem Ufer entgegen, das hier eine besonders starke Krümmung machte.

Marion war zwar bereits infolge des Regengusses vollständig durchnäßt worden; aber als die tosenden Wellen über ihr zusammenschlugen, stieß sie einen Schrei aus und wurde ohnmächtig. Müller schwamm auf dem Rücken und legte die Bewußtlose quer über den Leib. Er hatte das Schiff kaum verlassen, da versank es vor seinen Augen; das Donnern und Tosen des Sturms verschlang den Todesschrei derer, die sich noch an Bord befanden.

Fritz war nicht mehr zu erblicken; der dichte Regen er-

laubte Müller nicht, weit zu sehn; doch hatte er keine Sorge um ihn, da er ein ausgezeichneter Schwimmer war. Zwar waren die Ufer nicht zu erkennen, aber wenn er sich nur immer soviel wie möglich links hielt, mußte er bald landen können.

So vergingen fünf Minuten, bis die seltsamen Gestalten alter Weiden durch den Regenschleier auftauchten. Müller stieß noch einigemal kräftig aus und kam ans Ufer. Aber er mußte sich an den überhängenden Zweigen festhalten, um nicht fortgerissen zu werden. Es kostete ihn große Anstrengung, festen Fuß zu fassen, ohne seine Bürde zu verlieren.

Nach mühevoller Landung legte er Marion ins Gras, um einige Augenblicke auszuruhn. Müller achtete nicht auf den Regen; er vergaß das Brausen und Brüllen des Wassers; er sah nur Marion vor sich. Er ließ sich neben ihr nieder, nahm ihren Kopf in den Arm und preßte seinen Mund an den ihren. Drei-, viermal küßte er sie, bis er fühlte, daß ihre Lippen warm wurden.

Da schlug sie langsam die Augen auf; ihr matter Blick ruhte auf ihm mit einem Ausdruck, als ob sie sich im Traum befinde. Der Sturm machte eine kurze Pause, und da klang es aus ihrem Mund:

„Richard!"

Er fuhr zurück; er hatte das Wort deutlich vernommen, und er sah das glückliche Lächeln, unter dem sie die Augen wieder schloß, um von neuem in Bewußtlosigkeit zu sinken. Doch nun schüttelte er den Kopf. Sie konnte ihn unmöglich kennen. Jedoch sie hatte willenlos ein Geheimnis verraten; sie liebte bereits; sie liebte einen Glücklichen, der auch Richard hieß. War das vielleicht Graf Rallion? Nein; Müller besann sich, daß dieser den Vornamen René trug, und fühlte sich durch diesen Umstand befriedigt, obgleich die Entdeckung,

daß ihr Herz nicht mehr frei sei, das seine mit einem brennenden Schmerz durchzuckte.

Da, wo Müller ans Ufer gestiegen war, lagen wohlgepflegte Felder, ein sichres Zeichen, daß menschliche Wohnungen nicht weit entfernt seien. Hastig schritt er eine kleine Strecke am Fluß hinab und fand einen Weg, der oft betreten zu sein schien. Nun holte er die Baronesse und verfolgte, sie auf den Armen tragend, diesen Pfad, der schließlich in einen Fahrweg mündete.

Müller mochte wohl zehn Minuten lang gegangen sein, als er einen Bauernhof bemerkte, auf dessen Eingang der Weg zuführte. In dem breiten Tor befand sich ein kleines Pförtchen, durch das er eintrat. Die Bewohner des Guts eilten ihm entgegen.

Die Nachricht von dem Schiffsunglück erregte die größte Bestürzung. Die Männer brachen sofort auf, um nach dem Fluß zu gehn und zu sehn, ob noch zu helfen und zu retten sei. Den Frauen aber übergab Müller die Baronesse, die sofort zu Bett gebracht wurde. Dann kehrte auch er nach der Unglücksstätte zurück, um nach Fritz und Nanon zu schauen.

Der Regen hatte mittlerweile etwas nachgelassen. Der Schornstein des Schiffs ragte schief aus den Fluten. Am Ufer war kein Mensch zu sehn. Das Floß war zerrissen worden und verschwunden; es gab nichts mehr zu retten.

Müller forderte die Leute auf, mit ihm stromabwärts zu gehn, und da fanden sie denn nach einiger Zeit eine sehr sichtbare Fährte im hohen Gras des Ufers. Hier mußte Fritz das Wasser verlassen haben.

„Vielleicht hat der Mann, den Sie suchen, unsre Wächterhütte gefunden", bemerkte der Bauer.

„Wo ist diese?"

„Dort hinter dem Erlengebüsch."

Sie schritten darauf zu; hinter den Büschen erkannten sie eine einfache aus Feldsteinen errichtete Hütte. Die Türöffnung war ohne Verschluß, und die einzige Fensternische war mit Stroh verstopft. Als sie sich näherten, trat Fritz heraus.

„Wo ist die Dame?" fragte Müller.

Fritz deutete nach innen.

„Da auf dem Stroh. Sie ist noch immer ohne Bewußtsein. Übrigens dürfen Sie ohne Sorge sein; es ist jemand bei ihr, der es versteht, zu beurteilen, ob sie halb ertrunken ist oder ganz."

„Ah, vielleicht Doktor Bertrand?"

„Ja. Er stand schon am Ufer, als ich ankam. Wir entdeckten dann miteinander diesen Palast, in dem wir uns bis jetzt ganz wohl befunden haben."

Als Müller eintrat, kniete der Arzt bei Nanon.

„Ah, Herr Doktor Müller! Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich so ohne allen Abschied vom Schiff ging. Aber ich wußte die Damen unter bestem Schutz. Für meine Kranke hier wird nichts zu fürchten sein, wenn wir sie nur bald aus den nassen Kleidern und in einen guten Schweiß zu bringen vermögen."

„Es ist ein Meierhof in der Nähe", antwortete Müller. „Ich werde sie hintragen, die Baronesse ist auch schon dort."

Er nahm das Mädchen auf die Arme und schritt den andern voran, dem Bauerngut zu, wo der Arzt sich sofort zur Baronesse begab, während die Frauen einstweilen für Nanon sorgten.

Marion war wieder zu sich gekommen.

„Ah, Sie sind Arzt, mein Herr", meinte sie. „Wo befinde ich mich?"

„Auf einem Meierhof in der Nähe der Unglücksstelle."

„Wer hat mich hierhergebracht?"

„Ihr Retter, ein Doktor der Philosophie, namens Müller.“

„Ah, ich entsinne mich jetzt wieder. Übrigens war er gestern auch im Gasthof. Ein Deutscher, nicht wahr?“

„Ja. Glauben Sie, daß dieser Umstand geeignet ist, den Wert seiner Tat zu vermindern?“

„Oh, nicht im geringsten! Ich bin zwar Französin, aber keineswegs eine Deutschenhasserin.“

„Das wird Herr de Sainte-Marie sehr ungern bemerken!“ lächelte Bertrand.

„Wie? Sie kennen meinen Vater?“

„Ich habe die Ehre, ihn sogar sehr genau zu kennen. Während der Zeit Ihrer Abwesenheit habe ich mich in Diedenhofen ansässig gemacht und bin so glücklich gewesen, der Hausarzt Ihres Herrn Vaters und Großvaters zu werden.“

„Und wie kommt es, daß Sie mich kennen?“

„Ich war Fahrgast desselben Schiffs, auf dem Sie in Todesgefahr schwebten. Ich hörte da Ihren Namen nennen. Wie Sie an meinem Anzug sehn, habe ich mich durch Schwimmen gerettet. Wie befinden Sie sich, mein gnädiges Fräulein?“

„Ich bin ganz wohl. Doch nochmals, wie geht es meinem Retter?“

„Oh, der ist eine sehr widerstandsfähige Natur, wie es scheint. Für Sie aber und die andre Dame —“

„Ah, Nanon! Ist auch sie gerettet?“

„Ja, mein Kräutersammler hat sie ans Ufer gebracht. Sie befindet sich auch in diesem Haus, und ich hoffe, daß sie ebenso schnell wieder wohl sein wird wie Sie. Ich werde in die Apotheke des nächsten Städtchens schicken, um einige Arzneien kommen zu lassen, und bin überzeugt, daß Sie morgen früh Ihre Reise fortsetzen können.“

„Aber um Gottes willen nicht wieder mit einem Dampfer!

Ich werde mir einen Wagen beſorgen, der mich nach Trier bringen ſoll, von wo aus ich dann die Bahn benutzen werde."

Unterdeſſen hatte Müller ſich ſeiner naſſen Kleider entledigt und ſich von den Bewohnern des Hofs andre geliehen. Zu ſeiner Freude fand er, daß ſeine Papiere in der Ledertaſche durch das Waſſer nicht gelitten hatten. Der Regen hatte jetzt aufgehört; die Wolken waren verſchwunden, und am Himmel erglänzte die Sonne, um mit ihren Strahlen die vom Unwetter erkaltete Erde zu erwärmen. Müller trat vors Tor und ſah einige Männer auf das Gut zuſchreiten. Bereits von weitem erkannte er Oberſt Rallion und deſſen Freunde. Er ging in den Hof zurück, um ihnen nicht ſogleich wieder als Zielſcheibe ihrer ſchlechten Witze zu dienen. Sie kamen heran und trafen als erſten den Arzt.

„Heda, guter Freund", rief ihm der Oberſt zu, der ihn zunächſt für einen Bauern hielt, „wißt Ihr bereits von dem Unglück, das dort auf dem Fluß geſchehn iſt?"

„Ich denke, ſehr wohl", antwortete Bertrand lächelnd.

Rallion betrachtete ihn genauer.

„Alle Teufel, Sie waren ja mit dabei, wenn ich nicht irre! Sie fuhren mit auf dem erſten Platz. Sind noch andre gerettet?"

„Bis jetzt weiß ich nur vier."

„Wer iſt es?"

„Zwei Damen und zwei Herren."

„Wer ſind die Damen? Schnell, ſchnell!"

„Die Baroneſſe Marion de Sainte-Marie und deren Freundin."

„Gott ſei Dank! Dieſe ſuche ich. Wer hat ſie ans Ufer geſchafft?"

„Doktor Müller."

„Ah, der deutſche Tölpel!"

Der Arzt machte ein ſehr ernſtes Geſicht.

„Mein Herr, es erscheint mir nicht grade tölpelhaft gehandelt, eine Dame vom Tod zu retten, während andre feig davonlaufen. Hätten Sie sich nicht des Kahns bemächtigt, der mit Ihnen verschwunden ist, so verloren weniger Menschen ihr Leben, weil man, bis der Dampfer sank, nochmals zurückkehren konnte, um Leute aufzunehmen. Sie werden von Glück reden können, wenn Ihre Handlungsweise nicht untersucht und geahndet wird."

Er drehte sich um und schritt davon. Der Oberst blickte ihm nach.

„Auch ein Deutscher!" knirschte er. „Es wird Zeit, daß wir die Faust auf die rohe Menschenklasse legen. Aber ärgern wir uns nicht, suchen wir lieber die Baronesse, um ihr Glück zu wünschen!"

Er ging über den Hof hinüber und trat in die Wohnstube, die andern folgten ihm. Dort stand Müller in Unterhaltung mit dem Gutsbesitzer. Als der Oberst ihn erblickte, lachte er laut auf.

„Parbleu! Das ist lustig. Seht unsern Billardkünstler als Bauer! Wie ihm die Jacke auf dem Buckel sitzt! Ich hätte ihn mögen schwimmen sehn!"

Müller machte eine höfliche Verbeugung.

„Ich mußte wohl schwimmen, um abermals Ihre Stelle zu vertreten. Die Rettung der Baronesse wäre doch eigentlich Ihre Sache gewesen. Heut werden jedenfalls Sie es sein, der um Verzeihung zu bitten hat. Ich will Ihnen jedoch erlassen, sich auf den Tisch zu stellen."

„Schweigen Sie!" donnerte ihn der Oberst an. „Werden Sie nicht frech! Ihre Schwimmpartie soll Ihnen ein anständiges Trinkgeld einbringen. Hier haben Sie vierzig Frank; das ist für Sie eine ausreichende Belohnung!"

Er griff in die Tasche, zog zwei Goldstücke hervor und hielt sie dem Angesprochnen entgegen. Müller verbeugte sich.

„Ich bin ein armer Teufel und werde Ihre freundliche Belohnung annehmen, sofern Ihnen das Leben der Baronesse de Sainte-Marie wirklich vierzig Frank wert ist.“

Und als der Oberst verblüfft nicht sogleich antwortete, fuhr Müller lächelnd fort:

„Ich sehe, daß Ihnen diese Summe denn doch zu hoch erscheint. Überlegen Sie sich also den Handel, bis wir uns wiedersehn!“

Er ging. Nach einiger Zeit verließ er in seinem Anzug, der wieder trocken geworden war, den Meierhof. Nur der Hut war auf dem Schiff zurückgeblieben und mit diesem versunken, ebenso der alte Regenschirm. Fritz begleitete Müller nicht, da er jetzt zu Doktor Bertrand gehörte, der mit den Damen abreisen wollte.

17. Der neue Hauslehrer

Verfolgt man die Straße, die von Thionville über Stuckingen nach Südosten führt, so kommt man an einigen kleinen Zuflüssen der Mosel vorüber und gelangt auf eine fruchtbare Hochebene, in deren reichen Bodenertrag sich einzelne kleine Dörfer und Meierhöfe teilen. Dort liegt der Weiler Ortry mit einem Schloß, dessen Äußeres keinen sehr stattlichen Eindruck macht, dessen innere Ausstattung aber desto mehr vom Reichtum seines Besitzers zeugt.

Vor etwa zehn Jahren in diese Gegend gekommen, war Baron de Sainte-Marie ihren Bewohnern vollständig fremd gewesen und geblieben. Er lebte den Winter über in Paris und kam beim Anbruch des Frühjahrs nach Ortry, um bis zum Spätherbst hierzubleiben. Er gab keine Gesellschaften und lebte sehr zurückgezogen, hatte aber auf die Arbeitsverhältnisse der Umgegend einen großen Einfluß gewonnen.

In der Nähe des Schlosses, unten am Bach, wo früher Rinder geweidet hatten, erdröhnten jetzt Dampfhämmer; riesige Schornsteine ragten empor, Arbeiter handhabten Zange und Feile, und über dem ganzen Gelände lag jene mit Ruß und Metallstaub geschwängerte Luft, die eine der unangenehmsten Begleiterscheinungen unsres technischen Zeitalters ist.

Der Baron von Sainte-Marie betrat diese rauchgeschwärzten Gebäude nur selten. Ein Fabrikdirektor hatte die Aufsicht über die Arbeiter. Öfters jedoch stieg eine

lange, hagere, weißköpfige Geſtalt vom Schloß hernieder, um, ohne ein Wort zu ſagen, langſamen Schritts die Fabrikräume zu durchwandern, und dann flüſterten die Arbeiter einander warnend zu: „Der Kapitän geht um!“

Dieſer Kapitän galt als der Vater des Barons. Man erzählte ſich, daß er bereits achtzig Jahre alt ſei; aber ſeine Haltung war kerzengrade.

Nie ſprach der Kapitän zu einem der Arbeiter ein Wort, nie lobte oder tadelte er; aber man wußte, daß er die eigentliche Seele des ganzen Unternehmens war. Wenn er an der Werkbank, am Amboß, am Glühofen ſtehnblieb, dann nahmen ſich die Leute doppelt zuſammen. Beim geringſten Fehlgriff fletſchte er die Zähne, kniff die Augen zuſammen und entfernte ſich ſchweigend; doch nach einigen Minuten kam ſicher der Werkmeiſter und ſagte ſein unwiderrufliches „Abgelohnt und entlaſſen!“

Schritt der Alte wieder dem Schloß zu, ſo atmeten die Leute erleichtert auf.

Außer den Beſuchen in der Fabrik war er nie zu ſehn, obgleich der Oberförſter verſicherte, ihm des Nachts im Wald begegnet zu ſein, im tiefſten Dickicht, in der Nähe des alten Turms, der dort ſeit langen, langen Zeiten ſtand, aber von jedermann gemieden wurde, da man glaubte, daß mit den Geſpenſtern, die dort hauſten, nicht zu ſpaßen ſei. Man erzählte ſich flüſternd, daß die erſte Frau des Barons, die Mutter Marions, die ein Engel an Schönheit und Milde geweſen war, dort nächtlicherweile umgehe. Der Baron hatte ſie von weither gebracht, von dorther, wo es Panther und Löwen gibt. Nach einigen Jahren ſei ſie an gebrochnem Herzen geſtorben und, da ſie keine Chriſtin habe werden wollen, im Wald begraben worden. Seitdem ſchritt ſie nachts durch den Wald, im weißen Kleid, wie ſie auch früher ſtets gegangen war, und hundert Irrlichter tanzten

um sie her. Dann verschwand sie im Turm und erschien oben auf seiner Zinne. Und wenn sie da fort war, dann hörte man unter der Erde ein Klirren und Klingen, als ob tausend Geister mit Ketten rasselten. Kein Mensch, den Kapitän ausgenommen, wagte sich des Nachts zum Turm.

Seit einiger Zeit hatte sich die Zahl der Arbeiter in der Fabrik vermehrt: es war eine Abteilung für Feuerwaffen eingerichtet worden, und ganze Wagenladungen alter Gewehre langten an, denen ein neues Schloß eingepaßt wurde. Dann verschwanden sie, ohne daß die Arbeiter wußten, wer sie abgeholt hatte. Auch bedeutende Vorräte von Hieb- und Stoßwaffen wurden hergestellt, und diese Abteilung der Fabrik war es, der der alte Kapitän seine besondre Aufmerksamkeit widmete.

Von seinem Sohn, dem Baron, erzählte man sich flüsternd, daß er zuweilen nicht recht bei Sinnen sei. Es solle Zeiten geben, in denen er sich tagelang eingeschlossen halte, und dann sei in seinen Gemächern ein unterdrücktes Wimmern und Stöhnen zu vernehmen.

Der Baron hatte sich zum zweitenmal verheiratet. Die Baronin war eine hohe, blonde Erscheinung, von der man wußte, daß sie das ganze Schloß beherrsche und sich unter Umständen sogar an den alten Kapitän wage, vor dem sich sonst jedermann fürchtete.

Die meiste Liebe hatte Baronesse Marion sich zu erringen gewußt. Leider weilte sie seit zwei Jahren in England und man erfuhr nur ganz zufällig, daß sie in nächster Zeit über Deutschland heimkehren werde. Es war ein offnes Geheimnis, daß sie von ihrer Stiefmutter nicht geliebt wurde.

Im Gegensatz zu ihr war ihr Stiefbruder Alexander der Plagegeist aller, die mit ihm in Berührung kamen. Von seiner Mutter verwöhnt und von seinen bisherigen Erziehern

verzärtelt, war er das einzige Wesen, dem der alte Kapitän sein Herz geschenkt zu haben schien. Dieser machte ihn fortgesetzt darauf aufmerksam, daß er ein Sainte-Marie sei, und daß sich dieser Name nur auf diesen einen Sprößling stütze. Der Knabe wurde dadurch stolz, hochmütig, befehlshaberisch und begann, sich für etwas unendlich Höheres und Besseres zu halten als andre. Seine größte Freude war, Untergebnen und Arbeitern zu zeigen, daß sie ihm in allen Stücken zu gehorchen hatten.

*

Die Baronin von Sainte-Marie saß in ihrem Zimmer und ließ sich von der Zofe ankleiden.

„Ist Alexander schon wach?" fragte sie.

„Bereits seit zwei Stunden."

„Ah, wie spät ist es?"

„Elf."

„So hat er sich schon um neun Uhr erhoben! Das geht nicht; er hat keine so eiserne Natur wie ein Schmied. Was tut er jetzt?"

„Er befindet sich beim gnädigen Herrn Kapitän, der ihm, wie ich glaube, Fechtunterricht erteilt."

„Fechtunterricht! Einem zehnjährigen Knaben! Ich sehe, daß ich mit meinem Herrn Schwiegervater wieder einmal ernstlich sprechen muß. Alexander muß sich körperlich noch bedeutend entwickeln, bevor er einen Degen in die Hand nehmen darf. Hast du den Direktor gesehn?"

„Nein. Er kommt gewöhnlich erst ein Viertel nach elf."

„So passe auf! Ich habe ihn zu sprechen, bevor er zum Kapitän geht."

„Ich werde ihn auf der Treppe erwarten."

Über dem Zimmer der Baronin lag der Lieblingsraum des Kapitäns. Es war eine dreifenstrige Stube, mit den

einfachsten Möbeln ausgestattet. Zwei altmodische Spiegel hingen an den Fensterpfeilern. Stahlstiche der Siege Napoleons I. schmückten die Wände, und dazwischen hingen Waffen aller Art, erbeutete Siegeszeichen und verschiedne andre Andenken an die Märsche und Schlachten unter dem großen Korsen.

Richemonte, den die Last der Jahre nicht zu beugen vermochte, glich einem seit Jahrhunderten in Ruhe liegenden, von Schluchten, Spalten und Rissen tief zerklüfteten Vulkan, zu dessen Spitze man jedoch noch immer mit Mißtrauen emporschaut, da man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß einmal ein Ausbruch erfolgen könne, bei dem das so lange Zeit schlummernde Verderben desto grimmiger und verheerender toben werde.

Und wie sein Körper, so war auch seine Geisteskraft noch ungebrochen. Es hatte hier wohl noch keinen gegeben, der klug genug gewesen war, ihn täuschen zu können. Man wußte, daß er in den Mitteln, seine Zwecke zu erreichen, nicht im mindesten wählerisch war.

Die einzige Schwachheit, die man an ihm entdeckt hatte, war seine mehr als nachsichtige Liebe zu seinem Enkel, den er aufs ärgste verwöhnte.

Am heutigen Morgen war dieser bei ihm, wie die Zofe ihrer Herrin berichtet hatte. Er hatte ein kleines Weilchen Fechtunterricht gehabt. Der Kapitän war in der Kunst des Fechtens Meister gewesen, und noch heute besaß er genug Muskelkraft des Arms und Schärfe des Augs, um sich mit jedem messen zu können, der einen Gang mit ihm wagte.

Jetzt saßen sie beieinander und sprachen — von dem deutschen Lehrer, der nun bald auf Schloß Ortry eintreffen sollte.

„Warum hast du mir denn einen Deutschen ausgewählt, Großpapa?“ fragte Alexander.

„Aus mehrerlei Gründen", antwortete der Alte. „Zunächst zeigten sich deine bisherigen französischen Lehrer in vieler Beziehung zu selbständig; diese Deutschen aber pflegen zu gehorchen, sie sind die besten Dienstleute, weil sie gewohnt sind, keinen Willen zu haben."

„Du meinst also", sagte dieser, „daß so ein Deutscher ein gutes Spielzeug ist, ein Dienstbote, der sich vor den Franzosen fürchtet?"

„Ganz gewiß. Und ein zweiter Grund ist der, daß diese Deutschen sehr gelehrt sind. Bei deinem neuen Erzieher wirst du in einer Woche mehr lernen als früher in einem Monat."

„Das heißt ja beinahe, daß die Franzosen gegenüber den Deutschen dumm sind!"

„Nein. Wir sind die Meister im werktätigen Leben; sie aber träumen gern, sie hocken über ihren Büchern und wissen vom wirklichen Leben nichts. Dieser Doktor André Müller wird vom Fechten, Reiten, Schwimmen, Tanzen, Exerzieren, Jagen, Schießen und vielen andern notwendigen Dingen nichts verstehn — aber er wird dir von Griechenland, Ägypten und China alles sagen können, obgleich er kaum wissen wird, wie groß Paris ist, und daß wir bei Magenta die Österreicher geschlagen haben. Die Hauptsache ist, daß du bei ihm die deutsche Sprache bald erlernen wirst."

„Deutsch soll ich lernen?" fragte Alexander mit Naserümpfen. „Weshalb? Ich habe keine Lust, mich mit der Sprache dieser Barbaren abzuquälen!"

„Das verstehst du nicht, mein Liebling", erläuterte der Alte. „Es wird die Zeit kommen, und sie ist vielleicht sehr bald da, daß unsre Adler steigen werden wie zur Zeit des großen Kaisers. Sie werden über den Rhein hinüberfliegen und Deutschland mit ihren scharfen, siegreichen Krallen ergreifen. Dann werden wir über das Land herrschen. Es wird wieder

eine Zeit anbrechen, in der der Tapfre mit Fürsten- und Herzogtümern, ja mit Königreichen belohnt werden wird, wie Murat und Beauharnais, wie Davouſt, Ney und andre Helden; und wer dann die Sprache des Landes verſteht, der hat doppelte Macht und Gewalt über die Beſiegten."

Die Erinnerung an den Ruhm und das Unglück ſeines Kaiſers war in ihm wach geworden. Er hatte ſich erhoben und ſprach mit lebhaften Gebärden.

Da fiel ſein Blick zufällig durchs Fenſter auf den Weg hinab, der von den Eiſenwerken zum Schloß führte. Seine Oberlippe ſank herab, ſeine Brauen zogen ſich zuſammen, und mit völlig veränderter Stimme fuhr er fort:

„Doch davon werden wir ſpäter ſprechen, mein Sohn. Jetzt geh hinab und ſieh zu, ob der Reitknecht den Pony eingeſchirrt hat; er ſoll dich ſpazierenfahren."

Das ließ ſich Alexander nicht zweimal ſagen; er eilte fort. Der Kapitän aber trat von neuem zum Fenſter und heftete ſeine Augen mit finſterem Ausdruck auf den Mann, der ſich langſam dem Schloß näherte.

Der Kommende hatte eine hohe, kräftige Geſtalt, und die Züge ſeines Geſichts waren ungemein ausdrucksvoll. Er hielt den Blick ſcheinbar zu Boden gerichtet, als ſei er in tiefes Nachdenken verſunken, aber wer ihn hätte beobachten können, dem wäre aufgefallen, daß ſeine Augen unter den geſenkten Lidern hervor forſchend nach den Fenſtern der Zimmer ſchielten, die von der Baronin bewohnt wurden.

„Es wird hohe Zeit, dem Spaß ein Ende zu machen", brummte Richemonte, als er das Fenſter verließ, um von dem Mann nicht bemerkt zu werden. „Er war ſehr brauchbar und hat alles gut eingerichtet. Bisher iſt er auch verſchwiegen geweſen; aber ſeit neuerer Zeit ſteigt er mir mit ſeinen Anſprüchen zu hoch. Die Baronin und er — nein, ich werde bald mit ihm fertig ſein!"

Er trat an einen Schrank und öffnete ihn. Er langte zwischen die Kleider hinein, und sogleich ließ sich ein leises Knarren vernehmen — die rückwärtige Wand des Schranks wich zurück. Der Alte stieg hinein, verriegelte die Tür hinter sich und verschwand in der entstandenen Öffnung. Es zeigte sich, daß das Gebäude hier, vielleicht auch in andern Teilen, doppelte Wände hatte, zwischen denen man aus einem Stockwerk ins andre und von einem Zimmer ins andre gelangen konnte, um durch geheime Öffnungen die Insassen dieser Räume zu beobachten und zu belauschen.

Eine schmale, den zwei Fuß breiten Zwischenraum ausfüllende Treppe führte zwischen der Doppelwand abwärts. Richemonte schien den Weg gut zu kennen. Er stieg trotz der Dunkelheit mit großer Sicherheit hinab und blieb an einer Stelle stehn, die er vorsichtig mit der Hand betastete.

Es gab hier einen lockern Ziegelstein, der leicht aus der Mauer zu ziehn war. Als der Kapitän dies getan hatte, erschien eine Tafel aus mattem Glas. Sie war im Zimmer der Baronin ganz oben unter der Decke angebracht und hatte so genau die Breite und auch ganz die Zeichnung der dort befindlichen Kante, daß man ihr Vorhandensein nicht bemerken konnte. Aber das eingeschliffne Muster bildete durchsichtige Stellen, durch die man den Raum zu beobachten vermochte, und durch die dünne Glastafel konnte man auch die Unterhaltung vernehmen, falls sie nicht im Flüsterton geführt wurde.

Richemonte brachte seinen Kopf an die Öffnung und blickte hinab. Die Baronin saß ihm grad gegenüber auf einem Sofa. Sie trug ein weißes, von rosaseidnen Schleifen zusammengehaltnes Morgenkleid.

Vor ihr stand der Mann, dessen Kommen der Kapitän beobachtet hatte. Es war der Fabrikdirektor, der von der Zofe auf der Treppe erwartet und zu ihrer Herrin gerufen

worden war. Er hielt unter dem Arm ein ziemlich umfangreiches Buch, nach dem die Frau soeben ihre Hand ausstreckte.

„Aber bitte," sagte sie, „legen Sie doch diesen häßlichen Band ein wenig fort und setzen Sie sich an meine Seite."

„Verzeihung, teure Adeline," antwortete er, „ich darf mich nicht verweilen. Ich muß zum Kapitän. Vielleicht hat er mein Kommen durchs Fenster bemerkt und schöpft Verdacht, wenn ich zu erscheinen zögere."

„Der widerwärtige Schleicher!" seufzte sie.

„Auch mir wird er immer unbequemer. Nicht nur, daß er der einzige ist, dessen Scharfsinn das stille Glück unsrer Liebe in Gefahr bringt, er weiß auch nicht, Verdienste anzuerkennen. Hielten Sie mich nicht hier fest, so hätte ich meine Stelle längst aufgegeben."

„Tun Sie das nicht", fiel die Baronin schnell ein. „Ich würde mich hier allein unglücklich fühlen. Aber es ist wahr, Sie dürfen ihn nicht warten lassen. Sind Sie heut abend frei?"

„Ja, aber allerdings erst spät."

„Wieviel Uhr?"

„Von zehn Uhr an, teure Adeline."

„So werde ich um diese Zeit das Schloß verlassen und zur Parkwiese kommen. Können Sie mich dort erwarten?"

„Es wird mir eine Seligkeit sein, Sie dort zu treffen."

„So gehn Sie jetzt!"

Mit einem Handkuß verließ er das Zimmer.

Als er bei Richemonte eintrat, fand er ihn bei einer Menge von Schreibereien am Arbeitstisch sitzen.

„Sie kommen mit dem Tagesbericht?" fragte der Alte, ohne sich zu erheben.

„Jawohl, Herr Kapitän!"

„Ich habe heut nicht viel Zeit. Gibt es etwas Unaufschiebbares?"

„Haus Monsard & Co. hat Geld geschickt."

„Endlich. Wieviel?"

„Zwölftausend Frank. Ebenso Léon Siboult achttausendfünfhundert."

„Das freut mich. Haben Sie die beiden Summen mit?"

„Ich wollte sie aufzählen."

„Das hat Zeit bis morgen. Vielleicht ist ein Teil dieser Summe dazu bestimmt, Ihnen zu beweisen, daß ich Ihr Wirken anerkenne. Aber sprechen Sie heut mit niemand davon! Morgen werden wir uns einigen. Adieu!"

Der Direktor hätte gern einige Worte des Danks ausgesprochen; aber er kannte seinen Gebieter. Hatte dieser einmal „Adieu" gesagt, so konnte ihn jedes weitre Wort nur in Harnisch bringen. Darum begnügte er sich damit, unter einer tiefen Verbeugung abzutreten. —

*

Alexander hatte die Weisung seines Großvaters befolgt und war nach dem Stall gegangen. Dort war der Reitknecht eben beschäftigt, den Pony vor den leichten Wagen zu spannen, um den jungen Herrn auszufahren, was täglich um diese Zeit zu geschehn pflegte. Als das Gespann bereit war, wollte der Kutscher auf den Bock steigen, aber Alexander hielt ihn zurück.

„Halt, steig in den Wagen; ich werde selber fahren!"

„Aber, gnädiger Herr Alexander, das haben Sie ja noch nicht gelernt!"

„So werde ich es heut lernen."

Der Reitknecht wußte, daß hier Widerspruch vergebens sein werde. Er gehorchte also und stieg ein, während Alexander die Zügel und die Peitsche ergriff und auf dem Bock Platz nahm. Das Pferd setzte sich in Bewegung. —

Zu derſelben Zeit näherte ſich der neue Schulmeiſter ſeinem Ziel.

Die Sonne ſchien warm vom Himmel herab, und darum ſchritt der Doktor nur langſam vorwärts. Es war ihm keine Zeit geſtellt, und ſo blieb es ſich ja gleich, ob er eine Stunde früher oder ſpäter an ſeinem Beſtimmungsort anlangte.

Er kannte die Richtung, in der Ortry liegen mußte, und hielt ſie ein, ohne ſich nach dem eigentlichen Zufahrtsweg zu erkundigen. Es liegt etwas Reizvolles darin, den Schritt ganz nach Gutdünken lenken zu können, und Müller gab dieſem Reiz zur Genüge nach, ſo daß er ſchließlich bemerkte, daß ſich der Pfad, dem er bisher gefolgt war, in einem Wäldchen verlief.

Ohne ſich Sorge zu machen, ſchlenderte er hindurch, ſchritt über eine Wieſe und gelangte an einen großen Steinbruch, deſſen hohe, jäh emporſteigende Wände ihm ein Hindernis entgegenſtellten. Darum kletterte er an der Seite des Bruchs empor und wunderte ſich, daß der Rand dieſes gefährlichen Abgrunds nicht mit einer Schranke verſehn war. Da oben lagen Felder, die hart an die ſcharfe Kante der Felſen heranreichten. Wie nun, wenn beim Ackern oder Eggen ein Pferd ſcheu wurde und den Mann ſamt dem Geſchirr da hinunter in die gähnende Tiefe riß?

Er war ſich dieſes ſchwindelerregenden Gedankens kaum bewußt geworden, ſo ſtieß er einen Ruf des Schreckens aus. Ein lauter Schrei hatte ihn veranlaßt, ſeitwärts hinüberzublicken, wo Arbeiter auf einem Feld beſchäftigt waren. Von dorther kam ein kleiner, leichter Wagen, vor den ein Pony geſpannt war, in vollem Lauf herangeſauſt. Ein Knabe ſaß auf dem Bock; er hatte die Zügel verloren und hielt ſich krampfhaft feſt, um nicht herabzufallen.

Das Pferd raſte mit unheimlicher Schnelligkeit grad auf

den Steinbruch zu. Es war verloren; keine Menschenkraft war stark genug, den Galopp des Tieres aufzuhalten, bevor es den gähnenden Abgrund erreichte. Müller versuchte es dennoch. Er sprang am Rand des Felsens entlang, aber er hatte nicht die Schnelligkeit des Pferds. Noch war es höchstens zehn Schritte vom Abgrund entfernt, da erreichte er den Wagen, dem er schräg entgegengeeilt war. Konnte denn nicht wenigstens der Knabe gerettet werden? Müller hatte seine Kaltblütigkeit keinen Augenblick verloren. Er stemmte sich mit dem einen Fuß fest, und während der Wagen an ihm vorüberfauste, streckte er den Arm nach dem Bock aus, faßte den Knaben, der mit vor Angst weit offnen Augen ins Leere starrte, und riß ihn herab. Im nächsten Augenblick flogen Pferd und Wagen in einem weiten Bogen über die Kante des Abgrunds hinaus und in die Tiefe hinunter, wobei Müller bemerkte, daß sich noch eine menschliche Gestalt im Wagen befand, die sich vor Schreck auf dem Boden zusammengekauert hatte. Von unten herauf erscholl ein dumpfer Krach; dann war alles vorbei.

Der Knabe lag ohnmächtig am Boden. Während Müller sich um ihn bemühte, kamen die Feldarbeiter gerannt, deren Ruf ihn auf den führerlosen Wagen aufmerksam gemacht hatte.

„Welch ein Glück, daß Sie ihn herunterrissen!“ rief der eine von weitem. „Es ist der junge Herr!“

„Welcher junge Herr?“

„Der Herr Baron.“

Die Leute blickten zu Alexander nieder; sie mochten ihn für tot halten.

„Er lebt“, meinte Müller. „Er ist nur ohnmächtig. Welchen Baron meinen Sie?“

„Den Baron de Sainte-Marie. Ah, das wird eine gute Belohnung geben. Greift zu, damit wir ihn aufs Schloß schaffen!“

Sie faßten an und trugen den Knaben fort. Müller ließ sie gehn; er lächelte darüber, daß sie um des Lohnes willen sich gar nicht um sein beßres Recht bekümmerten. Er kehrte um und stieg wieder in den Steinbruch zurück. Als er unten ankam, bot sich ihm ein schauderhafter Anblick. Der Wagen lag zerschmettert auf dem toten Pferd, und ein Stück weiter hin der Reitknecht, bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Hier war nichts mehr zu tun. Müller brauchte sich um eine Anmeldung und weitre Verfolgung des Falls nicht zu bekümmern; er wußte, daß dies von andrer Seite geschehn werde, und schlenderte also Ortry langsam entgegen.

Dort war mittlerweile die Zeit des zweiten Frühstücks angebrochen, und die Familie des Barons hatte sich im Speisesaal an der Tafel versammelt. Es war bei dieser Gelegenheit recht deutlich zu sehn, daß diese Menschen in keinem innigen Zusammenhang miteinander standen. Die einzelnen Personen kamen ganz nach Belieben herbei und nahmen mit einem stummen Gruß an der Tafel Platz. Die Baronin führte den Vorsitz; der Kapitän beachtete sie kaum mit einem Blick, und der Baron saß wie abwesend dabei und aß mit einem Gesichtsausdruck, als wisse er überhaupt nicht, daß und was er esse. Nur nach längrer Zeit, als der junge Herr sich noch immer nicht eingestellt hatte, fragte der Kapitän:

„Wo bleibt Alexander?"

„Der junge gnädige Herr ist ausgefahren", antwortete einer der Diener.

Nun folgte wieder dieselbe Stille bis zum Schluß des Frühstücks. Da vernahm man unten vom Hof herauf laute Stimmen. Der Kapitän trat ans Fenster und sah nur noch einige fremde Leute, die etwas trugen und im Eingang verschwanden.

„Was iſts?“ fragte die Baronin, indem ſie ſich erheben wollte.

„Warten Sie, ich werde nachſehn!“ ſagte Richemonte, von irgendeiner dunklen Ahnung gepackt.

Er ſchritt hinaus und begegnete den Leuten auf der Treppe. Als ſie ihn erblickten, hielten ſie achtungsvoll an. In Gegenwart dieſes Mannes wagte keiner, unaufgefordert ein Wort zu ſprechen. Der Kapitän trat hinzu und erkannte Alexander. Seinen Liebling tot oder bewußtlos zu ſehn, mußte ihn tief ergreifen; aber es zuckte dennoch keine Miene ſeines eiſernen Geſichts, als er in ruhigem Ton fragte:

„Was iſt mit ihm?“

„Er iſt nicht tot, gnädiger Herr,“ ſagte einer von den Leuten, „ſondern nur ohnmächtig. Der Fremde ſagte es, der ihn unterſucht hat.“

„Welcher Fremde?“

„Der ihn vom Wagen riß, als das Pferd durchgegangen war und ſamt dem Geſchirr in den Steinbruch ſtürzte.“

Des Alten äußere Augenwinkel legten ſich nach den Schläfen hin in tiefe Falten; das war das einzige Zeichen ſeines Schrecks. Er wandte ſich an einen der dabeiſtehenden Reitknechte und befahl:

„Anſpannen! Im Galopp nach Thionville, um Doktor Bertrand zu holen!“

Dann ließ er ſich den Fall ausführlich erzählen. Er fragte, wer der Fremde geweſen ſei, konnte aber keine Auskunft erhalten. Die Leute hatten den Mann, um nur mit dem jungen Herrn ſo eilig wie möglich fortzukommen, nicht ſo genau betrachtet.

„Er wird ſich jedenfalls melden“, brummte der Kapitän. „Eine Belohnung läßt ſich keiner entgehn. Folgt mir!“

Er ließ Alexander einſtweilen nach dem nächſten Raum, dem Empfangszimmer, tragen. Dann kehrte er zum Speiſeſaal zurück und ſagte in gleichgültigem Ton:

„Alexander ist unwohl.“

„Unwohl?“ fragte die Baronin schnell. „Was fehlt ihm?“

„Er hat ein kleines Unglück gehabt. Das Pferd ist ihm durchgegangen —“

„Oh, mein Gott!“ rief die Mutter, vor Entsetzen aufspringend.

„— — und in den tiefen Steinbruch da unten gestürzt. Jedenfalls sind Pferd und Wagen vollständig zerschmettert“, fuhr er fort.

Sie mußte sich am Tisch festhalten, sonst wäre sie vor Schreck umgesunken.

„Und Alexander, mein Kind?“ fragte sie totenbleich.

„Er ist gerettet. Leute brachten ihn. Er liegt im Empfangszimmer.“

Sie raffte sich zusammen und wankte zur Tür. Der Alte folgte ihr. Auch der Baron verließ seinen Sessel, strich sich über die Stirn, als ob er sich erst besinnen müsse, wer dieser Alexander eigentlich sei, und ging den Vorausgegangnen dann langsamen Schritts nach.

Der Knabe lag ausgestreckt auf dem Diwan. Er hielt die Augen geöffnet. Die Besinnung schien ihm zurückzukehren. Die Feldarbeiter standen noch an der Tür. Der Kapitän entließ sie, nachdem er sie beschenkt hatte.

Die Baronin kniete vor dem Diwan nieder, nahm den Kopf ihres Sohnes in den Arm und betrachtete den Ohnmächtigen schluchzend. Der Alte ergriff ihn bei der Hand, um nach dem Puls zu fühlen. Herr de Sainte-Marie aber stand vor einem Wandbild und hielt den Blick so starr und nachhaltig auf dieses gerichtet, als ob es sonst keinen Gegenstand geben könne, der seine Aufmerksamkeit in Anspruch nähme.

„Mama, liebe Mama!“ flüsterte da endlich die Stimme des Erwachenden.

„Mein Sohn, mein Alexander!“ rief sie. „Wie befindest du dich?“

„Oh — es war gar zu schrecklich!“

„Wir werden dich nach deinem Zimmer schaffen.“

„Nein“, bat er. „Ich will nicht fort; ich bin müde; ich muß schlafen!“

Er schloß die Augen wieder. Die Baronin erhob den tränenvollen Blick und sah den Kapitän fragend an. Dieser nickte zustimmend, daß der Knabe liegenbleiben solle. Der Baron trat jetzt langsam hinzu, ließ seine Augen irr über den Daliegenden schweifen und sagte dann mit einem matten Lächeln:

„Alexander!“

Dann drehte er sich um und schritt zur Tür hinaus. Die beiden andern setzten sich an dem Lager nieder, um die Ankunft des Arztes zu erwarten. Die Liebe zu dem Knaben war aber auch die einzige Übereinstimmung, die es zwischen ihnen gab. Sie haßte den Kapitän, und er verachtete sie. Beide wußten dies gegenseitig; sie verhehlten es sich nicht. Der in Teilnahmlosigkeit versunkne Baron, der sein Sohn und ihr Gemahl war, konnte nicht als aussöhnendes Glied gelten, und da die Dienerschaft das ebensogut wußte wie die Herrschaft selbst, so war es allen ein Rätsel, aus welchem Grund der Alte eigentlich zugegeben hatte, daß dieses Weib die Gemahlin seines Sohns wurde.

Endlich nahten Schritte, und der Arzt trat ein; aber es war nicht Doktor Bertrand, sondern ein andrer, den der Kapitän wohl kannte, aber noch nicht bei sich gesehn hatte.

„Warum kommen Sie?“ fragte Richemonte in rücksichtslosem Ton. „Ich habe nicht nach Ihnen, sondern nach unserm Hausarzt geschickt.“

„Verzeihung, Herr Kapitän, gnädige Frau“, entschuldigte

sich der Arzt. „Doktor Bertrand ist verreist und hat mich gebeten, ihn nötigenfalls zu vertreten."

„Wann kommt er zurück?"

Der Gefragte zuckte die Achseln.

„Es fragt sich leider sehr, ob er überhaupt wieder zurückkehren wird. Vielleicht ist er tot."

„Tot? Wieso?"

„Ertrunken, meine ich, gnädiger Herr. Die heutigen Morgenblätter bringen die schreckliche Nachricht, daß der gestrige Moseldampfer unterhalb Thron mit Mann und Maus untergegangen ist. Es hat ein schreckliches Unwetter, einen in dieser Stärke noch nicht dagewesenen Orkan gegeben, währenddessen der Dampfer mit einem Floß zusammenstieß. Ich weiß genau, daß Doktor Bertrand auf diesem Dampfer zurückkehren wollte."

Da stand der Kapitän von seinem Stuhl auf, trat auf den Arzt zu und fragte mit einer Stimme, der man doch ein leises Beben anhören konnte:

„Ist diese Nachricht verbürgt?"

„Ja. Die Behörden fordern bereits zu Sammlungen für die Hinterbliebnen der Verunglückten auf."

„Dann haben Sie uns eine schlimme Nachricht gebracht. Meine Enkelin, Baronesse Marion, befand sich ebenfalls auf diesem Dampfer. Ich erhielt gestern von Koblenz aus ihren Brief, in dem sie mir dies mitteilte, um mir ihre Ankunft für den heutigen Tag zu melden."

Der innere Zusammenhang fehlte den Bewohnern von Schloß Ortry so sehr, daß der Alte den Inhalt des Briefs niemand mitgeteilt hatte. Kam Marion, so war sie einfach da; das war aber auch alles. Die Baronin hörte also jetzt das erste Wort davon. Sie zuckte zusammen, gab sich aber Mühe, ihre Gefühle zu verbergen, und forschte im Ton der Besorgnis:

„Wie? Unsre liebe Marion befand sich auf dem verunglückten Schiff? O weh, zwei Unfälle auf einmal! — Wer soll das ertragen!"

Sie schlug die Hände vor dem Gesicht zusammen und gab sich den Anschein, als ob sie weine. Der Kapitän wandte sich zu ihr um.

„Verlieren wir die Haltung nicht, Frau Tochter! Es ist ja noch immer die Möglichkeit vorhanden, daß einige gerettet worden sind, oder daß ein glücklicher Zufall Marion abgehalten hat, dieses Dampfschiff zu benutzen. Untersuchen Sie den Knaben, Doktor!"

Seine Worte hatten, der Gegenwart des Arztes wegen, einen ergriffnen, teilnahmsvollen Ton; in seinem Blick jedoch lag ein Ausdruck, der deutlich sagte, daß er sehr wohl wisse, daß Adeline sich innig freuen würde, die Stieftochter unter den Toten zu wissen.

Während nun der Arzt Alexander untersuchte, erzählte ihm der Alte den Hergang mit kurzen Worten.

„Es hat nichts zu sagen", erklärte der Arzt dann. „Der junge Herr ist völlig unbeschädigt. Er wird sich bei einiger Ruhe schnell erholen. Vielleicht haben Sie die Güte, nach Thionville wegen der Arznei zu senden, die ich verschreiben werde. Ich wünsche von Herzen, daß die gnädige Baronesse sich ebenso außer aller Gefahr befinden möge wie dieser Kranke."

Er verschrieb eine Arznei und empfahl sich. Kaum hatte er den Raum verlassen, da trat mit leisen Schritten ein Diener ein.

„Was gibts?" fragte der Kapitän.

„Der neue Erzieher ist soeben eingetroffen, gnädiger Herr."

„Er soll kommen, obgleich wir eigentlich nicht in der Lage sind, ihn jetzt zu empfangen. Sag ihm, daß sich

ein Kranker hier befindet. Der Mann mag leise eintreten."

Der Diener ließ ihn ein.

Müller verbeugte sich tief und wartete, daß man ihn anreden werde. Der Blick der Baronin ruhte mit einem beinahe erschrocknen Ausdruck auf ihm.

„Ah, das ist ja gradezu eine Beleidigung!" hauchte sie.

Der Kapitän betrachtete den neuen Lehrer spöttisch.

„Herr, Sie sind ja bucklig!"

„Leider", antwortete Müller sehr ruhig. „Aber ich hoffe trotzdem, Ihre Zufriedenheit zu erlangen. Die Gestalt ist es ja nicht, mit der man Kinder erzieht."

Richemonte machte eine verächtliche Handbewegung.

„Aber die Gestalt ist es, die den ersten und letzten Eindruck hervorruft. Wie soll mein Enkel Sie achten? Glauben Sie, daß wir die Absicht haben, uns mit einem verwachsnen Erzieher lächerlich zu machen? Sie sind entlassen. Begeben Sie sich ins Gesindezimmer! Ich werde Ihnen das Reisegeld auszahlen lassen. Mehr können Sie nicht verlangen, da wir mit Ihnen getäuscht, ja, sogar betrogen worden sind."

„Gnädiger Herr, ich bitte zu bedenken, daß —"

„Gehn Sie! Sofort!"

Diese Worte wurden zornig und so laut gesprochen, daß der Knabe erwachte. Als sein Blick auf den Deutschen fiel, griff er nach der Hand der Mutter.

„Mama, das ist der Mann, der mich vor dem Abgrund aus dem Wagen riß."

Er hatte seinen Retter also doch trotz seinem angstvoll starren Blick so deutlich gesehn, daß er ihn jetzt wiedererkannte. Die Baronin machte eine Bewegung der Überraschung. Der Kapitän trat einen Schritt näher.

„Ist das wahr? Sie sind der Retter meines Enkels?"

„Ich hatte das Glück, den jungen Herrn noch im letzten Augenblick vom Bock zu reißen. Wagen und Pferd, nebst einem armen Menschen, der der Kutscher gewesen zu sein scheint, fand ich dann in der Tiefe bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert."

„Ah, an den Kutscher habe ich noch gar nicht gedacht. Er ist also tot? Das ist seine eigne Schuld. Er hätte vorsichtiger fahren sollen. Lebte er noch, so würde ich ihn streng bestrafen. Was aber Sie betrifft, Herr — Herr Müller, hm!"

Er warf bei diesem „hm" einen forschenden Blick auf die Baronin. Diese verstand ihn und erklärte:

„Es steht außer allem Zweifel, daß wir Herrn Müller Dank schulden, Herr Kapitän. Jedoch —"

Sie zuckte die Achsel; es lag trotz der anerkannten Verpflichtung zur Dankbarkeit ein Bedenken nahe. Da ließ sich die Stimme Alexanders hören:

„Wer ist der Mann, Mama?"

„Es ist Monsieur Müller, der dein Lehrer werden sollte", antwortete sie.

„Das ist schön", sagte er. „Ich freue mich auf ihn."

Richemonte und Adeline blickten einander an. Es war ja noch nie geschehn, daß er sich auf einen Lehrer oder Erzieher gefreut hatte.

„Aber sieh ihn doch an!" meinte seine Mutter. „Er ist ja —"

Sie scheute sich doch, das richtige Wort zu wählen, das der Alte vorhin so ganz ohne Bedenken ausgesprochen hatte. Da antwortete Alexander in jenem hohen, ungeduldigen Ton, den kranke oder verzogne Kinder, wenn sie ihren Willen durchsetzen wollen, anzuschlagen pflegen:

„Ich mag keinen andern."

„Nun, so möchten wir vielleicht einen Versuch wagen?" wendete sich die Baronin an den Kapitän.

Dieſer nickte langſam und bedächtig und fragte Müller:

„Haben Sie Ihre Zeugniſſe bei ſich, Monſieur?“

„Hier, mein Herr.“

Bei dieſen Worten zog der Lehrer ſeine Papiere hervor und überreichte ſie. Der Alte las eins nach dem andern aufmerkſam durch.

„Sie haben da allerdings ganz ausgezeichnete Zeugniſſe; aber ich finde nur Didaktik, Methodik, Geſchichte, Geographie, Sprachen und ſo weiter. Man ſcheint in Ihrem Vaterland keinen großen Wert auf die Ausbildung des äußern Menſchen zu legen. Tanzen Sie?“

„Ich bin noch von keiner Dame abgewieſen worden, Herr Kapitän“, antwortete Müller.

Richemonte lächelte hämiſch.

„Ich habe da nicht Schulmeiſterstöchter oder Schneidersfrauen im Auge, ſondern ich meine natürlich wirkliche Damen. Doch man wird ja ſehn. Wie ſteht es mit dem Turnen und Reiten?“

„Ich glaube Ihren Anſprüchen genügen zu können.“

„Schießen, Fechten?“

„Ich hatte gute Lehrer und hinreichende Übung.“

Alle dieſe Antworten waren in einem beſcheidnen Ton gegeben worden. Der Alte richtete ſeine dunklen Augen mit einem ungläubigen Ausdruck auf den Buckligen.

„Nun, ich werde Sie prüfen. Machen Sie Ihren Worten Ehre, ſo ſollen Sie angeſtellt werden. Jetzt gehn Sie zum Hausmeiſter, um ſich das Zimmer anweiſen zu laſſen, das man für Sie beſtimmt hat. Ich hoffe, Sie ſtehn zur Verfügung, ſobald ich Ihrer bedarf.“

Somit war die Vorſtellung beendet. Müller trat zu dem Knaben und faßte ſeine Hand.

„Dank für die freundliche Fürſprache!“

Er verbeugte ſich vor den andern Anweſenden und ent-

fernte ſich. Der Kapitän blickte ihm nach und ſagte dann im Ton halber Verwunderung:

„Er ſcheint wohl zu wiſſen, was man einem hervorragenden Namen ſchuldig iſt. Na, man wird ihn kennenlernen, um zu ſehn, ob er trotz ſeiner Mißgeſtalt zu brauchen iſt.“ —

Müller ließ ſich zum Hausmeiſter führen. Der Mann trug ſchwarzen Frack und ſchwarze Hoſe, weißſeidne Weſte und ein weißes Halstuch. Seine breiten, kurzen Füße ſtecken in ſo engen Lackſtiefeln, daß Gang und Haltung infolge des Drucks etwas Unſicheres zeigten.

„Ah, Sie? Sie ſind der neue Erzieher?“ fragte er in hochmütigem Ton. Und mit einem vielſagenden Lächeln fügte er hinzu: „Iſt dieſe Geſtalt in Deutſchland vielleicht einheimiſch?“

„Wohl nicht“, antwortete Müller gleichmütig. „Ich bin glücklicherweiſe eine Ausnahme und hoffe, daß Sie gewandt genug ſind, mit dem, was Ihnen an meinem Körper zuviel erſcheint, nicht allzuoft zuſammenzuſtoßen. Ich komme, Sie zu bitten, mir mein Zimmer anzuweiſen.“

„Das werde ich tun. Im übrigen jedoch mache ich Sie darauf aufmerkſam, daß ich nicht vorhanden bin, Sie zu bedienen. Als Hausmeiſter bin ich Ihr Vorgeſetzter.“

„Das iſt mir gar nicht unangenehm, und ich erſuche Sie, ſich bei mir nach Kräften in Achtung zu ſetzen. In meiner Heimat pflegt man nur diejenigen als Obere anzuerkennen, die es auch wirklich verſtehn, ſich Hochachtung zu erwerben. Darf ich bitten, monsieur le concierge?“

Er wandte ſich, um voranzuſchreiten; der Franzoſe aber fiel ſchnell ein:

„Sie ſprechen ein ſehr ſchlechtes Franzöſiſch, Herr Müller. Concierge bedeutet mehr Türhüter als Hausmeiſter. Sie haben mich intendant zu nennen!“

„Sehr wohl, monsieur l'intendant. Also bitte, mein Zimmer."

Sie schritten an mehreren dienstbaren Geistern vorüber, die beim Anblick des Lehrers die Nase rümpften, worauf jedoch Müller nicht im geringsten achtete. Er wurde mehrere Treppen hinaufgeführt, und der Hausmeister öffnete ihm ein Zimmer, das hoch oben in einem der Türmchen lag, von denen die Vorderseite des Schlosses eingefaßt wurde. Es war mit der größten Einfachheit ausgestattet.

„So, hier wohnen Sie", meinte der Hausmeister schadenfroh. „Tisch, zwei Stühle, Feldbett, Waschzeug, Büchergestell. Eine Taschenuhr besitzen Sie wohl selber? Das ist mehr als hinreichend."

„Wo wohnt der junge Herr?" fragte Müller.

„Im ersten Stock neben der gnädigen Frau."

„Man pflegt sonst doch den Erzieher in der unmittelbaren Nähe seines Zöglings unterzubringen, monsieur l'intendant!"

„Das ist hier nie der Fall gewesen. Der Lehrer kommt hier erst nach dem Koch, und da ist leicht einzusehn, daß er dementsprechend untergebracht werden muß. Der Koch wohnt grade unter Ihnen, nicht aber in der Nähe der Herrschaft."

„Es ist gut, monsieur l'intendant!"

Mit diesen Worten drehte Müller sich ab, und der Hausmeister zog sich zurück, zufrieden mit sich, daß er diesem Deutschen gleich im ersten Augenblick klargemacht habe, welchen Rang er hier einnehme.

Müller warf keinen Blick auf die armselige Einrichtung. Er trat an eins der Fenster und blickte hinaus. Ein leises Lächeln schwebte um seine Lippen. Er war mit dem ihm gewordnen Empfang nicht unzufrieden. Das Glück hatte ihm beigestanden, und er hoffte, daß es ihm auch treu bleiben werde. Die Anmaßung der Bedienung konnte ihn

nicht beleidigen, und als Retter Alexanders hatte er sich die Dankbarkeit der Herrschaft gesichert. Diese Dankbarkeit mußte sich bei der Ankunft Marions steigern. Was aber dann? Er machte sich keine Grillen über diese Frage und blickte wohlgemut hinaus auf das Bild, das sich vor seinem Auge ausbreitete.

Fern im Westen erhoben sich die Höhen an der Maas, überragt von den duftumhauchten Bergen des Argonner Waldes. Näher blickten Kirchtürme und lieblich gelagerte Ortschaften zu ihm herüber; da rechts lag die Festung Thionville; und dort, unterhalb des Schlosses, erhoben sich die rußigen Essen und Gebäude des Eisenwerks, über denen eine dichte Rauchwolke schwebte.

Das andre Fenster ging nach Süden, wo der Park des Schlosses sich nach und nach zu einem dunklen Wald verdichtete. Das dritte Fenster führte nach Norden, und zwar auf das halbplatte Dach des Hauptgebäudes. Müller ahnte nicht, daß dieser Umstand ihm später zustatten kommen werde. An der vierten, also östlichen Seite seines Zimmers war der Eingang. Im übrigen bildete sie eine Tapetenwand, an der nur ein alter, schlechter Spiegel hing.

Während sein Blick diese Wand überflog, war es ihm, als ob er ein leises, eigentümliches Geräusch bemerkte. Er trat hart an die Mauer heran und horchte. Ja, er hatte richtig gehört. Es war, als ob hinter der Wand jemand sich bewege, und zwar aufwärts, und dabei mit der Hand tastend an den Steinen oder Ziegeln hinstreiche. Sodann war ein leichtes Rascheln zu vernehmen, als ob ein Stein aus der Mauer entfernt werde.

Was war das? Gab es hier vielleicht eine Doppelwand? Befand sich hinter dem Zimmer jemand, der gekommen war, ihn zu belauschen? In diesem Fall mußte sich in der Mauer eine Öffnung befinden. Aber Müller durfte jetzt nicht suchen;

er mußte vielmehr ſo tun, als ob er nichts ahne. Das Schloß war ein ſehr altes Gebäude, es konnte leicht ſeine Geheimniſſe haben.

Müller trat zum ſüdlichen Fenſter zurück und tat ſo, als ob er in den Anblick der Landſchaft ganz und gar verſunken ſei. Dabei aber lauſchte er angeſtrengt nach der Mauer hin. Als ſich nach längerer Weile nichts vernehmen ließ, wurde er des Stehens müde und legte ſich auf das Feldbett, um weiter zu horchen.

Da, jetzt hörte er, ſehr leiſe zwar, aber immer noch vernehmlich, jenes letzte Raſcheln wieder. Es ſchien oben in der Nähe der Decke zu ſein. Dann ſtrich es wie mit einer vorſichtig taſtenden Hand an der Wand herab, bis er, ſelbſt nach langem Horchen, nichts mehr vernahm.

Jetzt erhob er ſich und öffnete das nach Norden auf das Dach führende Fenſter. Als er den Abſtand zwiſchen dem Fenſter und der Außenecke des Turms mit dem der innern Ecke ſeiner Stube verglich, ſagte ihm bereits das bloße Augenmaß, daß die Mauer des Turms wenigſtens zwei Ellen dick ſein müſſe. Und als er behutſam an der Oſtmauer klopfte, hörte er aus dem Ton, daß ſie vielleicht nur einen Fuß ſtark ſei.

Es war alſo klar, daß es hier eine Doppelmauer gab. Wozu? Welchem Zweck diente der dazwiſchenliegende Raum? Doch wohl nur dem Lauſchen und Beobachten!

Wo aber war das Loch, durch das man ins Zimmer ſehn konnte? Er muſterte die ganze Wandfläche; er blickte ſogar hinter den Spiegel, bemerkte indes nichts. Die Öffnung konnte ſich nur in der Nähe des Ofenrohrs oder in der gemalten Kante der Mauer befinden, das war klar.

Er ſetzte ſich einen Stuhl hin, ſtieg hinauf und klopfte unauffällig. Richtig, an dieſer Stelle gab die Kante einen ganz andern Ton und fühlte ſich auch glatter an als an den

übrigen Stellen: sie bestand aus Glas. Er hegte jetzt die feste Überzeugung, daß er beobachtet worden sei. Aber von wem? Und gab es im Schlosse noch mehrere Doppelwände?

Müller erkannte es als ein großes Glück, daß er diese wichtige Entdeckung bereits heut, gleich in der ersten Stunde gemacht habe. Wie nun, wenn er sich in Gegenwart des Lauschers entkleidet und seinen künstlichen Buckel abgelegt hätte? Sein Geheimnis wäre ja sofort verraten gewesen. Er hatte eine doppelte Veranlassung, vorsichtig zu sein. Auf der andern Seite aber war es auch möglich, daß er aus seiner gegenwärtigen Erfahrung Nutzen ziehn könne.

Zunächst mußte er zu erkunden suchen, wer der Lauscher war, denn nur in dessen Zimmer konnte der Eingang zu den Doppelwänden sein. Oder gab es auch noch andre Eingänge? Seine Gedanken wurden unterbrochen, denn es erschien ein Diener, der ihm meldete, daß der junge Herr mit ihm auszugehn wünsche. Das war dem Erzieher lieb. Er hatte so am besten Gelegenheit, den Umfang von Alexanders Kenntnissen und Fertigkeiten zu prüfen und dadurch die notwendige Unterlage zu einem Lehrplan zu erhalten.

Als er, die Treppe hinabsteigend, den Hauptgang erreichte, öffnete sich eine Tür, und er erblickte einen Mann, der ihm mit gesenkten Augen langsam entgegengeschritten kam. Es war der Baron, der sich vielleicht zu seiner Frau begeben wollte. Müller kannte ihn noch nicht, ahnte aber, als er den geistesabwesenden Ausdruck des bleichen Gesichts bemerkte, sogleich, wer er sei. Er blieb stehn, um ihn vorüberzulassen.

Sobald der Baron völlig herangekommen war, bemerkte er, daß jemand dastehe. Er erhob das Auge und richtete den starren Blick auf Müller. Da ging eine wunderbare, aber

gewaltige Veränderung in dieſem toten Geſicht vor: die Augen wurden immer größer und erhielten den Ausdruck des Bewußtſeins; die Brauen zogen ſich empor, und der Mund öffnete ſich, wie man es bei einem heftigen Erſchrecken beobachtet. Der Baron ſtand einige Augenblicke mit abwehrend ausgeſtreckten Armen da; dann drehte er ſich plötzlich um und rannte nach der Tür zurück, aus der er gekommen war. Dabei ſtieß er mit kreiſchender Stimme, der man eine entſetzliche Angſt anhörte, die Worte aus:

„Er iſts! Er iſts! Er ſucht wieder die Kriegskaſſe! Flieht um Gottes willen! Er ſucht die Kriegskaſſe!“

Damit verſchwand er hinter der erwähnten Tür. Auch Müller ſtand bewegungslos da. Die Worte des Irren hatten einen ungeheuren Eindruck auf ihn gemacht. Er verharrte noch ohne Regung, als ſich bereits mehrere Türen öffneten. Die Baronin erſchien und ebenſo der alte Kapitän, der haſtig an ihn herantrat und ihn mit funkelnden Augen fragte:

„Was gibts? Wer rief hier ſo laut?“

Es bedurfte der ganzen Selbſtbeherrſchung Müllers, um ſich zuſammenzureißen. Sein Geſicht nahm augenblicklich einen ganz verwunderten Ausdruck an; er ſah aus wie einer, der etwas nicht begreifen kann. Er ſchüttelte den Kopf und antwortete:

„Ich kam ſoeben die Treppe herab, da rief ein Herr, den ich nicht kenne, da vorn im Gang von Krieg und vom Fliehen. Welch ein eigentümlicher Scherz!“

„Welche Worte hat er gebraucht?“ forſchte Richemonte dringend. „Sagen Sie es genau, ganz genau!“

„Die Worte Krieg und Fliehen.“

„Keine andern?“

„Nein, wenigſtens habe ich keine andern vernehmen können.“

Er hütete ſich wohl, die Wahrheit zu geſtehn. Ganz unerwartet ſtand er da vor der Löſung des Rätſels, das aufs tiefſte in ſein Leben, ja in das Glück ſeiner Familie und Verwandten eingriff. Es lüftete ſich hier auf einmal der Schleier eines Geheimniſſes, deſſen Löſung ihm bisher als unerreichbares Ziel vorſchwebte. Wie viele hundertmal hatte er, hatte ſeine liebe Mutter, hatte ſein alter, greiſer Großvater und ſeine Schweſter auf den Knien gelegen, um Gott inbrünſtig zu bitten, einen Lichtblick in das Dunkel fallen zu laſſen! Vergebens. Und nun, nach langen Jahren, nach dem Aufgeben aller Hoffnung, kam ſo unerwartet der erbetne Strahl.

„Es war mein Sohn, der Baron de Sainte-Marie", meinte der Kapitän jetzt kalt. „Sie müſſen wiſſen, daß er an eigentümlichen Anfällen leidet; ich weiß nicht, ob ich ſie krankhaft überreizt oder anders nennen ſoll. Dann träumt er laut. Man darf ihn nicht beachten. Ich gab ſtrengen Befehl, daß zu ſolchen Zeiten ein jeder ſich ſofort zurückzuziehn hat, da die Gegenwart Fremder den Grad der Anfälle aufs gefährlichſte ſteigert. Auch Sie haben dieſen Befehl zu achten. Gäben Sie den Worten, die der Kranke redet, nur die kleinſte Beachtung, ſo würde ich Sie auf der Stelle entlaſſen. — Was wollen Sie übrigens hier auf dem Gang?"

„Ich ſtand im Begriff, mich nach dem Hof zu begeben", antwortete Müller beſcheiden.

„Was dort?"

„Der junge Herr erwartet mich. Er hat mich zu einem Spaziergang gerufen."

„So gehn Sie! Aber merken Sie ſich, daß kein Menſch, kein Fremder etwas über die Anfälle meines Sohns erfahren darf."

Der Alte drehte ſich mit jugendlicher Raſchheit auf dem Abſatz um und ſchritt nach der Tür, hinter der der Baron

verſchwunden war. Müller ging in den Schloßhof, wo Alexander ihn bereits erwartete.

Sie ſchritten zunächſt nach dem Schloßgarten, um dort die Gewächshäuſer und ſonſtigen Anlagen zu betrachten; dann ſuchten ſie den Park auf, wo ſie ſich lebhaft herumtummelten. Während dieſer Zeit tat Müller ſeinem Zögling alles zuliebe; er erkannte in dem Knaben eine jener Naturen, die ſich am leichteſten leiten laſſen, wenn man ihnen den Schein läßt, daß ſie es ſind, die herrſchen. Er behandelte ihn danach, und ſo kam es, daß Alexander großen Gefallen an ſeinem neuen Lehrer fand, der ihn gar nicht in ſeine erziehliche Leitung nehmen zu wollen ſchien, ſondern ſich ſogar herbeiließ, Eichkätzchen mit ihm zu jagen.

Als der Knabe ſich ermüdet fühlte, machte er den Vorſchlag, nach dem Parkhäuschen zu gehn, um ſich dort auszuruhn. Müller willigte ein. Sie fanden die kleine, einfache Hütte, die nur einen einzigen Raum beſaß, in dem einige Holzſtühle und ein Tiſch ſtanden. Hier ſetzten ſich beide. Müller, der ſeine Augen offen hatte, zumal da er gewahr geworden war, daß ſein eignes Zimmer eine Doppelmauer hatte, bemerkte, daß die eine Wand des Häuschens, trotzdem ſie wie die andern nur aus Brettern beſtand, eine Dicke von einigen Fuß beſaß. Das fiel ihm auf.

Aus dieſem Grund ſuchten im Lauf der Unterhaltung ſeine Augen dieſe Wand unwillkürlich immer wieder und — ah, was war das? Hatte ſich wirklich ein Teil der Wand jetzt ganz leiſe verſchoben?

Er zog ſein Taſchentuch hervor und nahm bedächtig die Brille ab, um ſie ſorgſam zu putzen; dann wiſchte er ſich die ſcheinbar geblendeten Augen aus und hatte ſo Gelegenheit, unbemerkt von einem unſichtbaren Beobachter, unter dem Tuch hervor mit dem einen, halbgeſchloßnen

Auge die Stelle der Wand zu mustern, wo er eine Bewegung bemerkt zu haben glaubte.

Wirklich, es war ein ganz schmaler Riß entstanden, und Müller hätte darauf schwören mögen, genau den Punkt bezeichnen zu können, wo ein schwarzes, glänzendes Auge durch die Spalte lugte.

Es stand unumstößlich fest, daß sich eine Person zwischen der Doppelwand befand und ihn und den Knaben belauschte. Dieser Teil der Wand war jedenfalls nach Art der Zugtüren zu bewegen, die anstatt in Angeln auf einer Schiene oder in einem Falz auf kleinen Rollen oder Rädern laufen.

Wer aber war der Lauscher? Müller hatte keine Zeit, über diesen Gegenstand nachzudenken. Er mußte sich hüten, merken zu lassen, daß er die Spalte entdeckt habe. Darum drehte er sich unbefangen von dieser Richtung ab und nach Alexander hin, mit dem er eine lebhafte Unterhaltung begann.

Nach einigen Minuten hatte, wie ihm ein flüchtiger Blick verriet, die Spalte sich wieder geschlossen, und da grad jetzt Alexander vor das Häuschen trat, um einen Habicht zu beobachten, der seine Kreise zog, so herrschte im Innern der Hütte eine lautlose Stille. Da, horch, entstand unter dem Fußboden ein eigentümliches Geräusch, das allerdings nur von seinem überaus scharfen Ohr aufgenommen werden konnte. Es war, als ob Schlüssel klirrten, als ob dann eine schwere Tür in kreischenden Angeln sich bewege. Müller beschloß, baldigst diese auffälligen Erscheinungen zu untersuchen. Je eher dies geschehen konnte, desto besser war es; denn dieses Schloß Ortry war ein zu zweifelhafter Aufenthalt, als daß es geraten sein konnte, die Entdeckung nützlicher Geheimnisse zu verzögern.

Nachdem die beiden sich ausgeruht hatten, sprach Müller den Wunsch aus, nach dem Eisenwerk zu gehn, um es zu

besichtigen. Alexander stimmte zu, doch wurden beide vom Direktor nicht sehr freundlich aufgenommen.

„Sind Sie vom Herrn Kapitän geschickt, gnädiger Herr?“ wandte er sich an Alexander.

„Nein.“

„Oder haben Sie eine Erlaubniskarte?“ wendete er sich an den deutschen Lehrer.

„Auch nicht. Bedarf es einer solchen?“ fragte Müller.

„Allerdings.“

„Das scheint mir sonderbar. Ich habe oft ganz ähnliche Werke besucht, deren Besitzer und Leiter es sich zur Freude gemacht haben, Fremde zu führen. Es kann dem Besitzer eines gewerblichen Unternehmens nur lieb sein, zu hören, daß seine Anlagen in einem Ruf stehn, der sogar den Laien herbeizieht.“

„Ich gebe das zu“, meinte der Direktor abweisend. „Sie werden jedoch ebenso bereitwillig zugestehn, daß wir oft verschwiegen sein müssen. Es kann uns nicht unwichtig sein, ob gleichartige Geschäftszweige erfahren, mit welchen Mitteln wir arbeiten, welche Handgriffe wir anwenden und zu welchem chemischen Verfahren wir uns entschlossen haben.“

„Halten Sie mich für einen Mann vom Fach?“ lächelte Müller.

„Ich halte Sie für das, was Sie sind, nämlich für einen Mann, der von unsern Sachen nichts versteht. Sie sind nicht derjenige, der uns gefährlich werden könnte; aber ich habe nun einmal Weisung, niemand ohne Erlaubniskarte einzulassen, und bitte Sie, von Ihrer Absicht abzustehn.“

„Gern“, antwortete Müller. „Ich will Sie keineswegs in Gefahr bringen. Adieu!“

Er wandte sich ab, um zu gehn. Nun wußte er, was er hatte wissen wollen, und fühlte sich befriedigt. Nicht so Alexander. Dieser blieb stehn und fragte:

„Bedarf auch ich einer Erlaubniskarte?“

„Allerdings, ſobald Sie nicht in Begleitung des Herrn Kapitäns erſcheinen.“

Da richtete ſich der Knabe trotzig auf.

„Wiſſen Sie, daß Sie mir gar nichts zu befehlen haben? Wär ich allein, ſo würde ich in den Werken herumlaufen, ganz wie es mir gefällt. Aber ich mag Herrn Müller nicht verlaſſen. Ich will, daß Sie höflicher zu ihm ſind. Sie ſind frech!“

Er folgte ſeinem Lehrer ins Freie.

„Monſieur Müller,“ ſagte er, „ich hab Sie gern. Sie ſind ganz anders als meine bisherigen Erzieher. Morgen beginn ich Deutſch zu lernen.“

18. Seltſame Wege

Es war bereits um die Dämmerung, als ſie das Schloß erreichten. Dort trafen ſie die Gerichtsperſonen, die gekommen waren, den Tatbeſtand über den tödlichen Unfall aufzunehmen.

Sie mußten bis zum folgenden Tag hier verweilen, doch wurde dadurch die Lebensordnung der Schloßbewohner in keiner Weiſe beeinflußt, denn Punkt zehn Uhr gingen dieſe, wie gewöhnlich, ſchon zur Ruhe.

Müller hatte ſich einige Lichte beſorgt. Im Lauf des Nachmittags waren ſeine Sachen aus Thionville gekommen. Dabei befand ſich eine kleine Blendlaterne. Er hatte ſich mit ihr verſehn, weil er als Kundſchafter nach Ortry ging und alſo leicht in die Lage kommen konnte, dieſen nützlichen Gegenſtand zu gebrauchen. Als er keine Bewegung mehr im Schloß wahrzunehmen vermochte, zog er ſich um, und zwar im Dunkeln, um nicht durch die Glastafel beobachtet werden zu können.

Er legte einen Bart an, zog eine Bluſe über, wie man ſie in jenen Gegenden trägt, und tauſchte die Stiefel mit leichten Schuhen, die den Schritt nicht ſo hörbar werden ließen wie jene. Den Buckel hatte er abgeſchnallt und aus ihm und aus Kleidungsſtücken eine Art Puppe gebildet; dieſe legte er ſo in ſein Bett, daß ein Späher im Dämmerſchein meinen mochte, es ſei ein ſchlafender Menſch.

Es konnte ihm nicht einfallen, ſich zur Treppe hinabzu-

begeben. Er hatte sich während des Tags bereits einen andern Weg ausgewählt. Nachdem er die Tür fest verschlossen und einen geladnen Revolver zu sich gesteckt hatte, öffnete er das nördliche Fenster und schwang sich hinaus aufs Dach. Da es ziemlich eben war, wäre es ihm möglich gewesen, ganz ohne Gefahr dort aufrecht zu gehn; doch zog er es vor, sich kriechend weiterzubewegen, da sich seine Gestalt sonst gegen den Himmel abgezeichnet hätte und von unten erspäht werden konnte.

So kam er an den Blitzableiter. Er hatte ihn am Tag bemerkt und mit seinem scharfen Auge geprüft. Die Leitung war nach alter Weise aus starken, viereckigen Eisenstäben hergerichtet und wurde von breiten Haltern unterstützt, die in Entfernungen von höchstens zehn Fuß voneinander standen, so daß ein kräftiger Mann da ganz gefahrlos auf und nieder klettern konnte. Übrigens war von der Mauer schon längst der Bewurf abgefallen; ein Kletterer konnte, wenn nicht jemand dicht in der Nähe stand, nicht bemerkt werden.

Müller legte sich mit den Beinen über die Dachrinne hinab, faßte dann den Leiter und rutschte auf den obersten Halter hinunter, von diesem auf den zweiten und so weiter. Als er von außen das zweite Stockwerk erreichte, kam er zwischen zwei Fenster, die erleuchtet waren. Er warf einen vorsichtigen Blick hinein und gewahrte — den Kapitän.

Was hatte dieser Seltsames vor?

Müller bemerkte nämlich, daß der Alte eine Pistole sehr sorgfältig lud und in die Tasche steckte; dann trat er zu einem Schrank, dessen Tür er öffnete. Der Lauscher glaubte, jener werde irgendein Kleidungsstück herausnehmen; statt dessen aber stieg er ganz hinein und zog die Tür hinter sich zu. Müller wartete ein Weilchen, doch Richemonte kam nicht wieder heraus. Was war das?

„Ist in dem Schrank eine geheime Verbindungstür verborgen?“ fragte er sich. „Nein, sie wäre ja überflüssig, da gleich daneben eine Tür ins Nebenzimmer führt. Oder befindet sich im Schrank der Eingang zu den Doppelmauern? Das wäre eher zu glauben.“ In diesem Fall aber mußte Müller vorsichtig sein, denn es stand zu vermuten, daß der Kapitän soeben einen seiner Beobachtungsgänge angetreten habe. Wie nun, wenn er auch ins Parkhäuschen kam?

Müller stieg weiter hinab bis zur Erde und huschte in den Garten. Von dort aus schlich er sich nach dem Park.

Es war zwar dunkel, aber beim Schein der Sterne konnte man doch immerhin bemerkt werden. Darum hielt er sich stets unterm Schutz der Bäume, die die Rasenstellen des Parks begrenzten.

Bald hatte er das Parkhäuschen erreicht und stand bereits im Begriff, einzutreten, als er von innen ein Geräusch vernahm, als ob man Bretter leise zur Seite schiebe. Er trat zurück und versteckte sich hinter einem Busch. Ein dünner Lichtschein drang einen Augenblick lang durch die Spalten der Wand, dann wurde es wieder dunkel.

Jetzt öffnete sich leise die Tür. Ein Mann trat hervor. Da Müller tief am Boden kauerte, so zeichnete sich ihm die Gestalt dieses Mannes gegen das Sternenlicht so genügend ab, daß er in ihr den alten Kapitän erkannte.

Was wollte er hier? Stand das Häuschen mit dem Schrank im Zimmer des Alten in geheimer Verbindung?

Müller hatte keine Zeit, diese Frage auszudenken. Der Kapitän schritt quer über die Parklichtung hinüber. Müller eilte in einem Bogen an ihrem Rand hin, um jenem zuvorzukommen. Es gelang ihm. Er stellte sich hinter eine starke Eiche; Richemonte ging vorbei und verschwand unter den Bäumen. Müller konnte ihn nicht mehr sehn, aber er beschloß dennoch, der Richtung zu folgen, die der Alte ein-

geſchlagen hatte. Er kauerte ſich nieder und ſchob ſich auf Händen und Füßen weiter. An einem jeweiligen Raſcheln erkannte er, daß der Kapitän unmittelbar vor ihm ſei. Es ſchien, daß auch er ganz langſam vorwärts krieche.

Nicht lange, ſo war es Doktor Müller, als ob er Stimmen flüſtern höre. Er verdoppelte ſeine Vorſicht. Sein Auge hatte ſich jetzt einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt, und ſo gewahrte er den Alten hart hinter einer Bank, die von Sträuchern umgeben unter einem der mächtigen Bäume ſtand, auf der Erde liegen. Müller näherte ſich und bückte ſich ſeitwärts der Bank an einem Baumſtamm nieder. Er lag jetzt der Bank ebenſo nahe wie Richemonte und konnte die Unterhaltung der beiden Perſonen, die darauf ſaßen, jedenfalls genau ſo hören wie jener.

Auf der Bank ſaßen — Müller glaubte ſeinen Augen nicht trauen zu dürfen — die Baronin de Sainte-Marie und der Fabrikdirektor dicht nebeneinander in eifrigem Liebesgeflüſter. Die ſpäte Stunde und die Heimlichkeit des Ortes ließen ſchließen, daß es ſich um ein verabredetes Stelldichein handle, und der Doktor malte ſich in Gedanken den Grimm aus, mit dem der Alte dieſes Zwiegeſpräch belauſchen mochte.

Längere Zeit war nichts zu vernehmen als das halb unterdrückte Flüſtern der beiden, da erhob ſich plötzlich der Alte und trat mit einem raſchen Schritt vor die beiden hin.

„Guten Abend, Frau Tochter! Guten Abend, Herr Direktor!“ ſagte er.

Der Direktor fuhr hoch, ſtarrte den Alten an und ſprang dann eilig davon. Er kannte den Kapitän und mochte daher ſeine Nähe unter den obwaltenden Umſtänden für gefährlich halten. Die Baronin aber konnte vor Schreck weder laufen noch ſtehn. Sie verſuchte zwar, ſich zu erheben, ſank aber mit einem matten Laut wieder nieder.

„Das sind nun einmal wieder die richtigen Dorfmädchenstreiche!“ höhnte Richemonte.

Sie nahm sich zusammen.

„Was tun Sie hier? Und welche Worte erlauben Sie sich?“

„Ah, die Frau Tochter hat wohl nur den schönen Frühlingsabend genießen wollen?“ fragte er mit einem häßlichen Lachen.

„Was anders?“

„Und liegt hier in den Armen meines Direktors?“

„Lügen Sie nicht!“ fuhr sie auf.

„Oh, ich habe es gesehn! Meine Augen sind alt, aber gut! Ich habe mich eine volle Viertelstunde lang hier befunden und jedes Wort gehört, das gesprochen wurde. Ich habe jeden Seufzer gezählt, den Ihnen die Liebe entlockte, und jeden Kuß, den Sie gaben und bekamen. Ich habe in meiner Jugend auch geküßt, aber dabei möglichst jedes überflüssige Geräusch vermieden. Warum klatschen Sie wie ein Postkutscher, Madame?“

Sie war bei diesem mehr als beißenden Spott einer Ohnmacht nahe.

„Unverschämt!“

„Ihnen gegenüber muß man es sein!“

„Oh, wer errettet mich von diesem Teufel!“ rief sie.

„Sagen Sie das Wort nicht noch einmal, sonst schlage ich Sie nieder!“

Er erhob wirklich den Arm. Die Baronin schnellte von ihrem Sitz hoch und eilte davon.

„Sie mag gehn, immer gehn,“ brummte der Alte, „mir entschlüpft sie doch nicht!“

Er wendete sich um und schritt davon, dem Häuschen wieder zu. Müller folgte ihm auf dem Fuß, denn jetzt bot sich sicherlich die beste Gelegenheit, zu erkunden, wie der geheime Aus- und Eingang geöffnet wurde.

Als er bei der Parkhütte ankam, war Richemonte bereits eingetreten. Müller schlich sich näher. Er stand vor dem einen Fenster, das in der Mauer angebracht war. Da flammte drinnen ein Lichtschein auf. Der Alte stand im Begriff, eine Laterne anzuzünden. Er fühlte sich so sicher, daß er sich nicht die Mühe gab, vorher die Läden zu schließen. Dann faßte er nach einem Nagel, der scheinbar zu irgendeinem andern Zweck in die Wand geschlagen war, und schob ihn der linken Seite zu. Einige Bretter wichen zurück. Sie bildeten, untereinander fest verbunden, eine Tür, die auf Rollen ging, ganz so, wie Müller vermutet hatte. Der Kapitän trat in die entstandne Öffnung und schob die Tür von innen wieder vor. Sie schloß so genau wie vorher. Man mußte das gesehn haben, was Müller beobachtet hatte, sonst wäre man sicher nicht auf den Gedanken gekommen, daß diese Stelle der Wand eine Tür bilde.

Der Deutsche schlich sich augenblicklich in das Häuschen hinein und legte sich dort mit dem Ohr auf den Boden nieder, um zu horchen. Er hörte unter sich dumpfe Schritte, die nach und nach verhallten.

Sollte er folgen? Gewiß! Vielleicht fand sich niemals wieder eine so gute Gelegenheit, den Kapitän zu belauschen.

Er zog also seine Laterne hervor und brannte das Licht an. Dann schob er die Tür in derselben Weise zurück, wie es der Alte getan hatte. Als er hineingetreten war, sah er eine schmale Treppe, die in grader Richtung in die Tiefe führte. An der Innenseite der Tür gab es einen zweiten Nagel, der als Handhabe diente, sie wieder zu verschließen. Müller tat dies und stieg dann die Treppe hinab, während er in der einen Hand die Laterne und in der andern den Revolver hielt. Nach etwa zwanzig Stufen kam er in einen großen, viereckigen Raum, worin allerlei Hacken,

Schaufeln und andre Geräte lagen, deren Zweck ihm erſt in ſpätrer Zeit klar werden ſollte.

Dieſer Raum hatte zwei Ausgänge, einen nach dem Schloß zu, der gar keine Tür zeigte, und einen nach dem Wald zu, der durch ein ſtarkes, mit Eiſenblech beſchlagnes Tor verſchloſſen war. Der unterirdiſche Weg nach dem Schloß hin beſtand aus einem Stollen, der ſehr trocken zu ſein ſchien.

Da Richemonte nicht weit voraus ſein konnte, ſo ſteckte Müller die Laterne in die Taſche und ſchritt im Dunkeln weiter. Nur zuweilen zog er ſie ein klein wenig heraus, um einen ſchnellen Lichtblitz auf ſeinen Weg fallen zu laſſen und ſich dadurch zu vergewiſſern, daß er keiner Gefahr entgegengehe.

So kam er, da er ſich mit beiden Händen an den Seitenwänden ſtützen konnte, ſehr ſchnell vorwärts und ſah ſchließlich einen Lichtſchein vor ſich auftauchen. Da vorn ging der Kapitän. Müller trat ſo leiſe wie möglich auf, um nicht gehört zu werden, konnte aber die Schritte des Alten, dem er ſich immer mehr näherte, deutlich vernehmen.

Nach einer Weile fühlte der Lehrer, daß die Wände jetzt aus Steinen beſtanden. Er befand ſich jedenfalls unter dem Schloß. Und hier verſchwand auch des Alten Licht nach oben.

Müller folgte im Dunkeln, zog ſeine Laterne hervor und bemerkte bei ihrem Schein, daß er ſich in einem eigentümlich angelegten Gemäuer befand, von dem aus ſchmale Treppen nach mehreren Seiten emporführten. Er erkannte ſofort, daß hier alle geheimen Gänge des alten Gebäudes zuſammenſtießen.

Noch hörte er Richemontes Schritte über ſich. Er folgte ihm mehrere Stockwerke hoch auf einer nur zwei Fuß breiten Treppe, bis er plötzlich einen ſehr hellen Lichtfleck vor ſich ſah und zwei Stimmen hörte, die miteinander ſprachen. Er

ſteckte ſeine Laterne ein und ſchlich weiter. Je näher er kam, deſto deutlicher erkannte er die Stimmen; es waren die des Kapitäns und des Direktors.

Die helle, viereckige Lichtſtelle fiel durch eine Öffnung in der Seitenmauer. Müller wagte es, ſich bis an den Rand dieſer Öffnung heranzuſchleichen, und konnte nun die ganze Szene überblicken.

Er befand ſich hinter einer Wand des Gemachs, das der Direktor bewohnte. Dieſes Zimmer war mit Eichenholz getäfelt, und ein Fach der Täfelung bildete eine geheime Tür, die jetzt geöffnet war. Der Direktor ſtand mit ſichtlich erſchrocknem Geſicht vor dem Alten, der durch die Mauer erſchienen war wie ein Geiſt. Der ſo Überraſchte konnte ſich dies nicht erklären.

„Überwinden Sie Ihren Schreck! Sie erkennen doch, daß ich kein Geſpenſt bin.“

Dieſe Worte des Kapitäns waren die erſten, die Müller deutlich hörte.

„Aber, gnädiger Herr, wie kommen Sie zu mir?“ ſtammelte der Direktor.

„Durch dieſe geheime Tür, wie Sie ſehn!“ antwortete Richemonte. „Ich habe es vorgezogen, auf dieſem ungewöhnlichen Weg zu erſcheinen, weil auf dieſe Weiſe von niemand bemerkt wird, daß wir ſo ſpät noch eine Unterredung haben. Sie ahnen, über welchen Gegenſtand?“

„Ich möchte doch lieber vorher nach ihm fragen, gnädiger Herr.“

„Schön! Aber ſetzen Sie ſich, Herr Direktor; Sie zittern ja am ganzen Körper! Was iſts mit Ihnen?“

Seine Worte klangen gar nicht zornig oder höhniſch, wie man hätte erwarten können; ſie waren ſogar in einem teilnehmenden Ton geſprochen.

„Oh, es iſt ja nur der Schreck, der mich überfiel, als dieſe

Wand sich teilte und Sie hereintraten. So etwas erwartet man doch nicht."

„Ich kann allerdings begreifen, daß Sie erschrocken sind. Welcher Schreck war denn übrigens größer, der jetzige oder der unten im Garten?"

„Gnädiger Herr —" stammelte der Direktor, blieb aber in der Rede stecken.

„Na, Sie waren ja im Garten bei meiner Schwiegertochter. Nicht?"

„Ja."

„Der heutige Tag ist eigentümlich. Ich habe da mehr sprechen müssen als sonst in einer Woche, und Sie wissen ja, daß ich das nicht liebe. Aber es gibt Dinge, die man nicht unbesprochen lassen kann. Weshalb liefen Sie denn eigentlich im Garten davon, Herr Direktor?"

„Weil — weil — ich dachte —" stammelte der Gefragte in höchster Verlegenheit.

„Weil Sie dachten, ich könne diese Szene einer falschen Deutung unterwerfen, meinen Sie? Nun, die Frau Baronin hat mich aufgeklärt. Sie hat den Abend genießen wollen, und Sie sind aus ganz demselben Grund nach dem Garten gegangen. Meine Schwiegertochter ist über Ihr Erscheinen so erschrocken gewesen, daß sie in Ohnmacht fiel, und Sie haben sich ihrer ritterlich angenommen. Das hat sie mir erzählt, als Sie fort waren."

„Gewiß — so — so war es."

„Ich will gestehn, daß ich Ihnen für einen Augenblick im Herzen unrecht getan habe; aber daran war Ihre plötzliche, unbegründete Flucht schuld. Warum rissen Sie aus? Das mußte doch Befremden erregen! Ich bitte Ihnen hiermit meinen Verdacht ab und werde ihn gleich gutmachen. Haben Sie Quittungsvordrucke bei der Hand?"

„Genug", antwortete der Direktor aufatmend.

„Ich habe Ihnen heut eine Belohnung versprochen. Wo ist das Geld, das Sie wieder mit fortnehmen mußten?"

„Hier, in meinem Schreibtisch."

„Zählen Sie es auf!"

Müller sah, daß der Direktor das Geld aus dem verschlossnen Fach nahm, und da es mit lauter Stimme aufgezählt wurde, so hörte er deutlich, wieviel es war. Es waren die beiden Summen, von denen der Direktor heute gesprochen hatte.

„Beide Firmen sind stets so vorsichtig, die Nummern ihrer Noten einzutragen und die Geldscheine außerdem zu zeichnen. Sie sehn auf jeder einzelnen die betreffenden Buchstaben, gnädiger Herr."

„Das mag für gewisse Fälle gut sein", meinte Richemonte trocken. „Doch nun fertigen Sie mir eine Quittung aus, zunächst noch ohne den Betrag der Belohnung, die ich Ihnen geben werde!"

„Weshalb unvollständig? Wir können doch gleich alles erledigen!"

„Ich werde hernach den Betrag einsetzen, dessen Wert Sie überraschen wird. Also bitte, schreiben Sie einfach den Ausstellungstag, den heutigen, unten in die linke und Ihren Namen in die rechte Ecke."

„Ganz wie Sie befehlen, Herr Kapitän!"

Er schrieb Namen und Tag in die beiden Ecken und reichte dann das Blatt dem Alten hin. Dieser betrachtete die Unterschrift genau, bat den Direktor abseits zu treten und nahm selber an dessen Schreibtisch Platz. Wieder flog die Feder über das Papier.

Alsdann trocknete Richemonte die Schrift mit dem Löscher, und während er sich erhob, faltete er die Quittung und steckte sie ein. Seine Gesichtszüge und seine Sprache änderten sich in furchtbarer Weise, als er jetzt sagte:

„So, das genügt. Freilich nicht, Sie zu belohnen, sondern Sie zu bestrafen!"

Der Direktor blickte ihn überrascht an.

„Bestrafen?

„Sie haben ganz richtig gehört. Sie sollen bestraft werden, sage ich."

„Wofür?"

„Erstens dafür, daß Sie es wagen, Ihre Hand nach der Baronin auszustrecken."

„Ah, Sie haben doch soeben selbst erklärt, daß die Frau Baronin so gnädig gewesen ist, Sie über die Lage aufzuklären!"

„Sind Sie wirklich so dumm gewesen, meine Worte als bare Münze zu nehmen?" lachte der Alte höhnisch. „Ich weiß alles, mein Herr! Ich habe hinter der Bank gestanden und Ihre ganze Unterhaltung mit angehört. Übrigens sehn Sie jetzt, daß ich geheime Gänge und Beobachtungspunkte habe. So gelang es mir, viele Ihrer Zusammenkünfte mit der Baronin zu belauschen."

Der Direktor sank auf den Stuhl.

„Noch heut früh", fuhr Richemonte fort, „hörte ich, daß Sie sich für den Abend in den Park bestellten. Ebenso verstand ich jedes Wort, das Sie über mich sprachen. Ich brachte da zum Beispiel in Erfahrung, daß Sie nur durch die Liebe zur Baronin in Ihrer gegenwärtigen Stellung festgehalten werden. Sagen Sie da gefälligst selbst, ob dies Belohnung oder Strafe verdient!"

„Herr Kapitän," rief da der Mann entsetzt, „ich habe Ihnen treu gedient; ich bin es gewesen, der Ihr Unternehmen zu dem gemacht hat, was es ist!"

„Treu gedient? Hahaha! Hier kommt das zweite, wofür ich Sie bestrafen muß."

„Was?"

„Da ich hörte, daß Sie nur durch die Baronin festgehalten werden, so hatte ich das Recht, Ihnen zu mißtrauen. Ich beschloß also, Ihre Sachen zu durchsuchen."

„Ah! Unerhört!"

Jetzt gewann der Direktor seinen Mut wieder. Sie standen sich Mann und Mann gegenüber; da war einer so viel wert wie der andre. Er beschloß, sich zu wehren.

„Schweigen Sie!" gebot der Alte. „Sie sehn, daß ich heimlich in Ihre Wohnung treten kann. Sie wissen ferner, daß Sie kein Eigentum hier besitzen, daß alle diese Möbel mir gehören. Ich habe zu ihnen, auch zu den geheimen Fächern, Doppelschlüssel. Während Sie im Park Ihre Geliebte erwarteten, trat ich durch diese Tür in Ihre Wohnung ein und durchsuchte die Verstecke Ihres Schreibtisches. Wissen Sie, was ich gefunden habe?"

Der Direktor erkannte, daß Leugnen nichts helfen könne. Am besten war hier Frechheit am Platz; darum trat er auf Richemonte zu und fauchte:

„Sie haben es wirklich gewagt, in meine Wohnung einzudringen?"

„Allerdings! Haben Sie etwas dagegen, Monsieur?"

„Das wird sich finden! Nun, was haben Sie denn entdeckt, Herr Kapitän?"

„Oh, verschiednes! Aber ich will Ihnen nur das eine vorlesen!"

Er zog einen Brief aus der Tasche, entfaltete ihn und las:

„Herrn Fabrikdirektor Metroy in Ortry.

Auf hohen Befehl ist Ihnen mitzuteilen, daß man nicht gesonnen sein kann, von Ihrem Angebot Gebrauch zu machen. Wenn es in Frankreich wirklich geheime Waffenplätze gibt, die angelegt werden, um Franktireurs und andre Rotten auszurüsten, so kann dies eine Regierung nicht wan-

kend machen, die mit Ihrem Kaiser im besten Einvernehmen steht.

Wir sehn davon ab, Ihren Behörden von Ihrem Anerbieten irgendwelche Mitteilung zu machen, werden jedoch Ihr Schreiben für spätere Fälle bei uns in sorgsame Verwahrung nehmen."

Die Augen des Kapitäns funkelten, als er diesen Brief, dessen Unterschrift er nicht mit vorgelesen hatte, wieder in die Tasche steckte. Er knirschte:

„Sie haben also unser Unternehmen für schnödes Geld verraten wollen!"

„Nur aus dem Grund, weil Sie knausern und mich nicht entsprechend bezahlen", antwortete der Direktor bissig.

„Sie gestehn es also ein?"

„Warum nicht?" fragte der Mann, indem er dreist und kaltblütig die Achseln zuckte.

„Ah, wissen Sie, daß ich der Herr des ganzen Werks bin? Daß alle mir Treue geschworen haben, und daß ich jede Untreue bestrafen werde?"

„Pah, mich können Sie nicht bestrafen!" lachte der Direktor.

„Wieso nicht?"

„Weil Ihr ganzes Lager sich in meiner Hand befindet. Sie haben mich vorhin eingeschüchtert, weil ich mich wirklich schuldig fühlte, aber dieser Schreck hat nicht lange gedauert. Sie glauben, mein Meister zu sein, aber ich bin der Ihrige. Ich habe mich vorgesehn. Was verstehn Sie von Chemie, von Galvanismus, von Elektrizität! Dieses Zimmer steht mit den Eisenwerken und dem Lagerraum in elektrischer Verbindung. Es bedarf nur eines einzigen Griffs, eines leisen Drucks, so fliegt alles in die Luft, Ihre Fabriken und Ihre sämtlichen Vorräte. Dann mögen Sie Ihre Franktireurs gegen Deutschland bewaffnen, wenn Sie können!"

„Alle Teufel!“ rief Richemonte, der nun doch ſelber erſchrak.

„Sie ſehn alſo, wie die Sachen ſtehn. Ich mag mit Ihnen nichts mehr zu tun haben; da aber das Werk zum großen Teil auch das meinige iſt, ſo möchte ich es nicht gern zerſtören. Als ich mein Geheimnis dem Feind zum Verkauf anbot, war es mir darum zu tun, meine Mühen anſtändig belohnt zu erhalten. Zahlen Sie mir das, was ich von denen da drüben gefordert habe, ſo will ich zufrieden ſein und Sie mit dem Verſprechen verlaſſen, von jeder Feindſeligkeit abzuſehn. Ich habe Ihnen meine Kenntniſſe und Erfahrungen geliehn, ich habe Tag und Nacht gearbeitet, ich darf auch eine Belohnung verlangen.“

Die Augen des Alten zogen ſich zuſammen, und ſein Schnurrbart ſtieg empor, um die Zähne ſehn zu laſſen, doch beherrſchte er ſich und fragte ruhig:

„Haben Sie bei dieſem einzigen Angebot eine Andeutung gemacht, aus der man erraten könnte, wo unſre Vorräte zu finden ſein dürften?“

„Halten Sie mich für einen Dummkopf? Meinen Zeilen nach muß man das Lager in der Nähe von Straßburg vermuten.“

„Welchen Preis haben Sie von den Deutſchen gefordert?“

„Wenig genug. Nur hunderttauſend Frank. Jene werden ihre Knauſerei mit vielen tauſend Menſchenleben büßen müſſen, falls Sie ſich entſchließen, dieſe Summe zu bezahlen.“

„Ich hoffe das! Es naht die Zeit, in der wir einfordern werden, was dieſe Blücher, Gneiſenau und York von uns liehen! Alſo meine Eiſenwerke ſtehn wirklich mit dieſem Zimmer in elektriſcher Verbindung?“

Dabei gingen ſeine Blicke unbemerkt ſuchend im Zimmer

herum. Wenn sich wirklich eine geheime Vorrichtung hier im Raum befand, so konnte sie nur im Kleiderschrank oder überhaupt in der Nähe der Rückwand des Zimmers angebracht sein, denn eine Leitung an der vordern, offenen Seite des Schlosses frei hinunterzulegen, das wäre ja unsinnig gewesen, da der Draht dort sofort entdeckt werden mußte. Es galt also, den Direktor in der Nähe des Fensters zu halten. Dort stand der Schreibtisch, dessen sämtliche Kästen und Fächer vom Kapitän heute durchsucht worden waren: in seiner Nähe war nichts zu fürchten.

„Ja," erwiderte inzwischen der Direktor, „ein Druck von mir, und der elektrische Funke entzündet unsre ganzen Pulver- und Dynamitvorräte."

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie mir die Wahrheit sagen?"

„Ich gebe es. Sobald ich die Summe in den Händen habe, werde ich Ihnen die Leitung zeigen, daß sie zerstört werden kann."

„O nein! Sie sind gegenwärtig ein verzweifelter Mensch. Wie nun, wenn ich Ihnen die hunderttausend zahle, und Sie sprengen dennoch alles in die Luft?"

„Mein Ehrenwort kann Ihnen Bürgschaft sein, daß ich es nicht tun werde."

Der Kapitän nahm eine sehr nachdenkliche Miene an, aber seine Augen glänzten in einem unheimlichen Licht.

„Es ist eine Summe, die gegenwärtig fast über meine Kräfte geht; doch, um das Unternehmen zu retten — hm! Wie die Arbeit, so der Lohn! Sie sollen Ihren Willen haben!"

„Sie werden ...?"

Richemonte nickte, nahm das Papier wieder aus der Tasche und reichte es ihm.

„Ich werde Ihnen zahlen, was Sie verdienen. Lesen Sie selber, was ich auf die Quittung schrieb!"

Der Direktor las, und seine Augen weiteten sich vor Entsetzen:

„Ich bescheinige hiermit voller Reue, daß ich die heut an meinen Dienstherrn auszuzahlenden beiden Summen drückender Schulden halber unterschlagen und zu meinem Nutzen verwendet habe. Möge Gott mir verzeihen, daß ich mit diesem Verbrechen aus dem Leben gehe!"

Seine Schriftzüge waren täuschend nachgeahmt. Darunter standen das Datum und sein Name, die er vorhin selber geschrieben hatte. Er war einen Augenblick völlig starr vor Schreck.

„Was soll das heißen, Herr Kapitän?"

„Daß ich dennoch Ihr Meister bin, Sie aber nicht der meinige", lachte Richemonte höhnisch, „obgleich Sie vorhin das Gegenteil behaupteten. Sie werden keinen Sou erhalten, Sie werden vielmehr Ihren doppelten Verrat büßen!"

„So passen Sie auf, wie es krachen wird!"

Er suchte aufzuspringen, um nach dem rückwärtigen Teil des Zimmers zu gelangen.

„Ja, passen Sie auf, wie es krachen wird!" ahmte der Kapitän ihm nach.

Er hatte im Nu die Pistole hervorgezogen und drückte ab — der Direktor stürzte mit durchschossnem Schädel zu Boden.

Kaltherzig bückte sich Richemonte, gab seinem Opfer die Waffe in die Rechte und trat nochmals an den Schreibtisch, um das Schriftstück so zu legen, daß es sofort in die Augen fallen mußte. Das Geld hatte er bereits eingesteckt. Lautlos eilte er durch die verborgne Tür hinaus und brachte das Täfelwerk wieder in Ordnung.

Müller hatte natürlich nur Bruchstücke der grauenvollen Abrechnung vernehmen können und keine Ahnung gehabt,

daß sie einen solchen Verlauf nehmen werde. Sollte er beispringen, da nun doch nichts mehr zu ändern war? Nein, das wäre die allergrößte Unklugheit gewesen. Er mußte vor allen Dingen an seine Aufgabe denken; es galt zunächst unbemerkt fortzukommen. Kaum war der Schuß gefallen, so riß Müller seine Laterne hervor und stieg in fliegender Eile die engen Treppen hinab; denn er sagte sich, daß auch der Kapitän das Zimmer verlassen werde, da der Schall ja alle Bewohner des Schlosses aus dem Schlaf wecken mußte.

Er kam glücklich unten an, wo die geheimen Treppen alle zusammenführten, und hastete in großen Sprüngen den unterirdischen Weg entlang dem Parkhäuschen zu. Nachdem er dort den geheimen Eingang wieder sorgfältig geschlossen hatte, verlöschte er die Laterne und lief rasch zum Schloß.

Dort sah er, daß schon viele Fenster erleuchtet waren, doch befand sich zu seiner Freude noch niemand im Hof. Er schwang sich am Blitzableiter empor. An den Fenstern des zweiten Stocks angekommen, warf er einen Blick ins Zimmer des Kapitäns. Dieser trat eben unter die Tür, mit ungekämmtem Haar und Bart, in Schlafrock und Pantoffeln, das Nachtlicht in der Hand, und forschte einen Diener aus. Wer den Greis so sah, der schwor darauf, daß er unmittelbar aus dem Bett komme. Den Deutschen packte ein Grauen vor diesem unheimlichen Menschen.

Unbemerkt langte er glücklich auf dem Dach und dann auch in seinem Zimmer an, wo er sich schleunigst seiner Verkleidung entledigte und sich so anzog, daß er für einen aufgestörten Schläfer gehalten werden mußte, der in der Eile nur das Allernötigste angelegt hatte.

Das Zimmer des Direktors war voller Menschen, ebenso der Platz davor. Der Alte hatte bereits nach den Herren von der Justiz geschickt, die sich heut im Schloß befanden.

Sie kamen und fanden das letzte Schreiben des Toten.

Der Kapitän wurde gefragt; er erklärte, daß er nicht wisse, ob Geld angekommen sei, man solle die Bücher nachschlagen. Der Tatbestand wurde sofort gerichtlich aufgenommen und die Leiche aus dem Schloß geschafft.

Auch die Baronin war von dem Schuß erwacht und nach der Unglücksstätte geeilt. Doch sie mochte die Leiche nicht sehn. Der Tod dieses Mannes erschütterte sie. Als sie sich wieder nach ihrem Zimmer begeben wollte, traf sie auf der Treppe den Kapitän. Da kein Mensch zugegen war, konnte er es nicht unterlassen, ihr zuzurufen:

„Ein schöner Geliebter! Nicht, Madame?"

Sie wich vor ihm zurück, streckte abwehrend beide Hände aus und sagte:

„Mörder! Aber es wird an den Tag kommen!"

Ein halblautes Hohnlachen war die Antwort.

Müller konnte lange Zeit keinen Schlaf finden. Dieser erste Tag in Ortry war einer der ereignisreichsten seines Lebens gewesen. Am meisten beschäftigte ihn der letzte Auftritt. Sollte er den Mörder anzeigen? Sollte er seine heutigen Errungenschaften opfern und das Gelingen seiner wichtigen Sendung zur Unmöglichkeit machen, um einen Toten zu rächen? Durfte er Marions Großvater als Mörder an den Pranger stellen? Würde man seiner Aussage Glauben schenken? Er war ein verhaßter Deutscher und der Angeklagte ein Offizier der berühmten Garde, ein Ritter der Ehrenlegion! Konnte der Deutsche Beweise bringen? Man würde sich zwar von dem Vorhandensein der geheimen Tür überzeugen, aber was weiter? Der sicherste Beweis wären die gezeichneten Banknoten gewesen; aber wo hatte der Alte sie versteckt? Er hatte sie dieser Zeichnung wegen ganz sicher an einem Ort verborgen, wo man sie nicht finden konnte. Übrigens war der Ermordete das alles

wert? Er war ein Feind Deutschlands gewesen und sodann ein Verräter seines eignen Vaterlands geworden.

Was war das doch für eine Familie, diese Sainte-Maries! War Marion, die Heißgeliebte, wirklich edler als die andern?

Diese Gedanken gingen Müller wirr im Kopf herum, bis er endlich einschlief; aber noch im Schlaf peinigten sie ihn, und als er erwachte, fühlte er sich von der nächtlichen Ruhe mehr ermattet als gestärkt.

Bereits am frühen Morgen war auch der Kapitän munter. Er ließ mehrere seiner besten Leute aus der Fabrik kommen, um sie nach der Mine suchen zu lassen, aber all ihr Scharfsinn war vergebens. Es wurde dem Alten doch ängstlich zumut. Wenn irgend jemand nichtsahnend die verhängnisvolle Leitung berührte, so war das fürchterlichste Unglück unvermeidlich. Da kam ihm ein Gedanke ...

Rasch ließ er nach dem Deutschen schicken. Müller kam. Richemonte empfing ihn mit einer ungewöhnlichen Freundlichkeit.

„Monsieur, haben Sie sich auch mit Elektrotechnik befaßt?"

„Ein wenig, gnädiger Herr", antwortete Müller, der sogleich ahnte, aus welchem Grund diese Frage an ihn gestellt wurde.

„Wissen Sie, daß man Pulverminen durch Elektrizität entzünden kann?"

„Sehr wohl, Herr Kapitän."

„Ist eine solche Mine leicht zu zerstören oder die Leitung leicht zu finden und zu vernichten?"

„Das kommt ganz auf die Umstände an. Ich habe als Techniker schon öfters Glück gehabt", antwortete er und sagte damit die Wahrheit, da er eine Zeitlang bei den Pionieren gestanden hatte.

„Ah, Monsieur, da muß ich Ihnen eine Mitteilung machen; Sie haben diesen Direktor gekannt, der sich erschossen hat?“

„Nur flüchtig gesehn.“

„Nun, dieser Mann hatte den schrecklichen Plan, meine Eisenwerke in die Luft zu sprengen. In seinem Zimmer soll sich die Leitung befinden. Sie ist jedoch nicht zu entdecken. Wollen Sie einmal Ihren Scharfsinn versuchen?“

„Ich stehe Ihnen gern zu Diensten, Herr Kapitän!“

„So kommen Sie!“

Sie begaben sich gemeinsam nach der Wohnung des Erschoßnen. Es durchschauerte Müller, als er da eintrat. Die Blutflecke hatten zwar weggewaschen werden sollen, waren aber noch nicht gewichen. Dort befand sich die geheime Tür, und hier stand der Schreibtisch, auf dem das Todesurteil von eigner Hand unterschrieben worden war.

„Gibt es eine Leitung hier, so ist sie nicht vorn, sondern hinten zu suchen“, sagte Müller.

Der Alte nickte mit sehr zufriedner Miene.

„Ganz meine Meinung, Monsieur. Suchen Sie!“

Müller ließ den forschenden Blick umherschweifen und trat dann schnell zu der altmodischen Lyoner Uhr, die gegenüber dem Schreibtisch an der Wand hing. Sie hatte ein schwarzes, wurmzerfreßnes Gehäuse.

„Sehn Sie etwas von der Leitung?“ fragte Richemonte.

„Ich glaube, sie gefunden zu haben, will mich aber vorher überzeugen.“

Er schob einen Tisch an die Uhr, setzte einen Stuhl darauf und stieg hinauf, so daß er den Raum zwischen der Decke des Zimmers und dem obern Boden des Gehäuses zu überblicken vermochte; dann zeigte er nach der Decke.

„Wer wohnt dort oben?“

„Der Hausmeister.“

„Ah, mein Vorgesetzter!“ lächelte Müller. „Ist er ein vertrauenswürdiger Mann?“

„Ja. Er war ein guter Unteroffizier und ein treuer Hausmeister.“

„Er ist der Mitschuldige des Direktors.“

„Donnerwetter, ists möglich?“ rief der Alte erschrocken.

Müller öffnete die Tür der Uhr, blickte ins Gehäuse und antwortete:

„Herr Kapitän, Ihre Eisenwerke, so schwer sie sind, haben wirklich an einem einzigen Haar gehangen und das Leben Ihrer Arbeiter dazu. Bitte, treten Sie näher!“

Und als der Kapitän herbeigekommen war, zeigte er mit dem Finger an die eine Seite des Gehäuses und fuhr fort:

„Sehn Sie das eine Pferdehaar, das hier außen herunterhängt? Es ist bei der Schwärze der Uhr kaum von ihr zu unterscheiden.“

Richemonte streckte die Hand aus, um nach dem Haar zu greifen.

„Um Gottes willen nicht anfassen!“ rief Müller.

„Ah, wahrhaftig, ein Haar“, sagte der Greis. „Es führt oben in den Kasten.“

„Und da ist es mit einem außerordentlich dünnen Kupferdraht verbunden, der erst oben durch das Gehäuse geht und dann durch die Zimmerdecke. Der Hausmeister hat mit dem Direktor im Einvernehmen gestanden. Lassen Sie uns in seine Wohnung gehn!“

Der Schloßherr folgte dieser Aufforderung mit großer Geschwindigkeit. Als sie die Treppe erstiegen hatten und oben eintraten, war der Hausmeister zufällig in seinem Zimmer.

„Was soll das? Was will dieser Mensch bei mir?“ rief er, als er den Deutschen erkannte.

„Das ſollſt du Halunke ſogleich erfahren!“ fauchte ihn Richemonte an. „Suchen Sie, Monſieur Müller!“

Müller kniete in der Ecke nieder, die grad über der Uhr des unteren Zimmers lag, ſuchte dann am Boden fort, öffnete das Fenſter und blickte hinaus.

„Haben Sie es?“ fragte der Kapitän, brennend vor Ungeduld.

„Ja. Blicken Sie nur her, um ſich ſelbſt zu überzeugen! Hier in dieſer Ecke tritt der Leitungsdraht ins Zimmer ein und geht unter der Dielenleiſte längs der Wand bis an die Mauer der hintern Schloßfront. Hier iſt ein dünnes Loch durch die Mauer gearbeitet, um den Draht hindurchzulaſſen, der dann am Sims entlang der vordern Hausſeite läuft. Ihn da anzulegen hat viel Arbeit gekoſtet, zumal dieſe in aller Heimlichkeit vorgenommen werden mußte.“

Da konnte ſich der wütende Alte nicht länger halten. Er ſtürzte auf den Hausmeiſter zu, faßte ihn bei der Bruſt und donnerte ihn an:

„Hund, Kerl, wer hat dir das geraten?“

Das kam dem Mann ſo unerwartet, daß er unwillkürlich mit der Antwort herausplatzte:

„Der Direktor, gnädiger Herr!“

„Was hat er dir geboten?“

„Fünftauſend Frank.“

„Und hunderttauſend wollte er haben! Alſo für fünftauſend Frank wollteſt du mich zugrunde richten und alle meine Leute morden! Ins Gefängnis, wohin du gehörſt, du Schuft!“

Der Mann flehte jämmerlich, aber es half ihm nichts. Richemonte klingelte einige Leute herbei, die den Schurken feſſeln und fortſchaffen mußten. Erſt, nachdem dies geſchehn war, wandte der Kapitän ſich wieder an Müller:

„Monſieur, Sie ſind braver und klüger als das ganze

Volk, das ich bisher um mich hatte. Sie sind wie zu unsrer Rettung nach Ortry gekommen. Aber was nun?"

„Begeben wir uns nach unten, gnädiger Herr," erwiderte Müller, „damit wir sehn, wo der Draht in die Erde geht!"

Das taten sie, und Müller fand, daß die Leitung unter einer Dachrinne herabgezogen war und hinter dem Rinnstein in den Boden drang.

„Hier schneiden wir den Draht durch," sagte er, „dann ist die hauptsächlichste Gefahr vorüber. Unter der Erde muß die Leitung noch eine Umhüllung haben; sie ist also stärker, so daß man ihr leicht folgen kann. In der Fabrik werden wir dann sehn, in welche gefährlichen Stoffe sie geleitet wurde."

Fast erschrocken wehrte der Kapitän ab.

„So lange darf ich Sie nicht abhalten, Monsieur. Nun wir den Draht gefunden haben, ist das übrige leicht; dazu habe ich mehr als genug Arbeiter. Sie aber haben sich zunächst Alexander zu widmen."

Müller verstand — der Schloßherr wollte ihn, den Deutschen, nicht ins Getriebe seiner Pläne blicken, am allerwenigsten aber ihn den aufgestapelten Schießvorrat sehn lassen. Er tat, als ob er nichts ahne, und kehrte bescheiden in sein Zimmer zurück.

19. Das Turmgeſpenſt

Müller ſuchte Alexander auf, um mit ihm einen abermaligen Spaziergang zu machen.

„Wiſſen Sie, Monſieur", ſagte der außerordentlich frühreife Junge, „daß man Sie liebhaben muß?"

„Weshalb?"

„Weil man Unglück hat, wenn man Sie haßt. Der Direktor, von dem Sie beleidigt wurden, iſt bereits beſtraft. Er hat ſich erſchoſſen. Ich werde die Leute warnen, Ihr Feind zu ſein. Beſonders werde ich dies Marion ſagen."

„Marion? Wer iſt das?"

„Marion iſt meine Schweſter, meine Halbſchweſter; aber ſie iſt doch ſo gut, als ob ſie meine richtige Schweſter wäre. Ich habe ihr ſehr viel Kummer bereitet; meiſt darum ging ſie fort, denn ich verpetzte ſie immer bei Mama und bei dem Großpapa. Aber als ich geſtern abend ſchlafen ging, habe ich ſehr lebhaft an ſie gedacht, und da iſt mir der Gedanke gekommen, daß ich recht unartig gegen ſie geweſen bin. Ich verſpreche Ihnen, das nie wieder zu tun, Monſieur!"

„Das iſt brav. Aber warum das Verſprechen?"

„Weil ich mit Ihnen ſpazieren geweſen bin. Sie zanken nicht und ſind gütig zu mir. Daher möchte ich recht brav ſein und Ihnen Freude machen."

Müller antwortete nicht, aber er drückte dem Knaben die Hand.

Sie drangen heut viel tiefer in den Forſt ein als geſtern,

tiefer und immer tiefer, bis sie auf ein Wirrsal von Felsen stießen, aus denen ein alter Turm hervorragte.

„Was für eine Ruine ist das?"

„Das ist Alt-Ortry gewesen", erklärte Alexander. „Jetzt ist nur dieser eine Turm noch übrig."

„Wollen wir ihn nicht besteigen?"

„Ich möchte nicht."

„Weshalb?"

Der Knabe blickte ihm treuherzig ins Gesicht.

„Weil ich auch hier nicht folgsam gewesen bin. Großpapa hat mir verboten, diese Ruine zu betreten, und doch habe ich es oft getan. Nun aber möchte ich es unterlassen. Aber wenn wir auch nicht hineingehn werden, das Grab können wir uns doch ansehn."

Er wand sich zwischen den Felsen hindurch, und Müller folgte, bis sie vor einem Hügel standen, der ungepflegt und mit allerlei Waldblumen bewachsen war. Daneben erhob sich ein mächtiger Felsblock, auf dem die einfachen Worte: „Hier ruht Liama" kaum noch zu lesen waren.

„Diese Liama war die Mutter Marions", bemerkte Alexander. „Habe ich Ihnen übrigens schon gesagt, daß Marion heut nach Haus kommt?"

„Noch nicht."

„Ja, sie kommt. Wir hielten sie für tot, mit einem Dampfer untergegangen; aber am frühen Morgen kam ein Telegramm, daß sie am Mittag hier sein wird. Sie bringt eine Freundin mit."

„Wie wird man die Baronesse empfangen?"

„Empfangen?" wiederholte Alexander verwundert. „Nun, die Diener werden ihr aus dem Wagen helfen, und dann geht sie in ihr Zimmer."

„Ohne daß man sich freut, daß sie da ist, und ihr das sagt?"

Alexander sah ihn groß an.

„Ja, freut sie sich denn auf uns?“

„Gewiß sehr! Man müßte ihr nur zeigen, daß man über ihre glückliche Heimkehr froh ist.“

„Das möchte ich ihr gern zeigen; aber wie soll ich es anfangen?“

Es tat Müller weh, daß das Herz dieses begabten Knaben so ganz unbepflanzt geblieben war. Er legte ihm die Hand auf den Kopf und sagte:

„Ich wüßte wohl etwas sehr Schönes. Hat die Baronesse ihre Mutter liebgehabt?“

„O sehr. Sie ist oft zu diesem Grab gegangen.“

„So wollen wir von diesen Blumen pflücken und sie in ihr Zimmer setzen, damit sie, sobald sie eintrifft, einen Gruß von der Mutter erhält.“

Die Augen des Knaben glänzten.

„Ja, das wollen wir tun! Aber niemand darf es wissen, sonst zanken die andern.“

Es war fast Mittag geworden, als sie nach Haus kamen. Auf dem Feld zwischen dem Schloß und der Fabrik bemerkten die Wandrer zahlreiche Arbeiter, die beschäftigt waren, die Leitung aus dem Boden zu nehmen. Die beiden gingen zunächst nach Müllers Stübchen, um die Blumen zu zwei Sträußchen zu ordnen. Dann schrieb Alexander auf ein Papier die Worte:

„Meiner lieben Marion vom Grab ihrer Mutter.

Alexander.“

Und hernach trug er selber die Blumen nebst der Widmung ins Zimmer der Erwarteten, neben dem man eins für die Freundin bestimmt hatte.

Doktor Müller ließ sich das Frühstück auf seine Stube bringen. Er war noch damit beschäftigt, als ein Wagen

zum Tor hereinrollte. Rasch trat er ans Fenster und blickte hinab. Ja, da war sie, die Herrliche. Sein Herz schlug ihm in der Brust. In welche Umgebung kam sie! Würde sie bleiben oder dem kalten Leben wieder entfliehn?

Eben als Nanon ausstieg, trat der Kapitän herzu. Er reichte der Enkelin einfach die Hand und machte ihrer Freundin eine Verbeugung.

„Das Frühstück ist bereit", sagte er. „Kommen die Damen nach dem Speisesaal?"

„In einer Viertelstunde, lieber Großpapa", entgegnete Marion. „Wir müssen doch erst den Reisestaub entfernen."

„Gut, so warten wir!"

Damit ging er davon.

Das war der ganze Empfang nach einer zweijährigen Abwesenheit. Eine tiefe Bitterkeit wollte in Marions Herzen emporsteigen, aber sie zwang diese tapfer hinab. Auch Nanon hatte ein andres Willkommen erwartet, doch liebte sie die Freundin viel zu sehr, als daß sie es sich hätte merken lassen mögen.

Eine Dienerin führte beide ins Schloß. Sie begaben sich zunächst nach Marions Stube. Dort war noch alles so, wie sie es vor Jahren verlassen hatte. Aber da, da standen zwei Sträuße mit einfachen Waldblumen, und zwischen den beiden Vasen lag ein Zettel.

„Meiner lieben Marion vom Grab ihrer Mutter. Alexander!" las die Baronesse, und sofort füllten ihre Augen sich mit Tränen. „Von meiner lieben, lieben Mama!" rief sie. „Und Alexander hat sie gepflückt, der garstige Alexander, dessentwegen ich aus Ortry geflohn bin. Oh, wie lieb will ich ihn dafür haben!"

Sie barg das tränenüberströmte Antlitz in den einfachen Blumen, und Nanon trat ins Nebenzimmer, um ihre Freundin mit ihren Empfindungen allein zu lassen.

Beide hatten nicht bemerkt, daß der Eingang offengeblieben war. Dort ſtand Alexander und hörte die Worte der Stiefſchweſter. Wie ſchön war ſie! Faſt kannte er ſie nicht mehr. Er fühlte eine Art geſchwiſterliche Ehrfurcht in ſeinem Herzen aufſteigen; dennoch aber ſchlich er leiſe näher und legte die Arme um ſie.

„Marion!“

Sie drehte ſich zu ihm herum.

„Alexander!“

Sie breitete die Arme aus, und dann lagen die Geſchwiſter zum erſtenmal einander am Herzen. Dieſer Augenblick hatte für Alexanders Gemütsleben eine unendliche Bedeutung. Indem Müller ihm den Rat gab, die Blumen zu pflücken, hatte er mehr für ihn getan, als wenn er ihm tauſend Reden gehalten hätte. Marion küßte den Bruder zärtlich.

„Wie freudig haſt du mich überraſcht, mein guter Alexander!“

„Monſieur Müller riet mir, dir den Gruß von deiner Mutter zu bringen.“

„Monſieur Müller? Wer iſt das?“ fragte ſie.

„Mein neuer Lehrer, ein Deutſcher.“

„Ein Deutſcher? Oh, das glaube ich! Die Deutſchen haben ein Herz; ſie wiſſen, daß die Liebe das herrlichſte Gut der Erde iſt.“

„Ohne ihn hätte ich nicht an die Blumen gedacht. Dieſe Freude haben wir ihm zu danken, liebe Marion. Er iſt auch der Anlaß, daß ich dich von jetzt an recht liebhaben werde. Doch komm zum Frühſtück; Mama wird ſonſt böſe!“

Ein Schatten flog über Marions ſchönes Geſicht.

„Ich könnte auch böſe ſein darüber, daß ſie mir nicht einmal Willkommen ſagt. Aber da ſie unſre Mama iſt, will ich nicht klagen.“

Die beiden Freundinnen begaben ſich nach dem Speiſeſaal.

Dort befand ſich der Kapitän mit der Baronin allein. Beide erhoben ſich. Das Auge der Baronin fiel auf ihre Stieftochter, und ſofort wurde ihr Geſicht blaß. Vor zwei Jahren war Marion faſt noch Knoſpe geweſen, jetzt aber hatte ſie ſich zur vollen Roſe entwickelt. Die Baronin erkannte, daß ſie ſich mit ihr nicht meſſen könne. Der bereits früher gefühlte Haß bohrte ſich in dieſem Augenblick tief in ihr Herz. Dennoch aber trat ſie ihr entgegen, um ſie zu umarmen; doch dieſe Umarmung hatte ganz das Weſen eines Frondienſtes, den man ſo ſchnell wie möglich zu erledigen ſucht.

Auch Nanon wurde von der Herrin des Hauſes begrüßt; dann begann man wortlos zuzulangen, bis der Kapitän denn doch die Peinlichkeit dieſer Stille fühlte und ſeinem ſchweigſamen Weſen Gewalt antat, indem er fragte:

„Haſt du gehört, Marion, daß ein Moſeldampfer untergegangen iſt?“

„Ja,“ antwortete ſie, indem ſie ihn groß und ernſt anblickte. „Ich glaube, dir geſchrieben zu haben, daß ich dieſes Schiff benutzen würde. Ich erwartete eine Frage von dir.“

„Warum? Ich ſehe ja, daß du mit einem andern Schiff eingetroffen biſt.“

„Woher weißt du das, Großpapa?“

„Ich ſehe es daraus, daß du überhaupt angekommen biſt. Wärſt du unglücklicherweiſe mit jenem Dampfer gefahren, ſo lebteſt du wohl nicht mehr.“

„Wir ſind beide mit ihm gefahren. Wir wurden von zwei mutigen Männern gerettet.“

Das erregte nun doch die Neugier des Alten und der Baronin.

„Wirklich? — Dann erzähle, Marion!“

„Ja, erzähle!“ bat auch ihre Stiefmutter. Und mit gut gespielter Teilnahme fügte sie hinzu: „Mein Gott, wenn du ertrunken wärst! Welch ein Schreck, welch ein Herzeleid!“

Alexander sprang auf. Er fühlte wahrer als seine Mutter; er schlang seinen Arm um Marions Hals.

„Hätte ich das gewußt, so wäre ich herbeigeeilt, um mit dir vom Schiff bis ans Ufer zu schwimmen!“

Sie liebkoste ihn und erzählte den Unfall in kurzen, aber ergreifenden Worten. Als sie geendet hatte, rief Alexander:

„Das waren zwei so mutige Männer wie mein neuer Hauslehrer, der mich vom Abgrund weggerissen hat. Ich möchte sie wohl kennen lernen.“

„Der eine, der Nanon rettete, ist der Kräutersucher des Doktors Bertrand aus Thionville. Der andre war ein deutscher Gelehrter. Er ging leider fort, bevor ich mich bei ihm bedanken konnte.“

Während des weitern Verlaufs des Frühstücks wurden die letzten Erlebnisse auf Schloß Ortry erwähnt, und dabei wurde Müller öfters genannt. Marion horchte verwundert auf, sagte aber nichts. Man saß noch bei der Tafel, als sich im Hof Pferdegetrappel vernehmen ließ. Der Kapitän trat ans Fenster und rief, sobald er einen Blick hinabgeworfen hatte:

„Besuch! Endlich ist er da!“

„Wer?“ fragte die Baronin.

„Oberst Graf Rallion.“

„Ah, dem muß man entgegengehn!“

Sie erhob sich in ungewöhnlicher Eile von ihrem Platz und verließ an der Seite des Alten den Speisesaal. Die beiden andern Damen mußten der Höflichkeit wegen folgen, doch taten sie es langsam. Auch Alexander schien sich nicht zu überstürzen.

„Er konnte bleiben, wo er war“, sagte er. „Ich kann diesen Rallion nicht leiden!“

Marion warf einen zufriednen Blick auf ihn. Hatte er ihr vielleicht aus dem Herzen gesprochen?

Als sie den Schloßhof erreichten, wurde der Graf soeben vom Kapitän und der Baronin mit größter Zuvorkommenheit begrüßt. Nun trat er zu den beiden Freundinnen und küßte ihnen die Hand.

„Verzeihung, daß ich gleich den ersten Tag Ihrer Anwesenheit auf Ortry benutze, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen! Es gibt liebe Pflichten, deren Erfüllung man keine Sekunde lang aufschieben möchte."

Marion verneigte sich stumm, er wendete sich aber sogleich zu den andern und ließ eine Menge Artigkeiten vom Stapel, während deren man die Treppe hinaufstieg. In diesem Augenblick kam Müller herab. Er blieb höflich stehn, um die Herrschaften vorüberzulassen. Marion sah ihn und erstaunte freudig. Auch Rallion erblickte ihn. Seine Überraschung war so außerordentlich, daß er ausrief:

„Sacré bleu, da ist ja gar der deutsche Tölpel! Was tut denn der hier?"

Alle erschraken und blickten auf den Beleidigten, was er tun werde. Dieser jedoch sah den Grafen gar nicht an; er machte den beiden jungen Damen eine Verbeugung und schritt vorüber.

Das Gesicht Marions war wie mit Blut übergossen. Schämte sie sich der Roheit des Grafen oder der Feigheit Müllers? Wer hätte dies wohl sagen können? Der Kapitän zuckte verwundert die Achseln. Er konnte nicht begreifen, daß ein so kraftvoller Mann wie Müller sich eine solche Beschämung gefallen ließ. Als man den Saal erreicht hatte, fragte der Oberst nochmals:

„Aber, lieber Kapitän, was tut denn dieser Deutsche bei Ihnen?"

„Er ist der Erzieher Alexanders", antwortete Richemonte.

„Fi donc! Da wird unſer Alexander ſehr viel lernen! Dieſer Mann verſteht weiter nichts, als Billardtücher zu zerſtoßen!“

Alexander ballte die kleinen Fäuſte und ſchaute den Sprecher herausfordernd an, indem er mit lauter Stimme erklärte:

„Wiſſen Sie, daß dies ſehr unhöflich von Ihnen iſt? Wenn Herr Müller nur wollte, ſo würde er Ihnen beweiſen, daß er mehr verſteht, als Sie glauben. Er iſt mein Lehrer, und ich erkläre, daß er auch mein Freund iſt. Ich werde nicht dulden, daß man ihn beleidigt.“

Der Oberſt blickte den Jungen mit höchſtem Erſtaunen an. Bald aber ſpielte ein ſpöttiſches Lächeln um ſeine Lippen.

„Dein Freund? Ah, ich beneide ihn um einen ſo mächtigen Schutz, lieber Alexander!“

„Er braucht meinen Schutz nicht,“ ſagte der Knabe, „doch ich werde keineswegs dulden, daß in einem unfreundlichen Ton von ihm geſprochen wird. Er hat mir das Leben gerettet; ich muß ihm dankbar ſein!“

Marion warf einen Blick auf den Bruder, worin ſich Erſtaunen mit wohlwollender Anerkennung paarte. Im Geſicht ſeiner Mutter prägte ſich der deutlichſte Stolz aus, und ſogar Kapitän Richemonte zog ſeine Schnurrbartſpitzen in einer Weiſe durch die Finger, in der ſich eine Art Beifall zu erkennen gab. Der Oberſt bemerkte dies; er ſchien ſich darüber zu ärgern, denn er ſagte unter höhniſchem Lächeln:

„Das Leben gerettet? Hm, das iſt etwas andres. Dieſer Menſch ſcheint vom Zufall beſtimmt zu ſein, aller Welt das Leben zu retten. Man möchte ihn beneiden!“

Da ſagte Marion in einem Ton, dem ein leichter Nachdruck anzuhören war:

„Ich möchte da keineswegs von Zufall sprechen. Er besitzt Mut und Entschlossenheit, zwei Eigenschaften, die andern allerdings oft abgehn. Kein Wunder, daß diese andern dann zur Lebensrettung nicht bestimmt erscheinen.“ Und nach diesen Worten, die eine leise Röte der Scham ins Gesicht des Obersten brachten, fuhr sie, zum Kapitän gewendet, fort: „Dieser Monsieur Müller ist auch mein Retter!“

„Was?“ staunte Richemonte.

Das war jedoch auch das einzige Wort, das er sagte. Seine Enkelin hatte sich in Todesgefahr befunden und war gerettet worden; ihr Retter war der neue Lehrer. Das wußte man nun. Was war da ein großes Aufhebens nötig? Der Kapitän hatte seit gestern so viel sprechen müssen, daß es ihm heut nicht einfallen konnte, über diese Angelegenheit viele Worte zu verlieren. Die Baronin jedoch fühlte gar wohl die Verpflichtung, als Dame des Hauses wenigstens eine Bemerkung zu machen.

„Welch ein Zufall! Man ist ihm wirklich zu Dank verpflichtet!“

Alexander ergriff die Hand der Schwester.

„Auch du verdankst ihm dein Leben, meine liebe Marion? Oh, nun muß ich ihn doppelt liebhaben. Ich werde ihm nachgehn, um ihm dies mitzuteilen.“

Er sprang auf und verließ den Saal, ohne sich von den andern halten zu lassen.

Es gelang ihm freilich nicht mehr, Müller zu Gesicht zu bekommen, denn dieser hatte das Schloß verlassen und schritt durch den Park dem Wald zu. Es trieb ihn aus verschiednen Gründen hinaus. Er war jetzt noch Herr seiner Zeit; der Unterricht hatte noch nicht begonnen, und durch die Ankunft des Obersten waren die Schloßbewohner jedenfalls so in Anspruch genommen, daß seine Abwesenheit nicht mißfällig bemerkt werden konnte.

Er hatte Marion wiedergesehn, zwar nur auf einen Augenblick, aber dieser Augenblick hatte doch sein Herz erregt, daß er die Einsamkeit suchte, um den Gedanken an die Geliebte nachhängen zu können. Die Beleidigung, die ihm von dem Obersten widerfahren war, hatte ihn wenig berührt. Er wußte, daß die Zeit kommen werde, in der er mit diesem Mann abrechnen konnte.

So strich er langsam durch den Wald, wobei er wenig auf seine Umgebung achtete.

Da hörte er plötzlich eine bekannte Stimme neben sich.

„Ah, Herr Doktor! Grüß Gott!"

Er blickte auf. Vor ihm auf dem schmalen Waldpfad stand sein Diener Fritz, der ihn mit vergnügtem Lächeln betrachtete.

„Ah, Fritz du?" rief er. „Wie kommst du hierher? So weit!"

„Der Herr Doktor haben wohl vergessen, daß ich jetzt ein wohlbestallter Kräutersammler bin! Wir sind heut in Thionville angekommen, und da war Doktor Bertrand so vernünftig, mich sofort auf die Suche zu schicken."

„Du triffst mich zufällig?"

„Ja; gradso, wie Sie mich", lachte Fritz. „Sie kommen daher, die Augen am Boden, wie einer, der Kräuter sammelt; und ich kam herbei, die Augen am Boden, wie einer, dem eine gewisse Marion nicht aus dem Sinn will. Auf diese Weise kann man sich ja nur zufällig treffen."

Der treue Diener wußte genau, daß er sich seinem Herrn gegenüber einen kleinen Scherz erlauben durfte. Und wirklich tat Müller nicht im geringsten so, als ob er diese Worte mißfällig aufnehmen möchte. Vielmehr überflog er die Gestalt Fritzens mit einem lustigen Blick und sagte:

„Also wirklich bereits Kräutermann! Hast du Anlagen dazu?"

„Sehr, Herr Doktor!“ Fritz nahm den Sack, den er auf der Achsel trug, herab, öffnete ihn und ließ Müller hineinblicken. „Da, gucken Sie! Dieser Sack ist bereits zur Hälfte voll. Moos, Tannenzapfen, Farnkraut, Eichenlaub, Gras und Kohlrübenblätter. Das macht den Sack rasch voll. Was der Apotheker damit anfangen wird, das ist mir gleich. Doktor Bertrand meinte, ich sei vollständig Herr meiner Zeit, doch wenn es paßte, so sollte ich ihm Ehrenpreis und Pfefferminz mitbringen; Véronique und Menthe poivrée nennen sie es hier in Frankreich; da ich aber weder Pfefferminz noch Ehrenpreis kenne, so habe ich einstweilen Tannenzapfen und Kohlrübenblätter genommen. Es wird niemand das Zeug brauchen, und darum stirbt auch niemand daran.“

Er band den Sack zu und warf ihn wieder über die Schulter.

„Da hast du einen sehr nachsichtigen Herrn. Es kann ein Glück für uns sein, daß wir diesen Doktor Bertrand getroffen haben, obgleich es nicht mein Wunsch ist, meine Absichten von irgend jemand durchschauen zu lassen.“

„Oh, Bertrand ist sicher; er verdient Vertrauen“, behauptete Fritz. „Ich kenne ihn erst seit kurzer Zeit, aber ich weiß bereits, daß er diese Franzosen haßt. Er muß irgendeinen besondern Grund haben, ihnen nicht gewogen zu sein. Er errät freilich die Absicht, die uns hierhergeführt hat, aber ich möchte meinen Kopf zum Pfand geben, daß er uns förderlich, niemals aber hinderlich sein wird. Übrigens ist es gut, daß ich Sie treffe. Ich habe ja meine Anweisungen erst von Ihnen zu erwarten.“

„Ich kann sie dir jetzt nur im allgemeinen geben.“ Der Doktor trat in die angrenzenden Sträucher, um sich zu überzeugen, daß kein Lauscher vorhanden sei, kam dann zu Fritz zurück und fuhr fort: „Napoleon plant im stillen einen Krieg gegen uns; er betreibt seine Anstalten sehr geheim, denn er beabsichtigt, uns zu überrumpeln, so daß seine Heere

innerhalb einer Woche in Berlin sein können. Er glaubt, daß der Preußenhaß die Südstaaten abhalten werde, uns zu unterstützen, und wagt es, grad hier an der Grenze riesige Vorbereitungen zu treffen, die es ihm ermöglichen sollen, mit ungewohnter Wucht sich auf uns zu werfen. Diese Vorbereitungen müssen wir erforschen, um unsre Gegenzüge tun zu können. Einer der Sammelpunkte dieser geheimnisvollen Tätigkeit ist Ortry. Ich befinde mich hier, um zu beobachten, und du sollst mich unterstützen. Das ist alles, was ich dir mitzuteilen habe."

„Und das ist genug", nickte Fritz, während über sein kluges Gesicht ein Zug heller Freude ging. „Ich bin ein Findelkind und ein einfacher Barbiergehilfe, aber ich will doch einmal sehn, ob ich nicht Augen habe, diesen klugen Großsprechern hinter die Karten zu gucken. Zeit genug habe ich ja dazu! Und ein Glück ist es, daß man mich nicht für einen Deutschen halten wird."

„Wieso?"

„Nun, Doktor Bertrand hat mich als einen Schweizer aus Genf angemeldet. Sie wissen ja, daß ich ein Jahr dort in Stellung war und mir so viel Französisch angeeignet habe, um für einen Genfer gelten zu können. Wie aber soll ich Ihnen mitteilen, was ich erfahre? Wo werde ich Sie treffen?"

„Du kannst mir schreiben, natürlich unter der Anschrift des Doktor Andreas Müller. Wichtiges aber machen wir nur mündlich ab. Ich bewohne das oberste Zimmer des südwestlichen Eckturms des Schlosses. Von dort aus kann ich die große Linde, die an der Straße von Diedenhofen steht, deutlich erkennen. Leg dich darunter, wenn du mir etwas zu sagen hast. Man wird denken, du wolltest dich ausruhn, und ich werde dich durch mein Fernrohr genau sehn. Du blickst durch das deinige nach meinem Fenster, und sobald

ich dir mit einem weißen Tuch das Zeichen gegeben haben werde, daß ich dich bemerkt habe, gehst du hierher, wo wir uns jetzt befinden; wir treffen uns hier. Das kann natürlich nur am Tag sein."

„Aber abends?" fragte Fritz.

„Kannst du mich in meiner Wohnung aufsuchen."

„Man wird mich entdecken."

„Nein. Du wartest, bis alles schläft, und versicherst dich genau, daß du nicht beobachtet wirst. Dann steigst du am Blitzableiter der Mittelfront empor, kriechst über das Dach und klopfst leise an mein Fenster. Der Blitzableiter ist sehr fest, er hat auch mich getragen."

„Sehr bequem; ich werde mir gleich morgen die Gelegenheit einmal anschaun."

„Schließlich muß ich dich auf den alten Turm aufmerksam machen, der hier im Wald liegt —"

„Den kenne ich noch nicht."

„Ich werde dir ihn jetzt zeigen. Man sagt nämlich, daß es dort umgehe; ich aber glaube, daß diese Geister von Fleisch und Blut sind. Ich kann des Nachts nur schwer das Schloß verlassen und möchte doch grad zu dieser Zeit den Turm beobachten —"

„Gut, Herr Doktor, das werde ich also übernehmen", meinte Fritz.

„Aber die Geister!" lächelte Müller.

„Oh, ich habe einen Revolver, mit dem man Geister bannen kann! Letzten Endes tut es ein guter Prügel oder Knüppel wohl auch!"

„Jedenfalls! Doch wünsche ich nicht, daß du dich in Gefahr begibst. Unsre Beobachtungen müssen sehr geheim geschehn; es wäre mir also lieb, wenn die Geister dich gar nicht bemerkten."

„Ganz wie Sie befehlen, Herr Doktor! Übrigens ist es

möglich, daß wir uns doch einmal in Gegenwart andrer treffen und wohl gar sprechen müssen. Wie habe ich mich da zu verhalten?"

„Wir kennen uns nicht und reden nur Französisch miteinander. Höchstens erinnern wir uns, einander während des Schiffbruchs gesehn zu haben. Jetzt aber komm, ich muß dir den Turm zeigen! Doch wollen wir uns beeilen, denn im Westen scheint sich ein Unwetter zusammenzubrauen."

Sie gingen weiter, grad durch den Wald, und gelangten an das Felsengewirr, in dessen Mitte sich die Ruine des Turms befand. Sie war von keinem bedeutenden Durchmesser und erhob sich zu einer Höhe von ungefähr fünfzehn Metern. Was über diese hinausgereicht hatte, war eingestürzt. Die Tür war eng und niedrig. Das runde Gemäuer zeigte unten einige schmale, schießschartenähnliche Fensteröffnungen. Oben aber ragten noch einige mächtige Pfeiler in die Luft zum sichersten Beweis, daß sich dort Gemächer mit großen Aussichtsfenstern befunden hatten. Diese Pfeiler standen ganz ohne Stütze auf der Ruinenkante, nur durch ihre eigne Schwere gehalten.

Die beiden Männer traten ein und bemerkten, daß eine Treppe zur Höhe führte. Sie war schwer zu ersteigen, denn die Stufen lagen voller Geröll, das von oben herabgestürzt war. Dennoch arbeiteten sich beide empor. Oben fanden sie nicht das mindeste, was ihnen die aufgewandte Mühe hätte lohnen können, und es zeigte sich auch keine Spur, daß dieser Ort in letzter Zeit von einem menschlichen Fuß betreten worden sei.

Sie stiegen wieder herab und untersuchten die Umgebung des Turms. Auch hier lag Schutt in solcher Menge, daß es eine ungeheure Arbeit gewesen wäre, ihn wegzuräumen, um zu untersuchen, ob vielleicht eine weitere Treppe nach einem Keller führe. Dann verließen sie den einsamen Ort und

schritten quer durch den Wald in entgegengesetzter Richtung des Schlosses.

„Die Gespenster haben sich keinen sehr bequemen Ort zur Wohnung erwählt", meinte Fritz. „Wenn ich einmal nach meinem Tod spuken muß, so tue ich es sicher nicht, ohne wenigstens ein Sofa und eine lange Pfeife mitzunehmen. Ich bedaure sie."

„So bedaure dich mit ihnen!" antwortete Müller.

„Warum?"

„Weil dieser Turm für einige Zeit dein Wachraum sein wird. Auf Wohnlichkeit und Vornehmheit wirst du verzichten müssen."

„Ich nehme an, es geschieht im Dienst, und da darf man nicht wählerisch sein. Übrigens werde ich mich sehr hüten, mich im Turm selbst einzunisten. Hier gibt es nichts. Wenn es wirklich nicht geheuer ist, so schweben die Geister von außen herein, und daher werde ich mir da draußen ein Plätzchen suchen, von wo aus ich den Eingang gut bewachen kann. Zudem sind es die ersten Gespenster, die ich zu sehn bekomme. Ich kann sagen, daß ich mich herzlich auf sie freue."

Sie schieden. In nicht allzu großer Ferne lagen die Häuser eines Dorfs, nach dem Fritz seine Schritte lenkte. Müller aber schlug die Richtung ein, aus der sie gekommen waren, da der Turm in fast grader Linie nach dem Schloß lag und ihm einen geeigneten Schutz vor dem Gewitter bot.

Der Sturm begann die Bäume zu fassen. Die Wipfel rauschten und knarrten unter seinem gewaltigen Druck. Ein helles, scharfes Heulen pfiff schneidend durch die Luft; es lagerte sich ringsum eine dichte Dunkelheit, die nur vom Leuchten des Blitzes erhellt wurde. Ein fürchterlicher Donner machte die Erde erzittern, und dann war es, als habe dieser Schlag alle Wolken geöffnet.

Glücklicherweise war Müller bereits in der Nähe des Turms angekommen. Er eilte zwischen den Felsen hindurch, trat ein und — wäre beinah erschrocken zurückgewichen, denn vor ihm stand, von einem soeben niederfahrenden Blitz hell erleuchtet — Baronesse Marion.

„Entschuldigung, gnädiges Fräulein!“ sagte er. „Ich wußte nicht, daß sich jemand hier befindet.“

Sie konnten einander nicht sehn. Das Dunkel des Wetters war hier im Gemäuer doppelt stark.

„Und auch ich glaubte allein zu sein. Übrigens haben Sie sich nicht zu entschuldigen. Der Wald steht einem jeden offen.“

„Auch diese Ruine, Mademoiselle?“

„Gewiß! Warum sollen Sie nicht Schutz hier suchen dürfen, gradso wie ich? Sind Sie naß geworden?“

„Nicht erwähnenswert.“

„Auch ich bin trocken geblieben; der Turm war ja ganz in der Nähe.“

Er ahnte, daß sie an dem Grab gewesen sei. Wie lieb mußte sie ihre Mutter gehabt haben! Die erste Stunde nach der Rückkehr galt der Ruhestätte der Toten.

„Sie waren allein im Wald?“ fragte er.

„Ja“, erwiderte sie. „Aber der Regen wird wohl andauern; es ist wohl das beste, es uns so bequem wie möglich zu machen.“

Sein Auge hatte sich jetzt an die Dunkelheit gewöhnt, und so bemerkte er, daß sie das Tuch, das sie um ihre Schultern trug, abnahm und auf eine Treppenstufe legte, um sich daraufzusetzen. Er blieb in ihrer Nähe stehn, indem er sich an die Mauer lehnte.

Draußen blitzte, donnerte und regnete es fort. Die beiden Menschen im Innern des alten, verrufnen Turms beobachteten ein tiefes Schweigen, bis Marion es endlich unterbrach:

„Es scheint, daß wir bestimmt sind, uns nur immer bei Sturm und Wetter zu begegnen. Das jetzige Gewitter ist immerhin nicht ganz so fürchterlich wie jenes, das uns auf der Mosel traf."

Was sollte er antworten? Er schwieg. Auch sie zögerte fortzufahren, und erst nach einer längern Pause fragte sie:

„Warum verschwanden Sie so schnell vom Meierhof?"

„Da ich Sie unter sicherm Schutz wußte, hatte ich keinen Grund zu bleiben", entgegnete er.

Seine Worte hatten einen eigentümlichen Klang, aus dem deutlich die Absicht einer Beziehung zu hören war, die sie nicht sogleich zu erraten vermochte.

„Ich fand damals nicht Gelegenheit, Ihnen Dank zu sagen. Erlauben Sie, daß ich dies jetzt nachhole, Herr Doktor!"

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen; er legte die seine um ihre zarten Finger und fühlte einen kräftigen Druck.

„Ich erkundigte mich natürlich nach Ihnen, konnte aber leider nichts erfahren außer Ihrem Namen. Zwar schien es mir, als seien Sie dem Doktor Bertrand nicht ganz fremd, doch war dieser sehr wortkarg. Um so mehr war ich heut verwundert, Sie als Erzieher meines Bruders auf Schloß Ortry zu sehen. Überdies waren wir uns schon vorher begegnet, am Abend im Flur des Trarbacher Gasthauses. Erinnern Sie sich?"

„Ja."

„Wer konnte damals ahnen, daß Sie mich unterwegs aus Todesgefahr retten würden! Aber warum ließen Sie mich alsdann nicht wissen, daß wir uns wiedersehn würden?"

„Es gab keine Gelegenheit", versuchte er sich zu entschuldigen.

„Das mag sein", antwortete sie mit heller Stimme. „Um so mehr freut es mich, Sie bei uns zu wissen. Ich kann

heut noch nicht fragen, ob es Ihnen bei uns gefällt, denn Sie sind zu kurze Zeit hier; aber ich bitte Sie dringend, Kleinigkeiten zu überwinden, um der Liebe willen, die Sie sich bei Alexander bereits erworben haben. Er hat mir mit wirklicher Begeisterung von Ihnen erzählt, und mein Großvater lobte Sie wegen Ihres mannhaften Verhaltens bei der Rettung meines Bruders. Daher wundert es mich doppelt, daß — daß —"

Sie hielt inne, und deshalb drängte Müller nach einem Weilchen:

„Bitte, fahren Sie fort, gnädiges Fräulein!"

Sie beendete ihren Satz ausweichend:

„Es wundert mich, daß Ihnen eine Fertigkeit fremd ist, die fast jeder Mann besitzt."

„Welche?"

„Diejenige des Billardspiels. Oberst Rallion erzählte nach Tisch eine Begebenheit, die dies zu beweisen scheint. Übrigens", fuhr sie mit erhobner Stimme fort, „sagen Sie mir doch einmal aufrichtig, warum Sie die Beleidigung dieses Herrn so ruhig hinnahmen!"

Wäre es lichter gewesen, so hätte sie sehn können, daß ein eigentümliches Wetterleuchten über sein Gesicht ging.

„Darf ich bitten, mir die Antwort zu erlassen?"

„Wieso?" fragte sie rasch. „Fürchten Sie sich vor ihm?"

Er schwieg. Sie sah, daß er langsam unter die Tür des Turms trat, obgleich der Sturm die schweren Regentropfen hereintrieb, und erkannte, daß er eine innerliche Empfindung unterdrücken mußte, bevor er ihr antwortete. So blieb er lange stehn. Der Donner rollte fort; der Orkan heulte; Müller wurde vollständig durchnäßt und schien es doch nicht zu bemerken. Da wurde ihr ängstlich zumut; sie erhob sich und berührte seinen Arm.

„Warum sprechen Sie nicht?"

Jetzt endlich drehte er sich um; Marion fühlte, daß er ihre Hand von seinem Arm gleiten ließ.

„Weil in Ihren Worten eine größere Beleidigung lag, als in denen des Obersten. Aber, pah, ich bin ja nur ein einfacher Hauslehrer, der sein Gehalt bezieht!"

„Sie irren, Herr Doktor. Ich wollte Sie nicht beleidigen", erklärte sie hastig. „Sie sind mein Retter und auch der Retter meines Bruders; wie sollte ich Sie kränken wollen! Denn wir stehn uns nicht gleichwertig gegenüber: nur der Zufall ließ mich von Adel sein; Sie aber haben Ihre Kenntnisse und Erfahrungen Ihrem Fleiß zu verdanken. Der Bruder soll von Ihnen lernen; sagen Sie selber, ob das Ihren Wert für uns vermindern oder vergrößern muß!"

Sie hatte im dringlichsten Ton gesprochen; Müller mußte fühlen, daß ihr daran lag, von ihm nicht falsch beurteilt zu werden. Das erfüllte ihn mit Freude. Sie fügte hinzu:

„Ich hatte keinen Grund zu meiner Frage als den, Ihnen anzudeuten, daß ich mich gefreut hätte, Sie auch dem Obersten gegenüber als Mann zu sehn, als den ich Sie kennenlernte. Als ich mich in Gefahr befand, war er nur auf seine eigne Rettung bedacht. Als er den kleinlichen Mut hatte, Sie zu beleidigen, gingen Sie schweigsam fort. Mußte mir das nicht auffallen?"

„Ich hätte ihm nur mit der Waffe, nicht aber mit Worten antworten können!"

„Nun, weshalb taten Sie das nicht?"

„Weil es für meinen Gegner keine Kleinigkeit ist, sich mit mir zu schlagen."

Er sprach diese Worte in aller Ruhe und Bescheidenheit, und sie empfand sie auch durchaus nicht als Eigenlob.

„Das ist zwar gut für Sie, darf Sie aber nicht bestimmen, sich ungestraft beleidigen zu lassen."

Da trat er näher an sie heran und fragte in einem Ton, der tief und eindringlich klang:

„So wünschen Sie, daß ich Ihnen den Bräutigam töte?“

Sie wich hastig einen Schritt zurück.

„Sie haben nur meinetwegen von einer Bestrafung des Obersten abgesehn?“

„Allerdings!“

„Das war gar nicht nötig. Wer hat Ihnen gesagt, daß er mein Bräutigam ist?“

„Er selber hat sich dessen öffentlich gerühmt.“

„Ah, so erkläre ich Ihnen, daß mir dieser Mann widerwärtig ist, und daß Sie ihn in Rücksicht auf mich nicht zu schonen brauchen. Großpapa wünscht unsre Verbindung; ich aber werde meine Hand niemals einem Mann reichen, den ich weder lieben noch achten kann!“

Marion hielt inne, und Müller fühlte, daß sie die Wahrheit gesprochen.

Nur wenige Sekunden dauerte das Schweigen, dann nahm Müller das unterbrochne Gespräch wieder auf.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Mademoiselle!“ sagte er, während sein ganzes Innere frohlockte. „Als Mann von Ehre hatte ich den Oberst zu fordern, aber er ist der Gast des Hauses, dessen Angestellter ich gegenwärtig bin.“

„Das tut nichts“, sagte sie in sehr bestimmtem Ton. „Kennen Sie Großpapa genauer?“

„Das ist noch nicht gut möglich!“

„Nun, so will ich Ihnen sagen, daß er selber ein leidenschaftlicher Fechter und Schütze ist. Sein größtes Vergnügen ist, einem Kampf zuzuschaun. Hätten Sie den Oberst gefordert, so hätte Großpapa Ihnen dies nicht im mindesten übelgenommen. Ich bin im Gegenteil überzeugt, daß er Ihnen von Herzen gern zur Seite ge— o, mein Gott!“

Dieſer Ruf, mit dem ſie ihre Rede unterbrach, galt einem Blitz, der mit Tageshelle die Szene erleuchtete, und einem Donnerſchlag, unter deſſen Erſchütterung das alte Gemäuer des Turms einzuſtürzen drohte. Im Schein des Blitzes hatten die beiden das ganze vor dem Turm liegende Felſengewirr zu überblicken vermocht, und da hatten ſie eine hohe, weiße Geſtalt geſehn, die zwiſchen den Felstrümmern daher und grad auf den Turm zugeſchritten kam. Selbſt noch als das blendende Licht des Blitzes verzuckt war, ſah man das lange, weiße Gewand immer näher ſchweben, nicht eilig, wie um dem Regen zu entrinnen, ſondern langſam, als ſei dieſe Geſtalt ein überirdiſches Weſen, dem die Naturgewalten der Erde nichts anzuhaben vermögen.

Marion hatte, ſeit ſie von der Treppenſtufe aufgeſtanden war, dieſen Platz noch nicht wieder eingenommen. Sie trat hart an Müller heran und hauchte:

„Liama, der Geiſt meiner Mutter!"

Und je näher die Geſtalt kam, deſto ängſtlicher ſchmiegte ſich das Mädchen in die Ecke hinter der Turmtreppe und an den Deutſchen, der dem vermeintlichen Geiſt mit eigentümlichen Gefühlen entgegenblickte.

Die Erſcheinung kam aus der Gegend her, wo das Grab lag. Müller hegte keinen Geſpenſterglauben, doch konnte er ein gewiſſes Grauen nicht ganz unterdrücken, als das fremdartige Weſen unter Blitz und Donner zwiſchen den Felſen daherglitt. Marion hatte ſich während des Schiffbruchs unerſchrocken gezeigt; jetzt aber ſchmiegte ſie ſich feſter an Müller, ſo feſt, daß dieſer unwillkürlich den Arm um ſie legte. Und als die Geſtalt den Eingang erreicht hatte, hob das Mädchen ſogar den Arm und ſchlang ihn um den Doktor, daß dieſer ihr Beben deutlich fühlte.

Unter der Tür wandte ſich die Erſcheinung um, ſo daß ſie

nach dem Wald zu ſtand, erhob beide Arme und rief mit einer tiefen, klangvollen Stimme:

„Allah il Allah! Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Lob und Preis dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrſcht am Tag des Gerichts! Dir wollen wir dienen, und zu dir wollen wir flehn, auf daß du uns führſt den rechten Weg, den Weg derer, die deiner Gnade ſich freuen, und nicht den Weg derer, über die du zürnſt, und nicht den Weg der Irrenden!"

Sie ließ die Arme ſinken, trat etwas weiter zurück und betete weiter:

„Allah iſts, der den Blitz erzeugt und die Welten mit Regen ſchwängert. Der Donner verkündet ſein Lob, und die Engel preiſen ihn mit Entſetzen. Er ſendet ſeine Blitze und zerſchmettert, wen er will. Allah il Allah, akbar Allah!"

Jetzt ſchritt ſie zur Treppe und ſtieg dieſe hinauf, ohne die beiden zu bemerken, die ſeitwärts hinter den Stufen ſtanden. Und als ob ihre Worte Wunderkräfte beſäßen, zuckte noch ein letzter Blitz auf, ein fürchterlicher Donnerſchlag erſcholl, und dann ward es ſtill. Der Regen goß noch eine Minute lang hernieder, wurde dann dünner und hörte raſch gänzlich auf. Die Helligkeit des Tags trat wieder ein, aber die fremdartige Erſcheinung war im obern Teil des Turms verſchwunden.

Müller ſtand eng verſchlungen mit Marion noch auf derſelben Stelle. Es war ihm, als müſſe er ſie ſo feſthalten für alle Ewigkeit. Er blickte ihr ins bleiche Angeſicht. Sie hatte die Augen geſchloſſen und regte ſich nicht.

„Marion!" flüſterte er leiſe, ſich zu ihr niederbeugend.

Dieſes Wort erweckte ſie; es war ein unvorſichtiges Wort geweſen. Wie durfte der Hauslehrer wagen, ſie, die Baroneſſe, ſo beim Namen zu nennen — er fühlte dieſe Unbedachtſamkeit ſelbſt, doch war es zu ſpät. Sie öffnete

die Augen; ihr Blick traf den seinen. Eine tiefe Röte verbreitete sich über ihr vorher totenblasses Gesicht, sie ließ den Arm sinken, der sich an ihm festgehalten hatte. Sie trat zur Seite, so daß er gezwungen war, auch seinen Arm von ihr zu nehmen, und fragte ihn leise:

„Wo ist sie?"

„Dort oben!"

„Sie wird zurückkehren. Lassen Sie uns gehn!" bat sie.

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, bleiben wir! Warten wir das Ereignis ruhig ab! Oder glauben Sie wirklich, daß die Gestalt ein Geist gewesen sei?"

„Ja!" erwiderte Marion im Ton der innersten Überzeugung. „Der Geist meiner Mutter!"

„Und wenn Sie irren?"

„Ich irre nicht!" entgegnete sie bestimmt.

„Haben Sie diese Erscheinung bereits einmal gesehn?"

„Noch nie; aber in der ganzen Umgegend erzählt man sich von ihr. Es ist kein Trug."

Sie schauderte bei diesen Worten sichtbar zusammen. Müller aber schüttelte den Kopf.

„Geister erscheinen nicht des Tags. Geister werden nicht naß; ich sah, daß der weiße Haïk, den die Fremde nach arabischer Sitte trug, vom Regen triefte. Und die Geister beten nicht mit lauter Stimme die Worte des Korans."

„Aus dem Koran waren diese Worte?"

„Ja. Unter der Tür betete sie die erste Sure des Korans, die ‚die Eröffnung' genannt wird, und das zweite Gebet war aus der dreizehnten Sure, die ‚Rrad — der Donner' heißt."

„Meine Mutter war eine Mohammedanerin", gestand Marion. „Ich zittre vor Furcht, ihren Geist gesehn zu haben. Lassen Sie uns fliehn!"

„Bitte, warten Sie nur einen einzigen Augenblick! Ich werde ihr folgen. Ich muß feſtſtellen, wo ſie geblieben iſt.“

„Um Gottes willen, nein! Ich habe ſo große Angſt. Verlaſſen Sie mich nicht! Ich muß heim; ich muß zu Gott beten, damit er der Mutter die ewige Ruhe ſchenke. Kommen Sie!“

Sie zog ihn fort, hinaus in den naſſen Wald, und er mußte ihr folgen. Als ſie zwiſchen den Felſen dahineilten, warf Marion unwillkürlich einen Blick zurück und deutete erſchrocken nach der Zinne der Ruine. Dort oben ſtand die weiße Geſtalt mit hoch erhobnen Händen, nach Oſten gewendet, wo Mekka liegt mit dem Stein der heiligen Kaaba. Man hörte die Worte ihres lauten Gebets herabſchallen, dem Gewitter nach, das gen Morgen zog. Hinter ihr leuchtete im Weſten die untergehende Sonne, und über ihr ſtand ein Regenbogen in herrlichen Farben. Der Deutſche hatte das Turmgeſpenſt geſehn, aber das Geheimnis nicht enträtſeln dürfen.

20. Abu Hassan, der Zauberer

Die Stadt Metz war zur Zeit Napoleons III. der Sitz einer der einundzwanzig Militärdivisionen des Landes und gehörte mit den Divisionen von Straßburg, Besançon und Châlons-sur-Marne zum Militärkommando des Ostens, das sein Hauptquartier in Nancy hatte.

Metz war eine echt deutsche Stadt, denn als Lothar der Jüngere seine Länder teilte, kam es in den Besitz Ludwigs des Deutschen, also ans Deutsche Reich. Nur fortgesetzten französischen Umtrieben gelang es, zunächst die Schutzherrschaft über Metz und im westfälischen Frieden sogar die volle Gewalt über diese wichtige Feste zu erhalten.

Einer der größten Gasthöfe von Metz, das Hotel de l'Europe, lag im schönsten Teil der Stadt ganz in der Nähe der Eisenbahn und wurde zumeist von vornehmen Herrschaften bevorzugt, die hier alles vereint fanden, was imstand ist, hochgeschraubten Ansprüchen zu genügen.

Im Frühjahr 1870 erfreute sich dieses Hotel eines zahlreichen hohen Besuchs. Metz zeigte zu dieser Zeit eine besondre Buntheit des militärischen Lebens. Hohe Offiziere kamen und gingen; man wußte nicht woher, wohin und weshalb. Und obgleich sie meist in Zivil waren, so besaßen doch der Besitzer sowie die Bedienung des Hotels de l'Europe, wo diese Herren gewöhnlich abstiegen, Scharfblick genug, um zu wissen, daß man es in ihnen mit einfluß-

reichen Militärs zu tun habe, deren Anwesenheit vermuten lasse, daß irgend etwas Wichtiges im Werk sei.

Seit wenigen Tagen bewohnte ein älterer Herr einige der besten Zimmer des Hotels. Er hatte mehrere Diener bei sich, und auf seinen Koffern waren die Bahnzeichen noch nicht entfernt worden, so daß der Hausknecht deutlich die Worte Paris und Nancy hatte lesen können. Der Herr kam also aus der Hauptstadt über das Hauptquartier des Ostens nach Metz, ein Umstand, der wohl geeignet war, allerlei Vermutungen Raum zu geben. Er nannte sich sehr einfach Monsieur Macon, aber einer der Kellner, der in einem der feinsten Kaffeehäuser des Louvre bedient hatte, behauptete, diesen Herrn sehr gut zu kennen, er sei Graf Jules Rallion, der erklärte Günstling des Kaisers.

Dieser Kellner schien nicht unrecht zu haben, denn bei näherer Beobachtung stellte es sich heraus, daß Herr Macon dem Befehlshaber der Division, dem Festungskommandanten und andern hochgestellten Herrn häufig Besuche machte und von ihnen in einer Weise behandelt wurde, die auf seine hohe Stellung schließen ließ.

Gestern abend hatte er der Dienerschaft befohlen, sich für heut zur Abreise bereitzuhalten, da er mit dem Elf-Uhr-Zug nach Thionville zu fahren gedenke, um dort kurz nach zwölf Uhr einzutreffen.

Bereits um neun Uhr kam ein junger Herr, der wie ein Offizier in Zivil aussah, und fragte, ob Herr Macon zu sprechen sei. Als der Fremde um seinen Namen gebeten wurde, gab er eine Karte ab, auf der in zierlicher Schrift zu lesen war: Bernard Caligny, Eskadronschef. Dieser Caligny war also Kavalleriekapitän, Rittmeister. Er wurde angemeldet und auch sogleich vorgelassen. Herr Macon empfing ihn zuvorkommend, bot ihm Zigaretten an, und nun entwickelte sich eigentümlicherweise ein ganz ähnlicher

Auftritt wie in Simmern zwischen dem General und dem Oberleutnant Greifenklau.

„Ich habe im Zimmer Ihres Obersten eine Kreidelandschaft gesehn, die von Ihrer Hand sein soll, Kapitän?" fragte Macon.

„Es ist eine kleine Gelegenheitsarbeit von mir."

„Eine Gelegenheitsarbeit, die aber doch eine gute Übung verrät. Ich glaube, Sie könnten recht leicht die Rolle eines Landschaftsmalers durchführen."

„Sie würde mir nicht schwer fallen."

„Das ist mir lieb zu hören. Kennen Sie mich, Kapitän?"

Der Offizier lächelte.

„Heute habe ich das Vergnügen, mit Monsieur Macon zu sprechen."

„Und wie würden Sie mir unter andern Umständen antworten?"

„Alsdann würde ich die Ehre haben, mich beim Grafen Jules Rallion zu befinden", antwortete der Kapitän mit einer Verbeugung.

„Gut, ich sehe, daß Sie mich kennen. Ich habe von Ihnen gehört. Man ist mit Ihnen zufrieden, und ich stehe darum im Begriff, Ihnen Gelegenheit zu geben, sich auszuzeichnen."

„Ich werde die Gelegenheit benutzen, Ihnen zu beweisen, daß es mein eifrigstes Bestreben ist, mich nützlich zu machen!"

„Wohl! Ich vernehme, daß Sie der deutschen Sprache mächtig sind!"

„Vollständig! Ich bin bei Straßburg geboren."

„Würden Sie es fertig bringen, in Berlin für einen Deutschen zu gelten?"

„Ich hoffe es, nur müßte ich mich als Deutſchen auszuweiſen vermögen."

„Man wird Sie mit dem Notwendigen verſehn. Hören Sie, was ich Ihnen zu ſagen habe!"

Der Graf ſteckte ſich eine neue Zigarette an und gab ſeinem hagern, gelben Geſicht einen wichtigen, diplomatiſch ſchlauen Ausdruck.

„Man fühlt ſich in die Notwendigkeit verſetzt, an einen Krieg mit Deutſchland zu denken. Der deutſch-öſterreichiſche Kampf hat zur Genüge bewieſen, daß die preußiſche Heeresleitung ſehr umſichtig iſt. Es ſteht zu vermuten, daß Preußen unſre Abſicht errät und infolgedeſſen ſeine Vorbereitungen trifft. Wir müſſen zweierlei erkunden: erſtens, ob wir durchſchaut werden, und zweitens, welche Gegenminen man uns legt. Verſtehn Sie mich?"

„Vollkommen, mein Herr!"

„Eine ſolche Aufgabe können wir unſrer amtlichen diplomatiſchen Vertretung natürlich nicht in die Hand geben. Wir bedürfen einer nichtamtlichen Kraft, die geeignet iſt, dieſe Forſchungen anzuſtellen. Dazu gehört ein Mann, der neben den notwendigen militäriſchen Kenntniſſen auch Scharfſinn genug beſitzt, den Feind zu überliſten. Dieſer Mann ſoll mit den nötigen Papieren und Empfehlungen nach Berlin geſandt werden; er wird Anweiſungen bekommen, wie er ſich zu verhalten hat, man wird ihm Summen zur Verfügung ſtellen, zunächſt für ſeine perſönlichen Ausgaben und ſodann auch für andre unvorhergeſehne Zwecke. Seine Aufgabe iſt vorausſichtlich nicht leicht, doch wird auch die Belohnung dementſprechend ſein. Sie wurden mir empfohlen, Kapitän."

„Ich werde dieſe Gelegenheit, meinem Vaterland zu dienen, mit Freuden ergreifen, und nichts verſäumen, um meinen Zweck zu erreichen."

„Das habe ich erwartet. Waren Sie bereits in Berlin?"

„Ich war noch nicht dort."

„Das iſt günſtig, denn Sie werden dann nicht in Gefahr geraten, erkannt zu werden. Ich fahre elf Uhr von hier nach Thionville. Können Sie bis dahin Ihre Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen haben?"

„Ein Soldat muß ſtets marſchbereit ſein."

„Wohl! Sie werden mich begleiten. Ich habe in der Nähe eine geheime Beſichtigung vorzunehmen, nach deren Erfolg ſich Ihre Verhaltungsmaßregeln richten werden. Dies wird in höchſtens zwei Tagen abgetan ſein, und dann können Sie nach Berlin gehn. Ihre größte Aufmerkſamkeit wird dort auf den Generalſtab zu richten ſein. Und da will ich Ihnen bereits jetzt eine Anſchrift nennen, die Ihnen von Vorteil ſein wird."

Er nahm ein Notizbuch aus der Taſche, blätterte nach und fuhr dann fort:

„Es gibt nämlich dort einen Offizier, einen höchſt gewandten und trotz ſeiner Jugend ſehr brauchbaren Strategen, der ſogar in ſeiner Privatwohnung mit wichtigen Arbeiten beſchäftigt wird. Wenn es Ihnen gelänge, ſeine Freundſchaft zu erwerben, ſo wäre es Ihnen vielleicht möglich, hier und da einen geheimen Blick in dieſe Arbeiten zu werfen. Eine geſchickt geführte Unterhaltung könnte Sie vieles erraten laſſen, was jener nicht offen ſagen wird. Einige Flaſchen Wein zur rechten Zeit und am rechten Ort haben oft einen außerordentlichen Erfolg. Überdies hat der Mann auch Verwandte, deren Vertrauen Sie vielleicht erwerben können. Kurz und gut, ich will Ihnen mit dieſen Andeutungen nur ſagen, daß der Kluge es verſtehn muß, ſich alles dienſtbar zu machen. Ich habe einen beſonderen Grund, gerade dieſen Offizier überwachen und ausforſchen zu laſſen."

„Ich wiederhole, daß ich mein möglichſtes tun werde", antwortete der Rittmeiſter. „Darf ich um den Namen bitten?"

„Es iſt der Oberleutnant Richard von Greifenklau. Wo er ſeine Privatwohnung hat, kann ich nicht ſagen, es wird Ihnen jedoch nicht ſchwer werden, ſie unauffällig zu erfragen. Aber eins weiß ich, was Ihnen vielleicht von Nutzen ſein wird: er hat einen Großvater, einen Veteranen aus den ſogenannten Befreiungskriegen, der zuerſt unter dem Verräter Lützow und ſodann unter Blücher gekämpft hat und in der Schlacht bei Waterloo ſchwer verwundet wurde. Dieſer Alte ſpricht noch heut mit Begeiſterung von ſeinen Feldzügen, und Sie werden wiſſen, daß das Wohlwollen ſolcher Leute leicht zu erlangen iſt, wenn man ſie glauben läßt, von ihrer Begeiſterung angeſteckt zu ſein. Das iſt alles, was ich Ihnen für jetzt ſagen kann. Nähere Befehle werden Sie noch erhalten. Beſitzen Sie einen Anzug, wie ihn Maler zu tragen pflegen?"

„Er wird ſchnell beſchafft ſein."

„Und eine Staffelei?"

Der Rittmeiſter konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Eine Staffelei von hier mit nach Berlin zu nehmen, wäre ebenſo beſchwerlich wie überflüſſig. Will ich bereits unterwegs als Maler gelten, ſo genügt eine künſtlermäßige Kleidung und eine Mappe. Eine Staffelei werde ich mir in Berlin kaufen."

„Das bleibt Ihnen anheimgeſtellt. Jetzt treffen Sie ſchleunigſt Ihre Vorbereitungen, denn ich erwarte Sie Viertel vor elf Uhr wieder hier. Adieu!"

Er erhob ſich und gab dem Offizier die Hand. Der Rittmeiſter nahm ſie wie einer, dem eine hohe Gnade erwieſen wird, und entfernte ſich nach einer Verbeugung, die er einem regierenden Fürſten nicht untertäniger hätte

machen können. Er wußte, daß der Liebling des Kaisers mehr Einfluß besaß als mancher Minister, der sich einbildete, mächtig zu sein.

Als kurz vor elf Uhr der Zug nach Thionville bereitstand, stieg Herr Macon in ein Abteil zweiter Klasse, und ihm folgte ein junger Mann, der enge, graue Hosen, feine Lackstiefel, ein beschnürtes Samtjackett, einen breitkrempigen Hut und gelbe Handschuhe trug. Er hatte eine umfangreiche Mappe unterm Arm, und es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß er ein Künstler, ein Maler war.

Als sie in Thionville ausstiegen, stand der alte Kapitän aus Schloß Ortry auf dem Bahnsteig, um seinen hohen Besuch zu bewillkommnen. Herr Macon, der hier wieder Graf Rallion war, klopfte dem Alten freundlich auf die Schulter:

„Nun, Kapitän, Sie haben meine Drahtnachricht erhalten, wie ich sehe?"

„Vor zwei Stunden. Ich beeilte mich, Sie zu empfangen."

„Ich stelle Ihnen hier den Kapitän Caligny vor, der als Maler nach Berlin gehn wird; in welcher Angelegenheit, das brauche ich so einem alten Schlaukopf, wie Sie sind, nicht erst zu sagen."

Der Alte blinzelte mit den Augen, zog den Schnurrbart hoch und fletschte die Zähne, als ob er ganz Berlin zerfleischen möchte, wobei er dem jungen Offizier vertraulich zunickte:

„Machen Sie Ihre Sache gut, damit diese Prussiens endlich den Lohn erhalten, den sie schon längst verdient haben."

„Der Kapitän wird sich Mühe geben; ich bin davon überzeugt", versicherte der Graf an Stelle des Offiziers. „Haben Sie einen Wagen mit?"

„Zwei. Den andern für Ihre Bedienung.“

„Gut. Fahren wir!“

Nach kurzer Zeit rollten die beiden Gefährte auf der Straße dahin, die von Thionville nach Ortry führt. Das erste Dorf war bereits durchquert, als die drei einen eigenartig gekleideten Menschen bemerkten, der vor ihnen auf der Straße wanderte. Er trug weite, orientalische Hosen, die unter dem Knie zusammengebunden waren, und an den Füßen Sandalen. Strümpfe und Gamaschen fehlten, so daß die hagern, braunen Unterschenkel zu sehn waren. Eine rote, mit Tressen besetzte Jacke bedeckte den Oberleib. Um die Hüften hatte er einen alten blauen Schal geschlungen, in dem verschiedne fremdartige Gegenstände steckten, deren Bestimmung sich unmöglich erraten ließ. Unter der offnen Jacke war ein Hemd zu sehn, das sicher vor langen Jahren einmal weiß gewesen war, und auf dem Kopf des Fremdlings thronte ein Fez. Über die Schulter hing diesem Mann ein großer Ledersack, dessen Inhalt in Bewegung war; es mußten sich lebendige Geschöpfe darin befinden. Das Gesicht schien nur aus einem mächtigen Vollbart, einer braunen Nasenspitze und zwei Augen zu bestehn, die unter schweren Lidern verdeckt lagen.

Als die Wagen herangerollt kamen, blieb der Mann stehn, um sie vorüberzulassen. Seine Lider hoben sich langsam und seine Augen schauten gleichgültig unter ihnen hervor. Kaum aber war ihr Blick auf die Insassen des ersten Geschirrs gefallen, so belebte er sich in auffälligster Weise. Die Augen nahmen den Glanz glühender Kohlen an und schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen. Im nächsten Augenblick hatte sich der Wanderer jedoch beherrscht. Er lehnte sich an einen Baum der Landstraße und ließ, als der Wagen vorüberfuhr, ein halblautes Zischen hören.

Sofort bäumten sich die Pferde und waren durch keine

Anstrengung des Kutschers von der Stelle zu bringen. Er gebrauchte die Peitsche; er schnalzte mit der Zunge; er bat mit zuredenden Worten, vergeblich. Der Fremde stand dabei und richtete seinen halbverschleierten Blick scharf auf den alten Kapitän. Dieser wandte sich mit einer drohenden Handbewegung zu ihm.

„Kerl, siehst du nicht, daß die Pferde vor dir scheuen? Pack dich fort!"

„Scheuen?" fragte der Mann mit tiefer Stimme. „Vor mir hat noch nie ein Pferd gescheut; aber alle Pferde gehorchen meinem Wink. Wem gehört dieser Wagen?"

„Was geht das dich an, Vagabund? Ich sage dir, pack dich fort, sonst lasse ich dich vom Kutscher von der Straße peitschen!"

„Ich fürchte ihn nicht," antwortete der Fremde ruhig. „Wenn ich erfahren habe, wohin die Wagen gehören, werde ich den Pferden befehlen, zu gehorchen, und dann könnt ihr weiterfahren, eher aber nicht!"

Der alte Kapitän zuckte verächtlich die Achseln und gebot dem Kutscher, die Fahrt fortzusetzen, aber dieser war nicht imstand, den Befehl auszuführen. Die Pferde wichen trotz allen seinen Bemühungen nicht von der Stelle.

„Es geht nicht, gnädiger Herr", klagte er. „Der Teufel muß in die Tiere gefahren sein, oder der Kerl dort versteht zu hexen. Wenn ich Gewalt brauche, so brechen sie mir die Deichsel."

Der Graf hatte bis jetzt den Auftritt ruhig beobachtet. Nun wandte er sich nach dem zweiten Wagen, worin seine beiden Diener saßen:

„Schafft den Menschen fort, damit die Pferde ihn nicht mehr sehn!"

Die Diener stiegen aus und traten drohend auf den Fremden zu. Sie geboten ihm, sich davonzutrollen, und als

er nicht gehorchte, drangen sie auf ihn ein. Aber im selben Augenblick wichen sie erschreckt zurück, denn der Fremde hatte seinen Ledersack ein wenig geöffnet, und aus diesem schossen drei Schlangen hervor. Diese Tiere ringelten ihre Schwänze um den langen, nackten Hals ihres Herrn und fuhren mit ihren Leibern, wie um ihn zu verteidigen, mit blitzähnlicher Schnelligkeit in der Luft umher. Es waren giftige Uräusschlangen, eine afrikanische, der indischen Brillenschlange ähnliche Otternart. Beide sprangen schleunigst zurück und wagten nicht wieder, sich dem Fremden zu nähern.

Dieser erhob die Hand, um seine Beschützer zärtlich zu streicheln.

„Wer mich angreifen will, der komme! Es gehorchen mir alle Tiere des Waldes und des Feldes, auch den Rossen bin ich Gebieter. Die Pferde werden nicht eher diese Stelle verlassen, als bis ich es ihnen erlaube. Wem gehören diese Gespanne?“

Die Herren, die im ersten Wagen saßen, konnten es mit ihrer Würde nicht vereinbaren, dem seltsamen Fremden Rede zu stehn, erkannten aber auch, daß dieser Mann unangreifbar sei.

Der Kutscher riß sie aus ihrer Verlegenheit.

„Die Wagen gehören nach Ortry“, rief er.

„Nach Ortry?“ wiederholte der Schlangenbändiger. „Gut; fahrt weiter!“

Er stieß einen seltsam klingenden Pfiff aus. Sofort zogen die Pferde an und rannten im Galopp davon, so daß der Kutscher sich alle Mühe geben mußte, ihrer Herr zu bleiben. Der Fremde blickte den Dahinfahrenden nach, so lange er sie zu sehn vermochte, dann wandte er sein Gesicht nach Osten. Seine Augen öffneten sich weit; seine Knie beugten sich zur Erde, seine Arme kreuzten sich über der Brust.

„Allah il Allah! Dein Name ist der einzige, und deine Macht ist unendlich. Sei gelobt, daß ich ihn getroffen habe, den Räuber, den Mörder unsres Stammes! Sei gelobt, daß ich gefunden habe die erste Spur von Liama, der Tochter unsrer Zelte, der Frau meines Bruders Saadi. Ich gelobe bei dir und allen heiligen Kalifen, sie zu befreien, oder, wenn sie tot sein sollte, zu rächen, wie noch kein Kind der Wüste gerächt worden ist!"

Zu den Franzosen hatte er in der Mundart des südlichen Frankreichs gesprochen, jetzt aber verrichtete er sein Gebet in arabischer Sprache. So am Boden knieend und von den Schlangen umzüngelt, bot er einen höchst fremdartigen, wilden Anblick.

Jäh erhob er sich wieder von der Erde, lockte die Schlangen in den Sack zurück und setzte seinen Weg fort, denselben Weg, den auch die Wagen verfolgt hatten. Im nächsten Dorf kehrte er im Wirtshaus ein. Er fand nur einen alten Mann zu Haus, der ihm den bestellten Trunk reichte, die sonderbare Gestalt mit neugierigem Blick betrachtete und fragte:

„Sie sind jedenfalls nicht im Norden Frankreichs geboren?"

„Nein", lautete die Antwort. „Ich ward geboren im Sonnenbrand des Südens."

„Was treiben Sie hier oder womit handeln Sie?"

„Man nennt mich Abu Hassan, den Zauberer. Ich habe die Geheimnisse der Geister erforscht und mir alle Geschöpfe untertan gemacht."

„Ah, ein Gaukler", lächelte der Wirt. „Wo wollen Sie Ihre Künste zeigen?"

„In Ortry."

„Oh, da werden Sie schlechte Geschäfte machen!"

„Wieso?"

„Zu den Arbeitern, die sich wohl eine solche Kurzweil wünschen möchten, darf kein Fremder, und im Schloß gibt es Leute, die mehr gesehn haben als die Kunststücke, die Sie vorführen werden."

„Abu Hassan kann mehr als andre. Wer wohnt auf dem Schloß?"

„Der Baron de Sainte-Marie."

Der Gaukler schüttelte leise den Kopf, als sei er mit dieser Antwort noch nicht zufrieden.

„Wer noch?"

„Sein Weib und seine zwei Kinder."

„Wie alt ist der Baron?"

„Vielleicht fünfzig Jahre."

Abu Hassan schüttelte abermals den Kopf.

„Wohnt nicht auch ein Mann dort mit großem, grauem Schnurrbart?"

„Ja; der Vater des Barons."

„Wie heißt er?"

„Eigentlich sollte man meinen, daß er auch Sainte-Marie heißt; das ist aber nicht der Fall, denn er heißt Richemonte. Wahrscheinlich ist sein Sohn vom Kaiser geadelt worden."

Abu Hassan horchte auf. Seine Augen aber versteckten sich noch tiefer unter den Lidern als vorher, und er gab sich Mühe, gleichgültig zu fragen:

„War dieser Alte Soldat?"

„Ja. Er hat unter dem großen Kaiser gefochten und soll auch bei den Kabylen gewesen sein."

„Hat er ein Weib gehabt?"

„Das muß wohl sein, da der Baron sein Sohn ist. Ich habe sie nicht gekannt, denn die Sainte-Maries wohnen erst seit einigen Jahren hier."

„Ist der Baron verheiratet?"

„Ja."

„Mit einer Ausländerin?"

„Nein, mit einer Französin. Wie kommen Sie auf diese Frage?"

„Haben Sie niemals etwas von einem Weib gehört, das Liama hieß?"

„Liama? — Ah, richtig, das war die erste Frau des Barons. Ihr Grab liegt tief im Wald beim Gespensterturm, und ihre Tochter lebt noch."

Die Augen des Fremden loderten unter den Lidern hervor, doch im nächsten Augenblick erklang ruhig die Frage:

„Eine Tochter hat sie hinterlassen? Wie heißt sie?"

„Marion."

„Hat sie nie anders geheißen?"

„Warum sollte sie jemals anders geheißen haben? Ihre Frage klingt seltsam."

So unterhielten sich die beiden noch lange Zeit. Hassan erfuhr alles, was der Wirt von Ortry und seinen Bewohnern wußte. Er hörte auch, daß der Geist Liamas noch oft am alten Turm zu sehn sei. Endlich brach der Fremde auf. Als er sich auf der Straße allein befand, schüttelte er den Kopf und murmelte in seiner Muttersprache:

„Diesen alten Richemonte suche ich. Allah hat meine Schritte endlich doch noch zum Ziel geleitet; aber Liama, die Tochter der Wüste, ist gestorben. Ich werde sie rächen. Wer ist diese Marion? Wer ist dieser Baron de Sainte-Marie? Wer ist der Geist, der sich im alten Turm blicken läßt? Ich werde nach Ortry gehn und die Spuren verfolgen, die ich gefunden habe; dann kehre ich zu Saadi zurück, um ihm zu sagen, daß die Zeit der Rache endlich gekommen ist."

Seine Augen leuchteten wild auf, und sein Mund ließ ein höhnisches Lachen erschallen.

„Wird er mich erkennen? O nein! Der Gram hat mein Geſicht durchfurcht und mein Fleiſch vom Leib gefreſſen. Und wenn er erführe, wer ich bin, ich fürchte ihn doch nicht. Sind ſie nicht alle erſchrocken über meine Schlangen? Hat ihnen nicht Allah den Verſtand genommen, daß ſie nicht begreifen, warum die Pferde mir gehorchen? Und wenn jene Menſchen mich bedrohn, ſo werde ich ihnen meine Künſte zeigen, und ſie werden ſich fürchten und mich für den Scheitan halten. — Ja, der Tag der Rache iſt nicht mehr fern. Ich habe meinen Todfeind erkannt und werde nicht ruhen und raſten, bis ich ihn vernichtet habe. Allah begrabe ihn im tiefſten Abgrund der Dſchehennah!" — — —

Karl May's Geſammelte Werke

Bisherige Auflage: 5½ Millionen Bände!

Band		Band	
1	Durch die Wüſte	37	Der Ölprinz
2	Durchs wilde Kurdiſtan	38	Halbblut
3	Von Bagdad nach Stambul	39	Das Vermächtnis des Inka
4	In den Schluchten des Balkan	40	Der blaurote Methuſalem
5	Durch das Land der Skipetaren	41	Die Sklavenkarawane
6	Der Schut	42	Der alte Deſſauer
7/9	Winnetou. 3 Bände	43	Aus dunklem Tann
10	Orangen und Datteln	44	Der Waldſchwarze
11	Am Stillen Ozean	45	Zepter und Hammer
12	Am Rio de la Plata	46	Die Juweleninſel
13	In den Kordilleren	47	Profeſſor Vitzliputzli
14/15	Old Surehand. 2 Bände	48	Das Zauberwaſſer
16/18	Im Lande des Mahdi. 3 Bände	49	Himmelsgedanken
19	Kapitän Kaiman	50	In Mekka
20/22	Satan und Iſchariot. 3 Bände	51	Schloß Rodriganda
23	Auf fremden Pfaden	52	Vom Rhein zur Mapimi
24	Weihnacht	53	Benito Juarez
25	Am Jenſeits [4 Bände	54	Trapper Geierſchnabel
26/29	Im Reiche des ſilbernen Löwen.	55	Der ſterbende Kaiſer
30	Und Friede auf Erden	56	Der Weg nach Waterloo
31/32	Ardiſtan und Dſchinniſtan.	57	Das Geheimnis des Marabut
33	Winnetous Erben [2 Bände	58	Der Spion von Ortry
34	„Ich“	59	Die Herren von Greifenklau
35	Unter Geiern	60	Allah il Allah
36	Der Schatz im Silberſee		

Jeder Band iſt einzeln käuflich
Preis geheftet je M. 3.50,
grün gebunden mit farbigem Deckelbild je M. 5.—

Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden

Wichtige Ergänzungen zu Karl Mays Werken sind unsre:

Karl-May-Jahrbücher

Jahrgang IV bis XII = 1921 bis 1929

Karl-May-Jahrbücher 1918, 1919 und 1920 (I., II. und III. Jahrgang) sind vergriffen.

Preis kartoniert je M. 4.—

Jeder Band enthält bisher noch unbekannte Erzählungen, Gedichte und Briefe Karl Mays, ferner zahlreiche Beiträge, Novellen usw. bedeutender Sachkenner und Schriftsteller, sowie viele Abbildungen.

Alljährlich erscheint ein weiteres Jahrbuch.

*

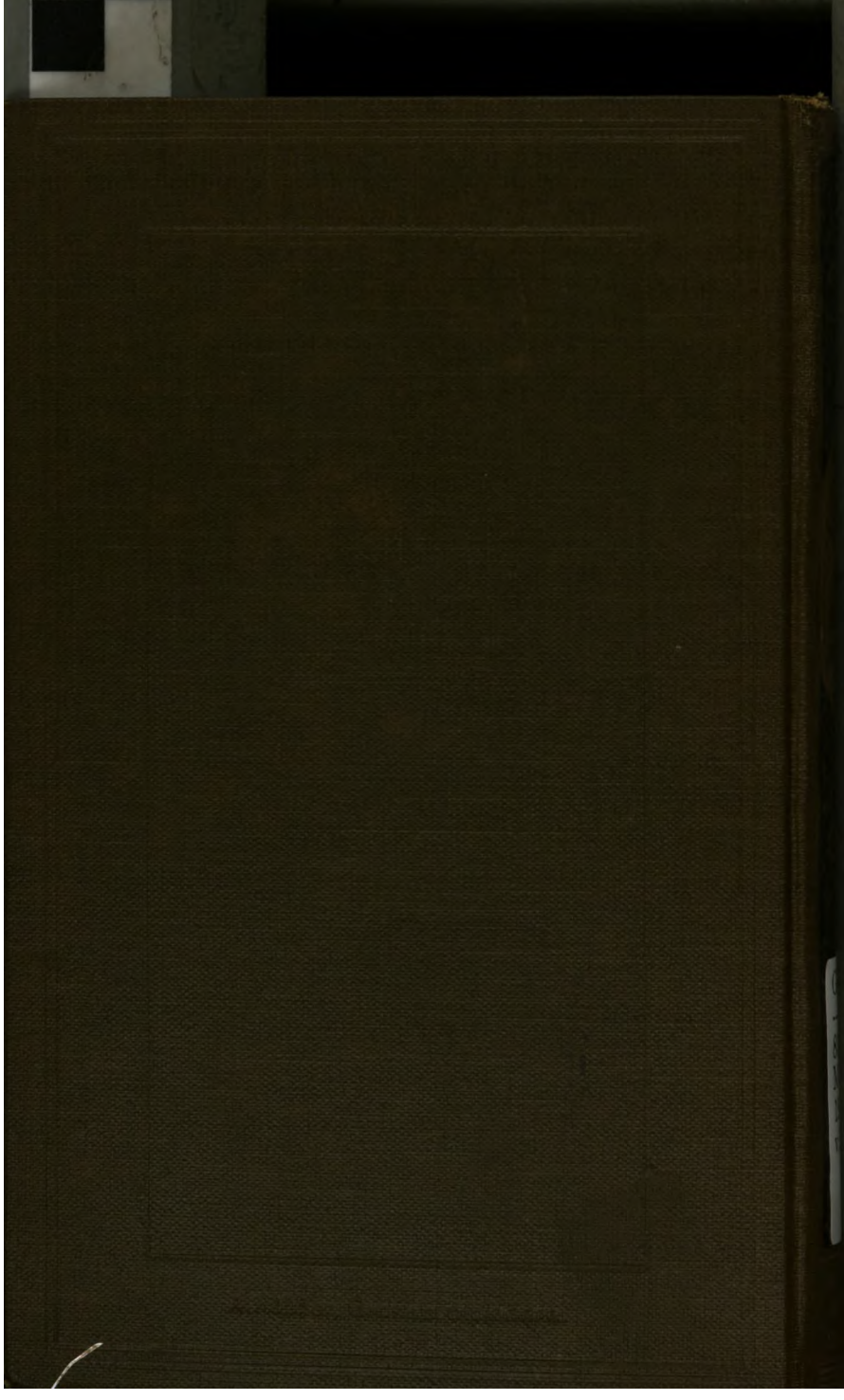
Mitarbeiter sind u. a.:

Rose v. Aichberger, Dr. Ernst Altendorff, Lisa Barthel-Winkler, Dr. Arthur Berger, Reichsbahninspektor Alfred Biedermann, Geheimrat Prof. Dr. Alfred Biese, Dr. Ernst Bloch, Hauptmann a. D. Braune, Stadtschulrat Dr. Artur Buchenau, Dr. Charlotte Bühler, Major a. D. Regierungsrat Max Caselia, Dr. Franz Cornaro, Geheimer Regierungsrat Cumme, Studienrat Dr. Adolf Droop, Hauptmann a. D. Dr. Reinhold Eichacker, Redakteur Otto Eicke, Prof. Dr. Eduard Engel, Dr. Curt Floericke, Dr. Georg Fröschel, Max Geißler, Rechtsanwalt Dr. Oskar Gerlach, Strafanstaltslehrer Heinrich Glatzel, Archivrat Hauptmann a. D. Gustav Goes, Univ.-Prof. Dr. Konrad Guenther, Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Thea von Harbou, Verlagsdirektor Wirkl. Rat Otto Hartmann, Landgerichtsdirektor Dr. Albert Hellwig, Geh. Regierungsrat Hochschul-Prof. Dr. Wilhelm Heß, Max Jungnickel, Kaplan Franz Kandolf, Tony Kellen, Fremdenlegionär Max Kirsch, Studienrat Dr. Karl Konrad, Prof. Wilhelm Kreis, Dr. Ritter Richard v. Kralik, Geheimrat Dr. Lorenz Krapp, Hauptmann Dr. Paul Leutwein, Dr. Heinrich Lhotzky, Dr. Werner Mahrholz, Dr. Wilhelm Matthießen, Frau Klara May, Walter v. Molo, Univ.-Prof. Dr. Hans Naumann, Amand v. Ozoróczy, Museumsdirektor Prof. Dr. K. Th. Preuß, Studienrat Fritz Prüfer, Pfarrer W. Richter, Mittelschulrektor Franz Rohrmoser, Verlagsdirektor Dr. E. A. Schmid, Prof. Sascha Schneider†, Geheimer Rat Univ.-Prof. Dr. Emil Sehling†, Dr. Karl Hans Strobl, Marine-Oberzahlmeister a. D. Adalbert Stüh, Hauptmann Hans-Erich v. Tzschirner-Bey, Hochschul-Professor Dr. Benno Wandolleck, Dr. Wolfgang von Weisl, Rechtsanwalt Max Weiß, Minist.-Dir. Dr. Erich Wulffen, Heinrich Zerkaulen, Carl Zuckmayer.

Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden

Pressestimmen

Die „Frankfurter Zeitung" in ihrem Literaturblatt erinnert daran, daß von ihr selber vor dreißig Jahren der erste Angriff auf Karl May ausging und kommt zu folgendem Ergebnis: Hier ist unrecht geschehen, züchtig und unwissend. Bei Karl May werden Verbrechen oft am Ort wieder gutgemacht, wo sie geschahen. So wird hier in der gleichen Zeitung, an erhobener Stelle, in veränderter Zeit festgestellt: Karl May ist einer der besten deutschen Erzähler, und er wäre vielleicht der beste schlechthin, wäre er eben kein armer, verwirrter Proletarier gewesen. Der Schuß, den die Wohlgesinnten damals abfeuerten, geht umgekehrt, auf die Gesellschaft selbst. Beispiellos, wie dieser Mann zum Schriftsteller wurde; noch in der Zelle begann er zu schreiben: „Geographische Predigten" — Abenteuer und Besserungswille, mit so leichter und roher Hand. Karl May ist aus dem Geschlecht von Wilhelm Hauff; nur mit mehr Handlung ... Fabelhaft gesund ist alles, eine kräftige Luft ...

Dr. Wolfgang von Weisl, Berichterstatter der „B. Z. am Mittag": So viel wird über diesen Phantasten geschimpft, von Leuten, die offenbar selbst nie weiter gekommen sind, als Cooks Reiseführer sie geleitet hat, daß es mir ein Bedürfnis ist, einmal die Wahrheit festzustellen: Ich kenne kein einziges Buch und keinen einzigen Autor, der über den Orient soviel Richtiges geschrieben, der seinen Geist so einsichtig erfaßt und so sicher dargestellt hat wie dieser Mann, der an seinem Schreibtisch, unter Benutzung einer gewaltigen Bibliothek und unter taktsicherer Ausscheidung der falschen Berichte über Asien seine Romane entwarf. Wo ich auf meinen Reisen die Spuren der Helden Karl Mays kreuzte, fand ich — heute, Anno 1927! — die Welt und die Menschen noch immer so, wie ich sie von der Zeit her, da ich unter der Schulbank heimlich den „May" las, in Erinnerung behalten hatte. Und dasselbe sagten mir alle Deutschen, die ich hier im Osten traf: Konsuln und Archäologen und Kaufleute. Und einer — ein sehr ehrbarer Universitätsprofessor — gestand mir errötend, daß ihm eigentlich vor dreißig Jahren der Karl May mehr vom wahren Orient gegeben hatte als alles, was er seither darüber zu lesen verpflichtet war ...

Prof. Dr. Eduard Engel im Karl-May-Jahrbuch 1926: Was auch die stolze Literaturwissenschaft und das selbstbewußte Tagesurteil über Karl May sagen oder schelten mag, eins müssen sie alle lassen stahn: Er ist seit reichlich vierzig Jahren der meistgelesene deutsche Erzähler, wobei nicht zu vergessen, daß er auch der meistübersetzte ist, daß also seine Leser über fast alle Länder des Erdballs verstreut sind. Karl May ist ein Volksschriftsteller mit außergewöhnlicher Verbreitung; es kann daher nicht gleichgültig sein, in welcher Sprachform seine Werke zu den Millionen sprechen. Karl Mays Deutsch nahm es von jeher an Reinheit mit dem unserer berühmtesten Erzähler und Wissenschafter auf.